Die

Erde und ihre Bewohner

nach

den neueſten Entdeckungen.

Ein Leſebuch für Geographie, Völkerkunde, Produktenlehre und den Handel

von

E. A. W. von Zimmermann.

Siebenter Theil.

Brasilien, Chile und Patagonien.

Stuttgart,
bei Auguſt Friedrich Macklot. 1820.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
MAXIMILIANI II
REGIS

Inhalt.

	Seite
Braſilien	1 bis 67
Deſſen Entdeckung, Größe, Bildung, Gewäſſerung, Klima	1 — 5
Die Küſten; Fernambuc; das Färbeholz und deſſen Werth	6 — 7
Bahia; St. Salvador; dortige erſte Kolonie . .	8 — 9
Dortiger Handel, Wallfiſchfang und deſſen Werth .	10
Tabakshandel von Cocheira	11
Porto Seguro	11 — 12
Rio Janeiro (Hauptſt. Braſiliens)	12 — 14
Schöner Aquäduct	13
Inſel St. Catharina und dortiger Wallfiſchfang . .	14 — 15
Kolonie von St. Paul	15
Reiſe des Deutſchen Wilhelm Glimmer . . .	17 — 18
Die Bergländer und Minen	18 — 19
Natur und Förderung der Erze, beſonders der edeln Metalle	19 — 20
Die Diamant-Varietäten; Schleifen; welches die größten; wie man ſie ſchätzt	21 — 26
Diamant-Minen	26 — 27
Jährlicher Ertrag der Braſilianiſchen Diamant-Minen und Verſendung	27 — 28
Sonſtige Edelſteine	28
Reichthum und Merkwürdigkeit der dortigen Flora .	28 — 30
Schönheit und Sonderbarkeit der Vögel, die Toucane, der Abinga	31 — 32
Einige merkwürdige Quadrupeden	33
Gibt es wohl Meermenſchen?	34 — 35
Braſiliens Original-Bewohner; ihre Sprache; Gaſtfreiheit, Religion, Sage von einer großen Ueberſchwemmung	36 — 42
Ihre Kriege; regelmäßige Verſpeiſung eines Gefangenen durch ſeine eigene Frau	42 — 46
Behandlung der Kranken und der Leichen . . .	48
Die in Braſilien Angeſiedelten; die Fremden; Entſtehung der erſten portugieſiſchen Kolonie	48 — 50
(Merkwürdige Impfungen auf den Borromäiſchen Inſeln)	50 — 51
Intoleranz, und ſonderbare Anklage Gottes durch einen Jeſuiten	51 — 53
Harte Behandlung der Kolonien und drückende Monopolien	53 — 57
Neger Braſiliens	56
Werth aller ausgeführten Waaren	57
Unbedeutenheit derſelben in Vergleich mit dem engliſchen Weſtindien	57
Geringe Population in Vergleich mit den nord-amerikaniſchen Freiſtaaten	58
Große Unbekanntheit des Binnenlandes . . .	59

	Seite
Politiſche Eintheilung und Einrichtung Braſiliens .	60 — 61
Häusliches Leben der dortigen Portugieſen . .	61 — 63
Oeffentliche Vergnügungen	64
Schlechter Zuſtand der Wiſſenſchaften	65
Hoher Werth des Handels überhaupt, und Ausſichten für Braſilien	66

Chile (Tſchile).

Lage, Größe, Gränze	67 — 68
Gebirge, Vulkane, Flüſſe, Temperatur . . .	68 — 70
Mineralien, beſonders edle Metalle, und ganzer jetziger Werth	71 — 75
Merkwürdige Pflanzen, Färbepflanzen und eßbare .	76 — 79
Quadrupeden nach Azara und Molina . .	79 — 84
Vögel und übrige merkwürdige Thiere . . .	84 — 88
Inſeln von Chile	89
Juan Fernandez, dortige Flora und Fauna . .	89 — 90
Der Seelöwe und ſeine Polygamie	91 — 92
Geſchichte Alex. Selkirks, bekannt als Robinſon Cruſoe	93 — 98
Wann würde der iſolirte Menſch ſeine Mutterſprache verlernen?	96 — 97
Wilde Nationen von Chile	99 — 106
Die dort Angeſiedelten; die Spanier	106 — 107
Van Covers Reiſe nach der Hauptſtadt St. Jago .	108 — 109
Deſſen und la Peyrouſens Aufnahme	111
Trachten und Beluſtigungen	111 — 113
Behandlung dieſer Kolonie vom Mutterlande . .	113 — 115
Handel	115
Cujo oder Oſt-Chile	116 — 118

Patagonien.

Traurige Anſicht des Landes; Größe und Bildung .	118 — 119
Unglückliche Excurſion der Engländer ins Binnenland	120 — 121
Das Südlicht	122
Patagoniſcher Zimmt (Winters Rinde) . . .	124
Die Falklands-Inſeln (Isles Malouines) . .	126 — 128
Der Pinguin	128
Die Culpea, antarctiſche Fuchs	129
Terra del Fuego, ſeine traurige Anſicht . . .	131 — 132
Die Bewohner Patagoniens; die Patagonen oder Tehuelhets, ihre große Statur, Sitten ꝛc. . . .	133 — 139
Ueber das Daſeyn der Ceſareer	139 — 140
Die Feuerländer, die Peſcherähs, ihre elende Geſtalt .	141 — 144

Braſilien.

Abermals ein Monument des allgewaltigen Zufalls! ruft der Fataliſt mit dem Plinius aus. Ein Sturm zwingt den Oſtindienfahrer, Pedro Alvarez Cabral (im April 1500), da er die Windſtillen vermeiden will, die oftmals unweit Afrika die große Reiſe verzögern, an einer im Weſten ſich zeigenden Küſte einzulaufen, und Braſilien iſt entdeckt.

Er fand ſich unter dem 15ten Breitengrade in einem ſichern Hafen, und gab ihm daher den Namen Porto Seguro. Noch jetzt ſind die dortigen Portugieſen ſtolz darauf, den Fleck der erſten Entdeckung des großen Landes zu bewohnen. Sie bewahren daher mit großer Ehrfurcht das Kreuz, welches Cabral zum Zeichen der Beſitznahme des Landes für Portugal, unter einem ſchattigen Baume, errichtete, und dieſe Ceremonie durch ein Hochamt bei Muſik und unter dem Donner des Geſchützes feierte.

Die erſtaunten Indier ſtrömten dem unerhörten Schauſpiele hinzu, und mehrere ließen ſich, gleichſam vom Zauber ergriffen, auf der Stelle zu Chriſten taufen.

Dies heilige Kreuz lieh dem entdeckten Lande anfänglich den Namen Santa Cruz: König Emanuel ſoll ihn in den heutigen verwandelt haben, da die brennende Farbe des dort entdeckten trefflichen Braſilienholzes (von Brazas, Feuerglut), damals das wichtigſte Produkt, viel Aufſehen erregte.

Welch ein hartes Schickſal für den großen Colon, jetzt durch einen Windſtoß ein ungeheures Continent entdeckt zu wiſſen, das ſeinen Talenten, ſeinem Fleiße und ſeiner eiſernen Beharrlichkeit und Duldung allein zuzugehören ſchien; denn war es nicht ein Geringes, ſüdwärts des von ihm entdeckten Weſtindiens weiter zur Küſte hinab zu ſteuern, und ſich hiermit das geſammte Süd-Amerika tributair zu machen?

Braſiliens Lage, ſeine Einfaſſung vom Meere, ſeine Bewäſſerung, ja großentheils die Gebirgsrücken der Grenzen, zeigten bereits einem der vorzüglichſten Erdbeſchreiber älterer Zeiten, dem Piſo, die Aehnlichkeit dieſes treflichen Landes mit Peru.

Wirklich iſt es gleichſam das Peru des atlantiſchen Oceans, und wir werden bald ſehen, daß, wenn gleich die Natur überall unerſchöpflich an Abwechſelung in ihrem Reichthum iſt, ſo hat ſie dennoch auch vieles in der Bildung des Innern beider Länder und ihrer Erzeugniſſe einander ähnlich gelaſſen.

Von faſt dreieckiger Form, wobei die Grundlinie gegen den Maranon liegend gedacht wird, hat Braſilien wahrſcheinlich die erſtauniiche Ausdehnung von mehr als 90tauſend Quadratmeilen. Wie ließe ſich nämlich hierüber bei einem Lande etwas mit Genauigkeit beſtimmen, in welchem die Eiferſucht der Portugieſen faſt jeden mit dem Tode ſtraft, der es wagt, ohne Erlaubniß nur eine Meile von der Küſte in ſein Inneres vorzudringen?

Gegen die Wuth des Meeres findet ſich dies Land auf eine haushälteriſche Weiſe geſchützt. Ein hier und dort unterbrochener Wall, von feſten, ſchroffen Felſen, ein Rief, mehr als 15 Toiſen breit, läuft flach unter dem Meere theilweiſe, faſt längs der ganzen Küſte, hinab, und bricht die übermüthige Welle. Wahrſcheinlich brachte die Natur, gewohnt durch die einfachſten, ja dem Auge höchſt unbedeutend ſcheinenden Mittel die größten Phänomene hervorgehen zu laſſen, auch hier dieſe mächtige Schutzwehr dnrch ein faſt mikroſcopiſches Gewürm zu Stande.

Der Corallenbewohner, der viel hundert bedeutende Inſeln im Weltmeere hervorgehen läßt, iſt wahrſcheinlich auch der Baumeiſter dieſes großen Werks. Die Bemerkung des Piſo ſcheint dies noch mehr zu beſtätigen; denn ihm zufolge führte man mit dieſem Geſtein, vermuthlich Kalchſtein, die ſchönſten Gebäude in Olinde und Paria auf.

Um Braſilien mit Peru genauer vergleichen zu können, müßte man dort noch einen beträchtlichen Theil von Chili hinzudenken. Braſilien beginnt zwar, ſo wie Peru, nicht weit von dem Aequator, allein gegen Süden läuft es tiefer hinab; denn man darf die hieher gehörigen Beſitzungen der Portugieſen faſt bis zu der Mündung des la Plata-Fluſſes rechnen.

In einem Lande der heißen Zone, das über 800 d. Meilen längs dem Meere fortgeht, das ſich, wenn man es in Weſten durch den Javari-Fluß begrenzen läßt, gegen 500 der Länge nach ins Innere erſtreckt, und dabei vielfach von hohen Gebirgen überlaufen iſt, was für einen Reichthum und Mannigfaltigkeit von Produkten darf man nicht darin erwarten!

Eben dieſe Lage längs dem Meere und jene Gebirge, die wir nebſt ihren Erzeugniſſen weiterhin genauer werden kennen lernen, bringen dann eins der ſchönſten Klimate hervor. Der Seewind kühlt eben ſowohl die Luft, als der Wind vom Gebirge herab. Selbſt wenn die Sonne dort in den Wendekreis trat, alſo lothrecht ſtand, fühlte Barrow keine über-

mäßige Hitze. Gewöhnlich fand er das Thermometer zwiſchen 76 und 84 Gr. Fahr. Die Morgen, bis zum Aufgang der Sonne, ſind ſehr friſch, ja ſelbſt deshalb gefährlich. Dies wiſſen die Ureinwohner, die Indier; deshalb unterhalten ſie in ihren Cabanen ſtets nächtliche Feuer. Die Nächte haben dort im Sommer noch die äußerſte Unannehmlichkeit, daß die ungeheure Menge Inſekten faſt alle Ruhe verſcheuchen. Scolopendern, Tauſendfüße, Scorpionen ſetzen beſonders den Fremdling ſtets in Schrecken, während daß alles um ihn her von Lichtfliegen (Lampyris) leuchtet, eine höchſt widrige Grille ſein Ohr unabläſſig ermüdet, und die unzählbaren Schwärme der giftigſten Musquitos ihm das Blut ausſaugen, ja faſt alle Theile des Körpers durch brennende Geſchwulſt auf das häßlichſte entſtellen.

So wie bei den übrigen Ländern der Tropen, hat Braſilien gleichfalls nur zwei Jahrszeiten; die naſſe und die trockene. Im dortigen Sommer, dem unſrigen faſt entgegengeſetzt, iſt die Hitze eben ſo groß, wie die Näſſe. Der Winter iſt zwar gleichfalls ſehr warm, aber trocken. In dieſer guten Jahrszeit ſtürmt das Meer ſo ſelten, daß die Fiſcher es wagen dürfen, mit ſchlecht zuſammen gefügten Kähnen, Canoes, oft Meilen weit das Ufer zu verlaſſen. Zu Nacht überzieht das Meer ein Phosphorglanz. In der trockenen Jahreszeit trübt ſich nur ſelten die Atmoſphäre. Die Wolken ſind ſparſam und lichte; oftmals zeigen ſich in der Nacht Blitze. Sonſt iſt der Himmel heiter; man lieſt beim Mondenlicht; dem Aſtronomen bleibt hier Urania beſtändig günſtig; allein die Eiferſucht der Regierung ließ ſie bis jetzt vergebens auf ihren Günſtling warten.

Wie trefflich iſt nun ferner die innere Bildung des Landes für den, der es zu benutzen verſteht! Die Bewäſſerung iſt außerordentlich reich. Die größten Ströme, welche ſich in den Maranon von Süden her einmünden, und bereits als deſſen Arme beſchrieben ſind *), z. B. der Purus, der Madeira, der Topoyoſu, der Xingu und andere gehören hauptſächlich zu Braſilien. Die beiden erſten ſetzen es mit Peru in Verbindung. Für die Verbindung des Binnenlandes mit dem Atlantiſchen Meere ſorgte gleichfalls die Natur durch viele anſehnliche Flüſſe. Gegen den Aequator hin zeigt ſich zuerſt der Gran Para. Er bildet mit der Mündung des Amazonen-Fluſſes die große Inſel Marajo oder de Juanes, und mehrere Meilen weit von ſeiner Mündung giebt er jenem giganten Strome, in Rückſicht ſeiner Größe, nicht viel nach.

Dieſe außerordentliche Waſſermaſſe führt ihm aber hauptſächlich der Tocantin zu, welcher, den neuern Karten zufolge,

*) Man ſehe das vorhergehende Bändchen.

ſehr ſüdlich in den Gebirgen, die wir kaum dem Namen nach kennen, ſchon unter dem 19ten oder 18ten Br. Grad ſeine Quellen hat. Bei ſeinem langen Wege von mehr als 250 deutſchen Meilen, nimmt er verſchiedene anſehnliche Flüſſe auf, und hierunter iſt der Araguaya, der da weiter in Weſten mit ihm faſt unter gleicher Breite entſpringt, der bedeutendſte. Vor ſeiner Einmündung in den Tocantin durchläuft er bereits auf zehn Breiten-Grade, alſo ſicher über 150 Meilen.

In dieſen obern nordöſtlichen Gegenden iſt daneben die Küſte von ſehr vielen kleinern Flüſſen durchſchnitten. Laet beſchreibt drei derſelben, die nur allein gegen die nicht ſehr bedeutende Inſel Maragua in der Provinz Guayra ausſtrömen, als ſo beträchtlich, daß einige darunter an ihrer Mündung mehrere Stunden in der Weite halten.

Es wäre zweckwidrig, ja ermüdend, die große Anzahl der Flüſſe hier aufnehmen zu wollen, die aus dem Binnenlande weiter in Süden, von Nordoſten und Oſten, ſich ins Meer ergießen. Allein der Paranaibo und Acuracu, noch weit mehr aber der St. Franciscus-Fluß verdienen eine beſondere Erwähnung. Die erſtern kommen nur aus einem von der Küſte nicht ſehr entfernten Grenz-Gebirge der Provinz Fernambuc, durchlaufen indeß mehrere Breitengrade, und endigen ſich mit ſehr anſehnlichen Mündungen.

Bei weitem wichtiger iſt aber dagegen der St. Franciscus-Fluß. Tief aus den ſüdlichen Gebirgen der Minas Geraes nimmt er ſeinen Urſprung, und es war ein Deutſcher, Wilhelm Glimmer, von deſſen Reiſe wir weiter unten zu reden Gelegenheit finden werden, der die Quellen dieſes großen Stromes glaubt gefunden zu haben. Indeß entſpringen ſie doch, den neueſten Karten zufolge, wohl höher hinauf nach Norden gegen den 21ſten Br. Grad, in dem metallreichen Berglande. Nur auf einige der feinſten öſtlichſten Wurzeln des großen Stromes könnte unſer Landsmann bei ſeiner Reiſe geſtoßen ſeyn. Was kann der St. Franciscus-Fluß, da er ſich bogenförmig bis zu dem 10ten Breitengrade erhebt, und ſchon unter dem 13ten durch beträchtliche Seitenzweige ſehr anſehnlich geworden iſt, dereinſt dem beſſer benutzten Braſilien für ein bedeutender Handelskanal werden, wenn gleich etwas nördlicher gegen den 10ten Grad bei einem Durchgange zwiſchen Felſen ein Waſſerfall bis jetzt die Beſchiffung ſchwierig macht. Er ſoll ſich, Holländiſchen Nachrichten zufolge, durch zwei Mündungen, einigen Inſeln gegenüber, in den Ocean ergießen, die neueren Karten zeigen nur eine. Giebt es nun weiter nach Süden hinab, längs der Küſte, auch keinen Fluß, der ſich durch einen eben ſo weit verbreiteten und tief in die Ferne gewurzelten Stammbaum mit dieſem großen Strome meſſen dürfte, ſo findet ſich dennoch Braſilien von vielen anſehnlichen Flüſ-

ſen, die aus näher liegenden Gebirgrücken entſpringen, bewäſſert. Daß einige den erſten Entdeckern durch ihre Bedeutenheit auffieln, zeigt noch ihre Benennung, z. B. Rio Real, Rio grande, und vom letzteren Namen giebt es mehrere. Wirklich iſt das Flußgebiet des letzteren, Rio grande, der auch St. Peters-Fluß benamt wird, ſehr anſehnlich, da es, einigen Karten zufolge, faſt 5 Breitengrade befaßt, und ſich mit einem beträchtlichen Einſchnitt des Meeres endigt.

Wie groß iſt nun daneben die Anzahl derjenigen Flüſſe des Binnenlandes, die ſich in den Parana, alſo in den mächtigen la Plata, vornehmlich aber in den Uruguay, ergießen, und hierdurch Braſilien mit jenen großen Beſitzungen der Spanier in Verbindung ſetzen? Dieſes ſüdlichere Binnenland hatte bereits der ältere Buache, obgleich damals unſere Kenntniß von Süd-Amerika noch viel weiter zurückſtand, als einen hohen Erdbuckel, ein Plateau, angeſehen, das dann, wie die ihm ähnlichen übrigen Bergebenen der Erde, dem Continente zu einer ſegensreichen Mutter der Bewäſſerung diente.

Ein Blick auf die Karte zeigt nämlich, daß zwiſchen den 12ten und 18ten Graden ſüdlicher Breite, und den 320ſten bis etwa 328ſten Längen-Graden von Paris, ein ſchief laufender, flacher, vielleicht durch höhere und niedere Gebirge ſchattirter großer Erdbuckel, gelegen iſt. Hierin ſcheinen ſich, allen bis jetzt bekannten Nachrichten zufolge, die Wurzeln der ungeheuern Ströme zu verlieren, die ſowohl gegen Norden zum Amazonen-Fluß, als gegen Süden in das atlantiſche Meer eilen; ja ſelbſt mögen die Seitenzweige des Franciscus-Fluſſes hier ihren erſten Urſprung nehmen. In dieſen Campos de Pareſis und den etwas ſüdlichern Matto Groſſo zeigen ſich, außer einigen der kleinſten öſtlichſten Seitenzweige des Madeira, die erſten weit auseinander geſpreitzten Adern des Topoyoſu, ferner des großen Xingu, des Araguayra, des Tocantin, und ſüdlich des Paraguay, des Parana und Uruguay.

Die Produkte dieſes Berglandes verſparen wir auf das folgende. Vorerſt hier die Nutzbarkeit des etwas beſſer bekannten Küſtenlandes. Braſiliens Küſte hat die Natur auf eine ſehr nützliche Weiſe eingeſchnitten, und dadurch mehrere Häfen und Landungsplätze hervorgebracht. Jene große Inſel Juanes, oder Marajo, die die Zuſammenkunft der mächtigen Ströme, des Amazonen-Fluſſes und des Para's, bildet, enthält zugleich den Landungsplatz für die Waaren der ungeheuren, aber verhältnißmäßig dürftigen Provinz Para, deren Grenze ſich ſogar bis zum Yavari, alſo über 300 deutſche Meilen nach Weſten erſtreckt. Die Hauptſtadt ſelbſt liegt, nach Condaminen, 3 Stunden 24 Minuten weſtlicher als Paris unter 1° 28′ ſüdl. Breite. Sie gewährte dem ſeltnen Manne, als er ſeine Reiſe längs dem Amazonen-Fluß beendigt hatte, einen

ſchönen Anblick. „Wir glaubten, ſagte er, uns nach Europa „verſetzt zu ſehen. Hier war eine große Stadt, gerade Gaſ„ſen, ſchöne Häuſer, die ſeit mehrern Jahren von Stein er„baut ſind, prächtige Kirchen. Der unmittelbare Handel mit „Liſſabon macht es den Einwohnern leicht, ſich mit allen Be„quemlichkeiten zu verſehen. Sie erhalten die Güter Europens „durch Umtauſchung gegen Landesprodukte, die man aus dem „Innerſten des Landes bringt. Sie beſtehen in Goldſtaub, „Rinde des wohlriechenden Krabbenholzes (Bois Crabier) *), „Saſſaparille, Vanille, Zucker, Caffe, und vornehmlich in „Cacao."

„Auch ſind die Heerden, welche auf den reichen Weiden der „großen Inſel Juanes gedeihen, für den Handel bedeutend. „Und obgleich mehrere kleine Inſeln den Eingang des hieſigen „Hafens, den man auch den Hafen von Belem nennt, er„ſchweren, indem ſie mehrere Strömungen veranlaſſen, ſo zählte „man doch ehemals gegen 14 Schiffe allein vom Mutterlande." Raynal giebt wohl den Werth des Umſatzes zu gering an, wenn er ihn nur auf 600,000 Livres beſtimmt. Die kleine Münze beſtand zu Condaminens Zeiten hier gleichfalls in Cacao-Bohnen.

Etwas tiefer gen Süden zeigt ſich in der Provinz Maraguan eine kleine Inſelgruppe, die Inſel Maranon, ſonſt die Inſel St. Louis genannt, nebſt dem Handelsort gleiches Namens. Die in dieſen Meerbuſen ſich ergießenden Flüſſe, deren ſchon zuvor gedacht iſt, geben zum ſchönern Anbau des feſten Landes, und hierdurch auch zum Handel ſelbſt Anlaß. Wichtiger iſt freilich der Hafen und die ihm angehörige Stadt Olinde, oder Fernambuc. Lindley ſetzt ſie auf 8° 2′ Süder Breite und 35° 15′ weſtl. Länge von London. Sie hat mehrere tauſend Einwohner und eine größere Anzahl von Negern. Dieſer berühmte Ort iſt an einen kleinen Fluß Biribiri auf vielen Hügeln erbaut. Bei einem Hafen von keiner vorzüglichen Größe ſind dennoch die dortigen Geſchäfte bedeutend. Der Handel der ſchönen Provinz Fernambuco beſteht aber, außer jener anſehnlichen Quantität Zucker, Häuten und etwas Baumwolle, vorzüglich in dem berühmten Färbeholz, das uns unter dem Namen Fernambuck oder Braſilienholz ſo häufig vorkommt. Braſilien bringt mehrere Arten von Färbeholz hervor, ſowohl zum Roth- als Gelbfärben; allein das eigentliche Fernambuck oder Braſilien-Rothholz, kömmt hauptſächlich aus dieſer Provinz. Den Baum nennen dort die Indianer, wie Lery ſagt, Arabutan, nach dem Markgrav hingegen Ibirapiuanga; bei den Portugieſen heißt er Pao Bresil (Braſilienholz). Er iſt ſo ſtark und ſo groß als unſre Eiche, ja es gab deren einige,

*) Man ſehe das vorhergehende Bändchen.

welche nur drei Männer umklaftern konnten. Markgrav beſchreibt ihn grau von Rinde, und mit kurzen Stacheln beſetzt; die Blätter ſtehen wechſelsweiſe, und kommen denen des Buchsbaums ziemlich gleich; die Blumen hangen büſchelweiſe an langen Stengeln. Der Kelch iſt fünfblätterich; die Blätter ſind gelblicht, eines davon aber roth. Staubfäden ſind zehn. Die Botaniker ſehen den Baum für Caesalpinia echinata an, indeß ſcheinen ſie deshalb noch nicht völlig einig zu ſeyn; und es iſt noch wohl unentſchieden, in wie fern er mit dem Braſiletto der Antillen (Caesalpinia brasiliensis L.) zuſammentrift. Die Blumen haben einen angenehmen Geruch, wie Mayblumen; den Blüthen folgen (nach Markgrav) zwei Zoll lange dunkle Schoten; ſie enthalten keinen Saamen, andere Autoren legen rothe Saamenkörner hinein.

Die Rinde des Baums iſt ſehr dick, weißlich von außen, innerlich dagegen roth. Das Holz hat eine erſtaunliche Härte; daher es ſich trefflich zu Meublen, beſonders zu Drechslerarbeit, eignet, denn es nimmt eine hohe Politur an. Ehe die Indier das Eiſengeräth kannten, waren ſie im Stande, nur vermittelſt des Feuers dieſe ſteinharten Stämme zu erlegen; nachmals fälleten ſie ſie für die Europäer durch die Axt, die Säge, den Keil. Zu Anfange fehlte der neuern Welt unſer Zugvieh; da trugen die Indier das ſo gefällte Holz auf ihren nackten Schultern von den entlegneren Höhen zu den Schiffen hinab; ſie wurden dafür durch Kleidungsſtücke, Eiſengeräth, Spiegel und andere Bedürfniſſe, und ihnen angenehme Kleinigkeiten, bezahlt.

Die Hauptbenutzung und der Hauptverbrauch dieſes Holzes gehört für die Färberei.

Die färbende Kraft des Fernambuck-Holzes iſt ſehr groß; man bedarf nur halb ſo viel davon, als vom Campeche-Holz für eine gleiche Quantität Farbe. Die Stärke der färbenden Kraft ward zuerſt bemerkt, da ein Franzoſe, der mit Lery nach Braſilien gegangen war, beim Waſchen ſeiner Hemden ſich der Aſche dieſes Holzes als Lauge bediente. Es war unmöglich, die rothen Flecke aus der Leinewand zu vertilgen. Anfänglich zeigt ſich die Farbe gelb, allein ſie verändert ſich bald in ein ſtarkes Roth. Man kann begreiflich durch die Färbekunſt ſowohl mehrere Nuanzen von Roth, als auch wirkliche Verſchiedenheit der Farbe hervorbringen. Ohne Alaun und Tartarus iſt ſie indeſſen wenig dauerhaft. Man zieht übrigens auch eine Art Karmin daraus, der zum Miniaturmahlen viel verbraucht wird. Der Handel mit dieſem Holze iſt ſehr beträchtlich. Für die Jahre 1770 bis 1775 geben Raynals Tabellen 20tauſend Centner jährlicher Ausfuhre an, und ſetzen den Werth (zu 22 fl. 55 kr.) auf 458,333 Gulden.

Gewöhnlich wird dieſer ganze Handel (ein Königliches Mo-

nopol) von der portugieſiſchen Regierung verpachtet; oftmals iſt er dann in den Händen einiger Engländer. Sie zahlten der Regierung 600,000 Livr. und verkauften es in Liſſabon ſelbſt für eine Million, die Unkoſten trugen ihnen 128,000 Livr., und der Gewinn war daher 72,000 Livr.

Tiefer in Süden, unter dem 13ten Breitengrade, zeigt ſich nun die eben ſo große, als nutzbare Bay aller Heiligen (Bahia dos Todos os Santos). Der Eingang mißt dritte-halb, ihr Durchmeſſer 10, und ihr Umfang 30 geographiſche Meilen. Sie bildet einen vortreflichen, vor jedem Winde ſichern Hafen, für die zahlreichſten Flotten. Die Einfahrt in den Hafen iſt an der Südſeite, und wird durch die Inſeln Itaporica gebildet; das Fort Antonio ſchützt ihn. In dieſen großen Buſen ergießen ſich 6 Flüſſe, welche faſt alle ſchiffbar ſind. Hiezu denke man ſich die ſchönen fruchtbaren Inſeln; Itaporica iſt davon die größte, reichlich mit Baumwollen-Bäumen und andern europäiſchen Pflanzen bedeckt, nebſt der bedeutenden Handelsſtadt St. Salvador an den Hügeln gelehnt; dies gewährt zuſammen eine große, herrliche Scene.

St. Salvador war ehemals die Hauptſtadt von ganz Braſilien. Sie ward in den früheſten Zeiten von den Portugieſen abgebrannt, dies ſieht man auch dem Ganzen an, ſelbſt einige der Kirchen ſind verfallen, obgleich dieſe, wie in allen katholiſchen Städten, auch hier die bedeutendſten Gebäude ſind. Die Kirche der Jeſuiten zeichnet ſich beſonders darunter aus. Sie iſt mit ungeheuren Koſten ganz von europäiſchem Marmor aufgeführt, und ihr Inneres prangt mit reichen Verzierungen und ſchönen Gemälden. Es war dieſer Theil Braſiliens, der ſich der früheſten europäiſchen Ausbildung rühmen konnte. Der Portugieſe Alvarez Correa litt auf ſeiner Reiſe nach Oſtindien an dieſer Küſte Schiffbruch. Indeß rettete er nicht nur die meiſten von ſeiner Mannſchaft, ſondern auch vieles von der übrigen Ladung, ſuchte ſich mit den Indiern, den Topinambus, bekannt zu machen, und brachte ihnen durch unſre Feuerwaffen und übrigen europäiſchen Erfindungen, einen ſo hohen Begriff von ſeiner Ueberlegenheit bei, daß ſie ihn und die Seinigen für außerordentliche Weſen hielten, ſie reichlich mit Lebensmitteln verſahen, ihnen ihre Töchter zu Weibern gaben, und den Correa ſogar mit der Tochter ihres Caziken vermählten.

Ein franzöſiſches Schiff, das auf Entdeckungen und auf den Handel ausgegangen war, landete während dieſer Zeit in der Bay. Correa benutzte dieſe Gelegenheit, mit dieſem Kauffahrer nach Europa zurück zu gehen. Er ſchiffte ſich und ſeine Gemahlin, nebſt den ſchätzbarſten Proben der daſigen Natur-Produkte ein, um ſie ſeinem Vaterlande vorzulegen. Allein ſobald er in Frankreich gelandet war, überredete ihn die ausge-

zeichnete Aufnahme der franzöſiſchen Regierung, unter Heinrich II. und ſeiner Gemahlin Catharina von Medicis, ſeine Reiſe nach Portugal aufzugeben.

Correa's Gemahlin ward getauft; der König und die Königin waren ſelbſt ihre Pathen, und die berühmte Catharina gab ihr ihren eigenen Namen. Sie ward nicht nur mit der katholiſchen Glaubenslehre bekannt gemacht, ſondern man brachte dieſer Indianerin überhaupt viele nützliche Kenntniſſe bei. Auf die Weiſe ward nun der portugieſiſche Seemann gänzlich von ſeinem Hofe abgezogen, und ihm eine franzöſiſche Handels-Expedition nach Braſilien angetragen. Alvarez ſchiffte ſich mit ſeiner Gemahlin ein, und landete glücklich in ihrem Vaterlande. Sie verwandte ſich auf das Thätigſte und Freundſchaftlichſte, ihre Landsleute den Europäern geneigt zu machen, unterrichtete ſie in der Religion, und lehrte ſie mehrere europäiſche Einrichtungen und Bequemlichkeiten. Demnach ward eine Kirche errichtet, das Land angebaut und Zuckerplantagen angelegt; kurz, die Wilden fingen an civiliſirt zu werden, als plötzlich eine portugieſiſche Flottille, unter Anführung des Cotinho, erſchien.

Dieſer Anführer, ein, auf die vom Könige ihm verliehene Vollmacht, ſtolzer Edelmann, nahm gerade ein entgegengeſetztes Betragen gegen die Topinambus an. Er drückte die unſchuldigen Indier hart, und dieſe hiedurch gereizt, riefen die benachbarten kriegeriſchen Nationen der Tomayes zu Hülfe, fielen über die Fremdlinge her, zerſtörten die Zuckerplantagen und übrigen Anlagen, und zwangen den unvorſichtigen harten Mann mit dem Reſte der Seinigen ſich etwas weiter ſüdlich nach Ilheos zu flüchten.

Hier, wo die Portugieſen eine Colonie angelegt hatten, verſchaffte er ſich Verſtärkung, und gieng von neuem nach Bahia, um ſich zu rächen. Allein die Elemente vereitelten ſeine unedlen Abſichten, böſes Wetter ließ ihn an der Inſel Itaporica ſcheitern, und die ganze Expedition gieng verloren.

Kaum war die ſo traurige Nachricht in Portugal angelangt, als König Johann, unterrichtet von dem hohen Werth der großen Bay und den früheren glücklichen Anlagen des Alvarez, eine neue Expedition unter der Anführung des geſchickten Generals Souſa dorthin ſandte.

Mehrere Jeſuiten ſchifften ſich mit ein. Unter ihnen befand ſich ihr Superior, ein kluger Mann. Durch ihn gelang es dieſen Miſſionen bald, die Indier nicht nur zu beſänftigen, ſondern ſelbſt viele zu taufen. Auf die Art erhielten die Portugieſen Gelegenheit, ſich hier von neuem anzuſiedeln, Pflanzungen wieder anzulegen und zugleich den Anfang zur Erbauung der Stadt zu machen. Man nannte ſie San Salvador, und ſie ward damals zur Hauptſtadt Braſiliens und zum Sitz der

Regierung erhoben. Obgleich ſie dieſes Vorrecht jetzt nicht mehr genießt, ſo enthält ſie dennoch noch 2000 Häuſer und gegen 30,000 Einwohner. Auch iſt die Geiſtlichkeit unter der Oberaufſicht eines Erzbiſchofs ſehr beträchtlich; es ſollen gegen 3000 Mönche darunter ſeyn. Bei den vielen Klöſtern iſt beſonders die Stiftung für Laienbrüder der Franziskaner, und andre, die hier in Ruhe ihr Leben beendigen wollen, merkwürdig. Unter dem Schatten ſchöner Bananen findet ſich eine Begräbnißhalle, welche ein mit ſchwarzem Marmor gepflaſterter breiter Gang theilt. Jede Seite enthält eine große Anzahl kleiner gewölbter, hübſch gemahlter Grüfte für einzelne Särge. Das Ganze giebt einen friedlich angenehmen Wink für die Zukunft. Bahia iſt dennoch bei ſeinem treflichen Hafen, als Handelsort, noch nicht gehörig berühmt.

Einer der wichtigſten Vorzüge iſt hierbey ſein unmittelbarer Handel nach Liſſabon und Oporto. Er beſchäftigt 50 große Schiffe. Sie legen ihre Fahrt ſchnell zurück, und verſehen die Colonie mit europäiſchen und oſtindiſchen Manufaktur-Waaren; ingleichen mit vielen Nahrungsmitteln, z. B. mit Wein, Mehl, Stockfiſch, Butter, holländiſchem Käſe und Salz. Nach Portugal führen ſie Baumwolle, Zucker, Aqua ardente, eine Sorte Zucker-Brandtewein, die den Rum an Geſchmack übertrifft, Lebensholz (Arb. vitae), Mahagoni, Atlaß- und Tulpenbaumholz, verſchiedene Arten Gummi, Balſam und Medicinalpflanzen.

Die Begünſtigung, welche die Regierung den hieſigen Kaufleuten zugeſtanden hat, die ihnen nöthigen Neger ſelbſt einführen zu dürfen (ſie zahlen etwa 30 Pf. Sterl. für einen männlichen Neger) giebt ihnen Gelegenheit afrikaniſche Produkte gegen die ihrigen vortheilhaft einzutauſchen.

Außerordentlich groß iſt daneben der Binnenhandel von Bahia. Er beſchäftigt völlig 800 große Böte und ähnliche Fahrzeuge. Sie führen der Handelsſtadt täglich alle Landesprodukte, tief aus dem Innern und aus umher gelegenen Küſten, zu, um ſie dort theils in Geld, vorzüglich aber in Waaren, umzuſetzen. Bahia iſt denn gleichfalls einer der Stapelorte für die Baumwolle; deshalb iſt hier ein eigenes großes Waarenhaus erbaut, welches die Baumwolle, nach ihrer verſchiedenen Güte numerirt, in Ballen enthält.

Außer dieſem großen Handel mit den Landesprodukten iſt hier hauptſächlich der Sitz des Wallfiſchfangs von Braſilien.

Schon ſeit dem 16ten Jahrhunderte war der Wallfiſchfang Braſiliens ſo beträchtlich, daß eine Geſellſchaft dem Könige von Portugall 50,000 Kronen für das ausſchließliche Privilegium zahlte. Dieſe Geſellſchaft machte in Bahia ihre Ausrüſtungen. Man ſetzt den Ertrag davon jährlich im Durchſchnitt auf 3500 Fäſſer Thran, und 2000 Centner Fiſchbein. Der

Werth wird nach Raynal gegen 930,000 Livres angeſchlagen. Die Eigenthümer zahlten der Regierung, bis auf die neueſten Zeiten, 300,000 Livres, ihre Unkoſten ſtiegen über 260,000, und ihr reiner Gewinn gegen 360,000. Seit wenigen Jahren hat indeß die Regierung den Wallfiſchfang, längs den Küſten von Braſilien, frei gegeben.

Der Handel mit Braſilienholz, Goldbarren, Edelſteinen, ſo wie auch mit Tabak, iſt auch hier leider ein Monopol der Regierung.

Die Güte des Tabaks, der in umliegender Gegend, beſonders um Cocheira, erzeugt wird, erhebt den Handel von Bahia noch weit höher. Raynal giebt den Werth der geſammten Maſſe des Tabaks, der aus Braſilien nach Afrika und Europa geht, zu 7,480,000 Livr. an; hiervon ſoll der Ankauf, die Fabrikation und die Pachtunkoſten nur etwas über 2 Millionen betragen.

Die ſo eben genannte Ortſchaft Cocheira liegt, dem Lindley zufolge, nur gegen 11 deutſche Meilen von Bahia, in einer ſehr reizenden Gegend an einem kleinen Fluſſe. Sie iſt wichtig als der große Markt für die nördlichen Goldminen, und wegen des Abſatzes aller Erzeugniſſe des umherliegenden Landes. Das ſonſt nützliche Inſtitut, das die Jeſuiten hieſelbſt zum Unterricht der Indier angelegt hatten, iſt leider mit dieſem Orden ſelbſt verſchwunden.

Als vorzüglicher Hafen folgt auf Bahia ſodann jener erſte Entdeckungsplatz, Porto Seguro (16° 40′ ſüdl. Br. 40° 12′ weſtl. Länge). Auch von dieſem Hafen hat die Provinz ſelbſt ihren Namen; und ein ähnlicher Fall trat bei der vorhergehenden ein. Felſen-Riefe, die in eine vorſpringende Landſpitze auslaufen, bilden hier einen ſichern Hafendamm; daher dann auch der Name.

Beim Einlaufe genoß Lindley des ſchönſten Anblicks. Nahe am Meere zeigt ſich eine Reihe Fiſcherhütten, die von der Vorderſeite durch die ſchwankenden Zweige der Kokuspalmen, hinten aber von Pomeranzen-Gärten beſchattet werden. Tiefer nach hinten folgt das wilde Gebüſch; von zahlloſen Gängen durchſchnitten, bildet es einen herrlichen Luſtwald, der von dem ſchönſten Gefieder auf das reichlichſte belebt iſt. An der Nordſeite erhebt ſich ein ſteiler Hügel, auf dem Rücken deſſelben die Stadt. Längs dem Fluſſe (neuere Karten nennen ihn St. Antonio) liegen die Plantagen und Villa's der Vermögenden; denn auch dieſer Ort gewinnt anſehnlich durch ſeinen beträchtlichen Handel. Hier iſt vorzüglich der größte Anbau von Manioc für viele andere Theile Braſiliens. Dieſe ſchöne Gegend iſt außer unzählbaren, treflichen Vegetabilien daneben mit den wohlriechendſten Balſambäumen geſegnet. Sie gehören zu den Nadelhölzern, und nur die weiblichen Bäu-

me gewähren den Balſam. Man hauet, um dieſen zu erhal= ten, den Baum ſelbſt nieder; der ſodann ausſtrömende Bal= ſam wird in flache Gefäße geſammlet und nach Europa aus= geführt; er kommt dem Copaiva und Tolu=Balſam gleich.

Auch einzelne Dorfſchaften erzielen großen Gewinn, ſo bald ſie nur den ihnen von der Natur gebotenen Reichthum nicht durch Trägheit unbenutzt laſſen. So hat ſich eine am Fluß gelegene Ortſchaft in kurzem bis auf 3000, in 400 kleinen Hüt= ten lebende Einwohner vermehrt; nur allein, indem ſie um die Inſelchen und Felſen Abrolhos (thue die Augen auf) die Fiſcherei thätig betrieben. Ueber 50 Böte ſetzt der Fang einer Lachsart in Bewegung, die dann eingeſalzen nach Bahia ge= ſandt wird.

Ohne große Anſtrengung könnte eine genauere Benutzung dieſer Provinz den reichſten Gewinn abwerfen. Der frucht= barſte Boden, die treflichſten Produkte, und hierzu mehrere Flüſſe, die weit hinauf ins Binnenland ſchiffbar ſind. Der Rio grande *), den man vor Kurzem genauer unterſucht hat, war bis auf 15 Tagereiſen, landeinwärts, auf das ungehinder= teſte ſchiffbar, zugleich ſtrotzten die Ufer von Vegetabilien und dem treflichſten wilden Vieh; ja die Reiſenden entdeckten zuletzt, weiter gegen das Gebirge hin, Diamanten, Topaſen, Ame= thyſte und Smaragden. Aeltere Verſuche auf dem Rio Duca und Mandi hin, haben im Innern ähnliche Beweiſe von dem hohen Werthe dieſes Küſtenlandes geliefert.

Jetzt kommen wir nun zu einem Einſchnitte des Ufers, der, als Hafen betrachtet, von Portugal bisher am beſten benutzt iſt; dies iſt nämlich Rio Enero (Janeiro), woran die Haupt= ſtadt von ganz Braſilien, man nennt ſie auch St. Sebaſtian, gelegen iſt.

Der Eingang und der Anblick dieſes wichtigſten Hafens, ſind ſo ausgezeichnet, daß die neueſte Beſchreibung, welche der berühmte Reiſende Barrow davon geliefert hat, hier mit Recht einen Platz erwartet.

Kaum iſt das Cap Frio umſegelt, ſo nimmt man eine Oefnung, einen Einſchnitt in der grünen Einfaſſung der Küſte gewahr. Dieſer Spalt erſcheint als ein enges Portal, als eine Mündung zwiſchen zwei Backen, oder Hervorragung von fe= ſtem Granit. Da dieſe völlig nackt ſind, ſo fallen ſie bei der üppigen Vegetation, mit welcher alles Uebrige der Küſte be= kleidet iſt, ſonderbar auf. Kommt man jetzt der Spaltung näher, und dies iſt der wirkliche Eingang zum Hafen, dann zeigt es ſich, daß der Felſen zur linken Seite aus einem ein= zigen großen pyramidaliſchen, etwas gegen die Einfahrt ſich lehnenden Granit=Blocke beſteht; die Seeleute nennen derglei=

*) Wohl von jenem Peters=Fluß in Süden zu unterſcheiden.

chen einen Zuckerhut. Barrow fand bei ſeinem längern Aufenthalt in Rio Janeiro die lothrechte Höhe dieſes Felſens 680 Fuß. Die gegenüberſtehende öſtliche Hervorragung der Einfahrt beſteht gleichfalls aus eben ſolchem nackten, glänzenden Granit; allein der daraus gebildete Hügel läuft nur mählich in die Höhe. Die ganze Einfaſſung dieſer Seite iſt mit Forts und Batterien beſetzt.

Die Einfahrt ſelbſt wird durch eine in der Mitte gelegene, ſtark befeſtigte Inſel in zwei Theile getheilt. Hierdurch bleibt dem Eingange (dem eigentlichen Fahrwaſſer) nur $\frac{3}{4}$ einer engliſchen Meile. Was für eines herrlichen Anblicks genießt aber das Auge gleich nach der Durchfahrt durch dieſen Kanal! Ein unabſehlicher Waſſerſpiegel tritt in das reizendſte Land auf 30 Meilen weit hinein, eingefaßt mit einem Kranze majeſtätiſcher Gebirge, die das herrlichſte Farbenſpiel zeigen, und bis in die Wolken reichen.

Man denke ſich, wie jene an der Mündung ſo eng zuſammen gezogene Waſſerfläche ſich nach und nach zu einer Weite von mehr als 12 Meilen ausdehnt; wie ſie aller Orten mit kleinen Inſeln beſäet iſt, alle von verſchiedener Größe und Form, von der wilden reichen Natur, die durch den ſchönſten Pflanzenſchmuck dem Auge das mannichfaltigſte Kolorit, und dem Geruch die herrlichſte Befriedigung hervörzaubert. Dazu nun im Hintergrunde Gebirge, ſtrotzend von den prachtvolleſten Baumarten der tropiſchen Welt; auf der einen Seite mehrere Forts, auf der andern hingegen die ſchöne große Stadt nebſt ihren Umgebungen. Was für ein Genuß!

Iſt von den Portugieſen freilich zur Verſchönerung des großen Ganzen nur wenig geſchehen, ſo bleibt ihnen dennoch, fährt Barrow fort, das negative Verdienſt, es nicht verunſtaltet zu haben.

Die Lage der Stadt St. Sebaſtian iſt ſehr gut gewählt; die Hauptgebäude ſind nicht ſchlecht, und das Ganze iſt nicht unter der Würde der Hauptſtadt eines ſo bedeutenden Landes. Auf einer vierſeitigen hervorſpringenden Bergſpitze liegt ſie; drei Seiten ſehen auf den Hafen, die vierte wird durch hohe Hügel gegen den Weſtwind geſchützt. Faſt jeder Hügel in der Nachbarſchaft iſt mit einem kleinen Kaſtell, oder mit einer Kirche, oder Kloſter, und mehrere der Inſeln mit andern Gebäuden geziert. Der Palaſt des Vicekönigs, der Obelisk und das große Quarre ſind mit einander von Granit, der durch die Menge ſeiner ſtrahlenden Glimmertheile das Auge blendet.

Das ſchönſte und wirklich ein herrliches Werk iſt aber der große Aquäduct. Auf einer gedoppelten Reihe aufgemauerter Arcaden, leiten aneinanderhängende ſteinerne Rinnen das Waſſer der Gebirge über ein reizendes Thal zu einem großen ſteinernen Reſervoir. Dies findet ſich auf dem zunächſt bei der

Stadt gelegenen Hügel, und hierdurch werden alle Brunnen von St. Sebaſtian unterhalten. Die romantiſche Lage des Thals, untermiſcht mit Gebäuden aller Art, gewährt dem Auge einen herrlichen Anblick. Des Urhebers dieſes treflichen Monuments, des Vicekönigs Vaſconcella's Name, iſt daran eingehauen.

Das wichtigſte Fort zur Vertheidigung ſteht auf einer Inſel, die Schlangeninſel (ilha dos Cobras) genannt, ein Felſen von 60 Fuß Höhe und 300 Fuß Breite, worauf die Citadelle erbaut iſt. Er iſt nur durch einen engen, aber ſehr tiefen Meeresarm von einer Anhöhe des feſten Landes getrennt, deren Gipfel mit einem Kloſter der Benedictiner beſetzt iſt. Rund um dieſe befeſtigte Inſel liegen die Schiffe, ſelbſt von größter Dimenſion, in Sicherheit; auch iſt hier ein bequemer Schiffswerft, ein Seearſenal und Magazin. Dieſe großen Vorzüge, die die Natur hier darbot und die von der Kunſt nachgeholfen wurden, haben den Rio Janeiro zu dem erſten Handelsplatz von Braſilien erhoben. Hier iſt der Hafen, wo die größten Flotten Portugals, und viele Schiffe Frankreichs und Englands einlaufen; hier iſt aber zugleich die Hauptniederlage aller Reichthümer, welche aus Braſilien, dem Mutterlande zufließen *). Die Schätze von edlen Steinen und von Gold werden hier niedergelegt, taxirt und verarbeitet. Denn hier iſt die Münze. Daher hat dann auch Portugal es ſich viel koſten laſſen, einen ſo wichtigen Platz gehörig zu decken. Sieben Forts ſchützen den Eingang.

Die Statthalterſchaft von Rio Janeiro enthält aber noch einen zweiten, von der Natur gleichfalls hervorgebrachten, auf einer Inſel gelegenen Hafen. Das merkwürdige Lokal dieſer Inſel haben wir ebenfalls nur erſt durch die letzten Weltumſegler genauer kennen gelernt. Dies iſt die Inſel St. Catharina. Sie erſtreckt ſich dem la Peyrouſe zufolge von 27° 19′ 10″ bis 27° 49′ ſüdlicher Breite, iſt nur durch einen ſehr ſchmalen Kanal vom feſten Lande getrennt, und hält der Länge nach etwa 9, nach ihrer Breite aber nur 2 Meilen (lieues). Die geographiſche Länge der ſüdlichen Spitze der Inſel ſetzt Lindley unter 47° 43′ weſtlich von London.

Auf die Fruchtbarkeit von St. Catharina hat uns bereits Anſon aufmerkſam gemacht. Alles iſt hier, ſagt er, mit einem ewigen Grün überzogen. Die luxuriirende Vegetation macht die Wälder faſt undurchdringlich. Die ſchönſten Früchte gedeihen größtentheils ohne Zuthun der Kunſt; durch die Menge der Orangen und anderer wohlriechender Blüthen duftet die Atmoſphäre von den herrlichſten Aromaten. Das Klima zeigt einen dauernden Frühling; die Luft iſt ſtets heiter, nur der

*) Man ſehe weiterhin von dem Handel Braſiliens.

Hafen wird, wegen der Höhe der Gebirge des feſten Landes, öfters in Nebel gehüllt.

Dieſe natürlichen Vortheile gewährten denn auch den erſten Koloniſten, es war ein Haufen Miſſethäter, roher Vagabonden und ſonſtiges geſchäftloſes Geſindel, ein leichtes und frohes Fortkommen. Dieſe in dem Mutterlande böſe Menſchen erzeugten nach und nach ein ruhiges Volk; ſie fühlten die Vortheile eines ſittlichen Lebens, da ihnen keine Hinderniſſe im Wege ſtanden, ihr Daſein zu friſten und es heiter und froh hinzubringen. Jetzt wird die Inſel ſeit dem Jahre 1740 planmäßig regiert, iſt befeſtigt, und das Gouvernement, wozu ſie gehört, erſtreckt ſich vom St. Franciscus-Fluß an bis zum Rio grande, auf 60 Meilen (lieues). Die Ortſchaften finden ſich faſt alle längs den Küſten, ſie enthalten etwa 20000 Seelen; die vornehmſte Stadt des Gouvernements, Nostra Sennora del Destero liegt auf einer Erdzunge und hat gegen 3000 Einwohner.

St. Catharina iſt beſonders wegen des Wallfiſchfangs berühmt. Jährlich rechnet man für ſeine Ausbeute faſt 500 Wallfiſche, und der Werth derſelben beläuft ſich beinahe auf 350,000 Rthlr. Der Ertrag davon, Thran, Fiſchbein und Wallraht, geht über Rio Janeiro nach Liſſabon.

Die Natur bildete noch viele andere kleine Einſchnitte und Bayen, die durch vielfache Landesprodukte dereinſt wichtig werden können. Es mag hinreichen, nur davon noch der beiden folgenden Bayen und ihrer Umgebungen kürzlich zu erwähnen.

Der erſte iſt der anſehnliche Buſen von St. Paul, unter dem 24ſten Grad ſüdl Breite; der Fluß Santos ergießt ſich in ihn. Er hat in ſeiner Einfahrt einige Inſeln, de los Alcatraces genannt. Dreizehn Meilen (lieues) vom Meere iſt die Stadt St. Paul gelegen, die Hauptſtadt von einer der ſonderbarſten Kolonien der Welt. Portugal ließ die Stadt ſchon 1570 durch Verbrecher, die dorthin geführt wurden, anlegen. Dieſe Menſchen entzogen ſich aber bald den Geſetzen, flohen weiter landeinwärts, verſammelten mehrere Nichtsthuer und böſe Menſchen aus allen Nationen, und bildeten eine eigene Republik. Sie verbreiteten ſich ins Innere, nahmen ſelbſt zu Zeiten die Kleidung der Jeſuiten an, lernten die Sprache der Guaranier, um in Paraguai fortzukommen; drangen in die Wälder, fielen mehrmals ſowohl über die Portugieſen als Spanier und Indier her, um ſie zu plündern, und ſtifteten das unabhängige Reich der Pauliſten. Zuletzt haben ſich ihre verſchiedenen kleinen Republiken dennoch unter den Schutz von Portugal begeben, ob ſie gleich noch ſtets durch ihre kriegeriſche Unabhängigkeit furchtbar bleiben, denn ſie ſehen ſich ſtets für ein freies Volk an. Das Binnenland hat, ſo viel man davon weiß, Zinn- und Eiſenminen; allein der Verkehr mit andern Produkten iſt bis

auf die Baumwolle, welche nach Portugal geſandt wird, nicht ſehr beträchtlich.

Der zweite Einſchnitt, der hier noch Erwähnung verdient, iſt der auf 15 Meilen von Norden nach Süden ins Land gedrungene Meeresarm, St. Pedro. Er macht jetzt einen bedeutenden Binnenſee, Merin oder St. Pedro genannt, an deſſen Einmündung in den Ocean die Stadt del Rio Grande, oder St. Pedro gelegen iſt. Der Fluß ſelbſt führt zu dem Lande der Patos, deſſen Inneres freilich ebenfalls für uns unbekannt iſt.

Hiermit wäre im Ganzen das Bild von Braſiliens Küſten entworfen, und vorzüglich die bis dahin am meiſten benutzten Buchten und Häfen angezeigt. Man richte aber nur das Auge auf eine etwas detaillirte Karte dieſes Landes, um ſich zu überzeugen, daß die vielen Mündungen bedeutender Flüſſe ſicher eine weit größere Benutzung zulaſſen, ſobald die Vermehrung der Bevölkerung und der ſteigende Handel durch weiſe Einrichtungen der Regierung nachgeholfen würden.

Jetzt zu dem Innern dieſes Landes, das heißt, beinahe zu einem Terra incognita.

So viel wiſſen wir allerdings, daß das Binnenland von mächtigen Bergketten überlaufen iſt, und, wie ſchon zuvor bemerkt wurde, daß es ein großes Tafelgebirge beſitze, die Mutter der meiſten Flüſſe. Sehr wenige Reiſende haben es vermocht, ſich dieſen Berggegenden nähern zu dürfen; die ältern Nachrichten über Braſilien konnten aber nur ſeine Küſten kennen lehren. Auch um dieſe eben ſo ungeheuren als reichen Theile von Südamerika hatten die Miſſionäre große Verdienſte. Schon gegen das ſiebenzehnte Jahrhundert ſuchten ſich die Jeſuiten durch Verbindung mit den Miſſionären in Paraguay beſſere Kenntniſſe über das Innere von Braſilien zu verſchaffen. Sie waren hierin auch glücklich genug; allein ein Verbot der Regierung hinderte gegen Ende eben deſſelben Jahrhunderts davon die Bekanntmachung. Dennoch wagte es 1780 ein geborner Braſilianer, Rocha-Pitta, ein Mitglied der Akademie von Liſſabon, in einem weitläuftigen Werke, alles, was damals von ſeinem Vaterlande bekannt war, zuſammen zu faſſen. Allein auch dieſes Werk ward bald nach ſeiner Bekanntmachung unterdrückt; daher iſt es äußerſt ſelten. Was wäre indeſſen nicht alles hier zu entdecken übrig, und wie lebhaft muß es nicht jeder, dem Menſchenkunde, Geographie und Naturkunde am Herzen liegen, dem würdigen Grafen von Hoffmannsegg, einem unſerer vorzüglichſten Naturaliſten, Dank wiſſen, daß er aus ächtem reinſten Eifer für Naturkenntniſſe, den Wiſſenſchaften ein ſolches Opfer bringt. Denn dieſer edle deutſche Mann hat es jetzt bei der portugieſiſchen Regierung dahin gebracht, daß er auf ſeine Koſten einen

Sachkundigen, den Naturaliſten Sieber, nach Braſilien, abſichtlich für die Naturhiſtorie dorthin ſenden durfte. So kann denn auch hier wieder durch einen von allen Meeren, und alſo beiden Indien abgeſchnittenen Deutſchen, der großen Wiſſenſchaft der Natur ein neues, ſchönes Monument errichtet werden.

Schon in der Entfernung von wenigen Tagereiſen, von der Küſte, zeigt das Land eine andere Geſtalt. Lindley ward, aus Gierigkeit der dortigen Regierung nach Golde, gezwungen, eine Reiſe gegen das Gebirge hin zu machen, nur allein weil ihm ein Einwohner der dortigen Gegend etwas Goldſand aus einem kleinen Fluſſe verkauft hatte. Um dieſen Fluß zu entdecken und den geſetzwidrigen Verkäufer aufzufinden und zu beſtrafen, reiſete der Engländer, wohlbegleitet durch portugieſiſche Wächter, von Porto Seguro ab.

Kaum eine deutſche Meile vom Ufer des Meeres erhob ſich das Land, und die Anhöhen waren mit Kapellen, aber auch mit Anbauungen von Indigo, Manioc, Baumwolle und Zuckerplantagen beſetzt. Letztere nennt man mit Inbegriff ihrer Zuckermühlen und Siedereien Ingenios. Alles wird von der Natur ſelbſt reichlich durch die ſchönſten Bäche bewäſſert, und wechſelt mit trefflichen Wieſen ab, der Kunſt bleibt kaum ein leichtes Bearbeiten des Bodens übrig. Freilich gieng dieſe Landreiſe nicht tief ins Gebirge, dennoch ward der Fluß entdeckt, der jenen Goldſand mit ſich führt, und hierdurch den gültigſten Beweis der in den Gebirgen ſchlafenden Metalle darbietet. Er ward auch ſofort von portugieſiſchen Soldaten beſetzt, damit keiner der wahren, natürlichen Herren des Landes ihr Eigenthumsrecht daran ausüben möchte.

Eben dieſer unſelige Durſt nach edlen Metallen veranlaßte ſchon zu Anfange des 17ten Jahrhunderts die Reiſe eines Deutſchen. Sie gieng viel tiefer ins Binnenland und war daher lehrreicher. Eine Silberſtufe aus dem Gebirge Sabaroaſu, welche der damalige Gouverneur Souſa von einem Indier erhalten hatte, und die bei der Probe 30 Mark rein Silber im Centner hielt, erregte bei ihm den Wunſch, jenes Gebirge ſelbſt kennen zu lernen. Er ſandte zu dieſer Abſicht 80 Leute, theils Portugieſen, theils Indier, und gab dieſen unſern Landsmann, Wilhelm Glimmer, zur Unterſuchung mit. Von der ſo eben erwähnten Stadt St. Paul giengen ſie über den Fluß Anhemby, und reiſeten 5 Tage gegen Norden zu dem Gebirge Marimumi. Aus ihm entſpringt ein Flüßchen (vielleicht der Mari?), welches Gold führt. In Kanoes von Baumrinden fuhren ſie noch von hier zwei Tagereiſen auf einem kleinen Fluſſe, durch die ſchönſten Gegenden, und gelangten dadurch zu dem großen fiſchreichen Sorobis (Paraiba der heutigen Karten). Nur erſt nach 16 Tagen kamen ſie zu ſeinem Waſſerfalle; verließen ſodann ihre Kähne, und nachdem ſie einen

andern aus Weſten kommenden Fluß befahren hatten, erreichten ſie ein hohes Gebirge. Sobald dies überſtiegen war, ſahen ſie eine andre Welt. Weite Gefilde trugen hin und wieder anſehnliche Waldungen von einer ſehr ſchönen Art Nadelholz oder Fichten. Ihre Frucht iſt ſo groß als ein Menſchenkopf, die eine Nuß enthält, deren Rinde einen halben Zoll dick, einen ſehr ſchmackhaften und nahrhaften Kern, gleich einer Kaſtanie, einſchloß. Marcgraf hält dieſen Baum für den Zabucajo. Piſo ſagt freilich von dieſem, daß ſeine Nüſſe ſehr ſchmackhaft und nährend, den Piſtazien nahe kämen, allein die Blätter beſchreibt er von der Form der Maulbeerblätter.

Die Reiſe gieng nun 14 Tage hindurch nach Nordweſten, und nun erſt gelangten ſie an Flüſſe, von welchen Glimmer vermuthet, ſie ſtrömen zum großen Paraguay-Fluß, da ſie ihren Lauf gegen Weſten nahmen. Auf der ganzen Reiſe durch dies fruchtbare Land ſahen ſie keinen Anbau irgend einer Art, nur einzelne Ueberbleibſel verlaſſener Hütten gaben ihnen Spuren von Menſchen; Gras, nebſt einigen wilden Früchten machten die Vegetation aus.

Endlich zeigte ſich eine Dorfſchaft der Indier. Hier nahmen ſie Lebensmittel ein, und blieben 4 Wochen zur Erholung, rückten ſodann weiter gegen Nordweſt vor, und fanden eine breite, ſtark benutzte Heerſtraße, durch welche ſie zu zwei Flüſſen gelangten, die da aus den Gebirgen Sabaroaſu hervorſtrömten, und von unſern Reiſenden für die Quellen des großen St. Franciscus-Fluſſes angeſehen wurden, eine Behauptung, die dem Marcgraf deshalb unwahrſcheinlich vorkommt, weil die Reiſe nicht hoch genug nach Norden lief. Weiterhin, jenſeits des Gebirges, wohnen bedeutende Völkerſchaften; dieſe hatten Spione oder Wächter abgeſandt, um die fremde Caravane zu beobachten. Goldminen wurden indeß nicht entdeckt. Man kehrte auf eben dem Wege wieder nach St. Paul zurück. Die ganze Belehrung dieſer mühſamen Reiſe von 9 Monaten giebt nur einige geographiſche Reſultate, und zeigt abermals, wie ſelbſt das reichſte Land, unter dem ſchönſten Himmel, ohne Cultur und Civiliſation nur einen ſehr geringen Werth für die Menſchen habe.

In Rückſicht des Berglandes beſtätigt aber dieſe Reiſe unſeres Landsmannes jene große Scheidungslinie der Flußgebiete des Innern von Braſilien, wie auch ſeine allmählige Erhebung, die gleichwohl dabei mit Gebirgketten überlaufen iſt.

In neuern Zeiten haben dann die Portugieſen auf dieſem großen Berglande drei verſchiedene Statthalterſchaften gebildet. Minas geraes (generales), allgemeine Minen; Goyas oder Cujaba, und Matto Grosso (großes Gebirge). Die erſte iſt bis jetzt, in Rückſicht der Mineralien, die wichtigſte; die dritte,

die entfernteſte von der Küſte, iſt der eigentliche Erdbuckel und vielleicht das höchſte Gebirge, daher denn auch wohl ſein Name.

Die Entdeckung der reichen Minen Braſiliens ſteigt bis zu dem Jahre 1577 hinauf; die Pauliſten fanden Gold im Gebirge Iguara. Indeß ward durch die unglückliche Verbindung Portugals mit Spanien die Förderung der in ſich ſehr reichen Werke unterbrochen. Nur erſt nach der Wiederherſtellung Portugals fing man an darauf zu denken, als glücklicherweiſe einige auf Bergwerke ſuchende Portugieſen in dem heutigen Minas Geraes, im Jahre 1698, ſehr reichhaltige Erze entdeckten. Dies veranlaßte denn den Hof, drei Jahre darauf acht verſchiedene Colonien in dieſe Statthalterſchaft zu ſetzen, deren Hauptbeſtimmung die weitere Förderung und Bearbeitung des Bergwerks ausmachte, denn hier war die Bekehrung der Indier nur eine Nebenſache. Diejenigen dieſer reichen Goldminen, welche der Küſte am nächſten ſind, finden ſich von Rio de Jäneiro etwa 40 deutſche Meilen entfernt. Sie gehören zu den Minas Geraes, und eine derſelben liefert dann gleichfalls die größte Maſſe der Diamanten Braſiliens. Der Metallertrag dieſer Minen iſt für das der Krone Portugals zukommende Fünftheil, im Durchſchnitt, über 1200 Aroben Gold, dies ſteigt zu Zeiten bis zu 1900. (Bougainville).

Die Förderung der Erze iſt in Braſilien leicht, und ohne Gefahr. Oftmals findet ſich das Gold, und zwar das reinſte, an der Oberfläche; überhaupt iſt es ſelten nöthig, über 3 bis 4 Lachter zu graben. Eine Schicht Sand, dort Saibro genannt, bezeichnet gewöhnlich den Bergleuten, wo ſie aufhören ſollen zu graben. Raynal ſetzt hinzu, daß die Gegenden, deren Oberfläche mit Kriſtallen (?) untermiſcht iſt, am häufigſten Gold enthalten; auf den Gebirgen und ſteinigten Hügeln findet es ſich in größerer Menge, als in den Thälern, oder längs den Flüſſen. Aller Orten aber hat es, ſo viel bis jetzt gefunden iſt, 23½ Karat Gehalt, ſobald es nicht mit Schwefel, Silber, Eiſen oder Queckſilber vererzt iſt; letzteres kommt aber nur in einzelnen Gruben vor. Eine jede Mine muß, ſobald ſie entdeckt wird, der Regierung angezeigt werden. Iſt die Erzader arm an Gehalt, ſo überläßt man ſie gänzlich dem Entdecker; ein reicher Gang wird aber der Schatzkammer ſo vorbehalten, daß der Entdecker nur 2 Theile für ſich bekommt, das Uebrige wird nach Abzug des Fünftheils für die Krone, unter den Gouverneur und Intendanten vertheilt. Alles Gold aus den Minen muß, bevor es nach Rio Janeiro abgeliefert wird, in jedem Diſtrikt jeder Mine, in eigene Königl. Häuſer zur Unterſuchung des Gehalts niedergelegt, und mit dem Königl. Stempel verſehen werden. Man rechnet jährlich aus den drei Bergländern, aus Minas Geraes etwas über 18,700,000 Livr. Gold, aus Goyas gegen 4,700,000, von

Matto Groſſo 1,300,000, und noch überdies von Bahia und St. Paolo etwas über 1½ Million; alſo zuſammen über 25 Millionen, oder etwa 1 Million Guineen. Die Regierung bekömmt mithin, als ihr Fünftheil, über 5 Millionen Livres, ſodann für das Münzrecht etwa 1,600,000, und da ſie 2 pr. C. für die Verſendung des Goldes durch ihre Schiffe bezieht, alſo gegen 400,000 Livr., ſo erhält ſie, überhaupt genommen, über 7 Millionen Livr. Der Unterſchleif, in Rückſicht jener 2 pr. C. für das heimlich ausgehende Gold, ſoll ihr 600,000 Livr. entziehen.

Raynal nimmt an, die ganze Summe von Gold und Silber, die gewöhnlich in Braſilien in Umlauf iſt, betrüge etwa 20 Millionen Livr. (5 Mill. Thaler).

Die Total-Einnahme der Krone Portugals aus dieſer großen Beſitzung, nach Bougainvillens Angabe (1767), wird hier nicht am unrechten Orte ſtehen. Mit Inbegriff jener Einnahme für die edlen Metalle, ſollen alle übrigen Gefälle, an Abgaben und an Zöllen überhaupt, 2,667,000 Piaſter betragen haben. Dagegen machten die geſammten auf Braſilien gewandten Koſten der Krone nur 600,000 Piaſter aus; der reine Ueberſchuß von Braſilien betrug daher über 10 Millionen Livres, etwa 1½ Mill. Thaler, wahrlich nur wenig für die Größe und den mannichfaltigen Reichthum dieſes herrlichen Landes! Jetzt geht uns nun das zweite wichtige Produkt dieſer Gebirge näher an; dies iſt der Diamant; doch erzeugt Braſilien noch andre edle Steine.

Licht und Farbe fallen jedem Auge am ſtärkſten auf. Selbſt der rohe Menſch mußte ſie ſofort ſeiner Aufmerkſamkeit würdigen, ja ohne weitere Beſinnung ihnen huldigen, denn ſie reizen das Geſicht und ſchmeicheln größtentheils unſerm erſten Sinn. Die Schönheit der Form, der Umriſſe irgend einer Geſtalt ſtrahlt nicht lebhaft ins Auge; nur erſt eine Ueberſicht des Ganzen, eine Vergleichung mit andern erzeugt bei uns Vergnügen oder Mißfallen beim Anblick eines farbeloſen, oder einfarbigen, oder gar dunkeln Körpers. Dies erfordert bereits eine Art von Ueberlegung, ein Zuſammenhalten der Dinge. Der Wilde fühlt daher weit eher die Macht eines hellen oder ſchöngefärbten Lichts, als die einer ſchönen Geſtalt. Hierin lag denn wohl eine der Haupturſachen, warum faſt alle Nationen die großen leuchtenden Himmelskörper verehrten, und warum der Wilde jeden glänzenden Körper mit Wohlbehagen bewundert. Ein großes Licht blendet und ſetzt in Erſtaunen; ein ſanftes erquickt, erheitert; ein vielfarbiges Licht gebiert daher doppelten Genuß. Das leuchtende Metall, und noch mehr der glänzende, vielfarbige Edelſtein mußte daher ſeit den älteſten Zeiten dem Menſchen angenehm ſeyn; er mußte ſein Schmuck werden; er fröhnte ſeiner Eitelkeit. So war's auch

von jeher bei den Wilden, wie bei den kultivirten Nationen. Jahrtauſende mag der Orient bereits den Edelſtein auf irgend eine Art geſchliffen oder zum Glanze polirt haben; wir Europäer ſahen, wie es heißt, die erſten Juwelen von der berühmten Agnes Sorel, der ſchönen Favorite Carls des 7ten von Frankreich, zum Schmuck angewandt.

Unter allen edlen Steinen, ja man darf ſagen, unter allen Produkten des Mineralreichs überhaupt, verdient der Diamant, wegen ſeiner vielartigen Trefflichkeit, den erſten Platz. Er hat nicht nur ein Feuer ohne Gleichen, er ſpielt alle Farben in der höchſten Vollkommenheit, er hat die reinſte Durchſichtigkeit, und zugleich iſt er der härteſte, unzerſtörbarſte Körper, den wir kennen. Von letzterer Eigenſchaft, die bereits den Alten bekannt war, ſoll er den Namen Adamas (unbezwinglich) erhalten haben. In Anſehung der Farben, ſo bleibt zwar der völlig ungefärbte Diamant der ſchönſte, da er geſchliffen alle Farben mit dem reinſten Lichte ſpielt; allein es gibt dennoch einige gefärbte Diamanten, die einmal deshalb ſehr geſchätzt werden, weil es eine Seltenheit iſt, die herrſchende Farbe bei ihm ſo rein zu finden, daß dadurch das Farbenſpiel nicht beträchtlich leidet, und zweitens, weil dieſe Mäßigung etwas ſanftes, dem Auge angenehmes, mit ſich führt. Hierher gehören beſonders die Steine von einem, dem Smaragd ähnlichen Grün. Sie vereinigen Annehmlichkeit und Seltenheit, und haben daher den erſten Rang unter den gefärbten Diamanten.

Ihnen folgen die roſenfarbigen, ſodann die blauen, die Citronengelben, Orangefarbenen, und endlich die dunkler gefärbten und trüben. Die Vielfarbigkeit des Diamants iſt übrigens eigentlich, wie bei jedem durchſichtigen lichten Körper, ein Werk der Brechung des Lichts, und dieſe erhöhen wir durch die Kunſt, durch das Schleifen, durch das Facettiren und durch die Unterlage oder ſogenannte Folie. Seine ſeltne Brechbarkeit führt aber zu der innern Natur dieſer Königlichen Steinart Der Diamant weicht hierin gänzlich von den übrigen durchſichtigen Steinen ab, deren Brechbarkeit ziemlich mit ihren Dichtigkeiten in gleichem Verhältniſſe ſteht. Der Diamant hingegen nähert ſich, wie Newton bemerkte, in dieſer Rückſicht den Harzen und Oelen, die bei gleicher Dichtigkeit den Strahl ſtärker brechen. Daher vermuthete dieſer große Mann, daß der Diamant zu den brennbaren Körpern gehörte. Dieſe Vermuthung hatte freilich ein Holländer, de Boot, bereits 1609 in ſeinem Werke über die edlen Steine geäußert, aber er leitete ſie aus der Elektricität des Diamants her, die er, ihm zufolge, mit dem Bernſtein und dem Schwefel gemein hatte. Und es iſt allerdings merkwürdig, daß der Diamant eines ſehr hohen Grades der Elektricität fähig iſt, durch Reiben, nicht durch Mittheilung oder Leitung; allein gerade durch

dieſe Elektrizität ſelbſt unterſcheidet er ſich ſo ſehr von den brennbaren Körpern. Dieſe beſitzen nämlich die harzige oder negative Elektricität; der Diamant zeigt hingegen jederzeit poſitive Elektricität.

Die wirklichen Verſuche über die Natur der Schmelzbarkeit und Brennbarkeit dieſes bis jetzt durchaus einzigen Geſteins, nahmen durch den großen engliſchen Naturforſcher, Robert Boyle, ihren Anfang. Allein da er ihn nur dem gewöhnlichen Tiegelfeuer ausſetzte, ſo wurden ſie nicht ſehr belehrend. Nur erſt durch eine der älteſten Akademien der Wiſſenſchaften, nämlich der del Cimento zu Florenz, kamen wir der Sache näher. Der Großherzog Cosmus III. opferte dort 1694 einige ſeiner Diamanten der Gluth des Tſchirnhauſiſchen Brennglaſes auf; und hierdurch machten die Akademiker Averoni und Targioni dann die wichtige Entdeckung, daß der Diamant ſich völlig verflüchtiget, oder ganz verbrennt. Kaiſer Franz I., gleichfalls Großherzog von Florenz, ließ dies durch neue Verſuche beſtätigen. Für 6000 Gulden Diamanten und Rubinen wurden 24 Stunden dem heftigſten Schmelzfeuer ausgeſetzt.

Die Diamanten waren gänzlich verſchwunden, die Rubinen aber noch unverletzt. Die weitern Fortſchritte der Chemie erlaubten 1771 dem Franzoſen Darcet durch ein hohes Schmelzofenfeuer dies zu beſtätigen. Neuere Verſuche der berühmteſten Scheidekünſtler, z. B. eines Tenant und Guyton de Morveau, ſcheinen jetzt zu beweiſen, daß der Diamant aus wahrem Kohlenſtoff beſtehe; ſie nennen ihn kryſtalliſirten Kohlenſtoff; auch hat er die Eigenſchaft mit der Kohle gemein, Eiſen in Stahl zu verwandeln. Aber, ſagt Patrin, die Analogie dieſes herrlichen Naturprodukts mit dem Lichte, die Gegend ſeiner Erzeugung, denn nur die lothrechte Sonne gebiert, ſo viel uns bis jetzt bekannt iſt, den Diamant, laſſen ſie nicht vermuthen, er ſey der concrete Lichtſtoff ſelbſt? Biot hingegen behauptet, der Waſſerſtoff (Hydrogene) mache eines der Elemente des Diamants aus; und dies ſtimmt auch mit der hohen Brechbarkeit dieſes Gaſes überein.

Der Diamant findet ſich entweder kryſtalliſirt, oder rundlich, ſphäroidiſch. Im erſten Falle bildet er gewöhnlich ein Octaeder, eine mehr oder minder genau beſtimmte achteckige Pyramide, oder auch ein Dodekaeder. In ſeinem originalen Zuſtande hat er faſt gar keinen Glanz, und iſt mit einer bräunlichen Cruſte überzogen. Nur durch das Poliren zeigt er ſein allgewaltiges Feuer. Bevor er aber des hohen Glanzes fähig wird, muß jene dunkle Oberfläche durch's Reiben gegen einen andern Diamanten weggenommen werden; man nennt dies das Beſchneiden des Diamants (egriser). Das Poliren hat uns auch die Natur ſeiner Struktur gelehrt. Er beſteht näm-

lich aus Schichten, Lamellen, die auf das innigſte mit einander verbunden ſind, und es kommt alles darauf an, die Lage dieſer Schichten beim Anſchleifen oder Poliren zu kennen oder aufzufinden. Dieſe ſtratificirte Bildung gibt ein Mittel an die Hand, den Diamant zu ſpalten, zu klöven (cliver, ſagen daher die Franzoſen). Es gibt indeß Steine, die ſich nicht ſpalten, ſondern nur zerſtückeln laſſen, dieſe ſind gleichſam knotig, wie bei den Knoten oder Aeſten des Holzes laufen die Lamellen rundlich oder widerſinnig.

Die Bearbeitung des Diamants iſt nicht ſehr alt. Der Niederländer Ludwig van Berguen aus Brügge, ſchnitt im Jahre 1456 zuerſt dieſen härteſten Stein, und gab ihm Facetten vermittelſt des Diamant-Pulvers (Diamant Port); denn weder die Feile, noch die ſtärkſten Säuren, noch auch Schmirgel, ja ſelbſt nicht einmal der, alle übrige harte Steine angreifende Diamant-Spaht (Corindon) vermögen etwas über den Diamant, da er hingegen alle übrigen Steine angreift und einritzt. Van Berguen errichtete bald darauf ein eigenes Rad, eine Schleifmaſchine, worauf er vermittelſt des Diamant-Pulvers dieſes Facettiren zu einer großen Vollkommenheit brachte. Zwanzig Jahre darauf ſchliff er den großen Diamant des Herzogs Carls des Kühnen von Burgund. Damals war dies der größte Stein in Europa, er wog 139½ Karat, und gieng in eben dieſem Jahre in dem Treffen von Morat in der Schweiz verloren. Ein Soldat kaufte ihn damals für einen Thaler, darauf kam er gegen eine beträchtliche Summe in die Hände des Großherzogs von Florenz, woſelbſt er lange als einer der vorzüglichſten Brillanten bekannt war. Er ward auf 800,000 Thaler geſchätzt.

Größere Diamanten, als der erwähnte, ſind beſonders folgende: der des großen Moguls. Er kam aus der Mine Colone von Golconda, und wog 279 Karat. Er hatte faſt die Größe eines halben Hühnereies. Tavernier ſchätzte ihn auf 6 Millionen Gulden. Der Oſtindiſche, den die Kaiſerin von Rußland, Catharina die 2te, von dem Fürſten Orlow an ihrem Namenstage zum Geſchenk erhielt. Er ward von einem Armenier für drittehalb Millionen Livr. gekauft, und wiegt 193 Karat.

Auch Frankreich beſitzt einen der größten Steine. Er iſt unter dem Namen Pitt oder Regent bekannt, wiegt 136¾ Karat, und wird auf 5 Millionen Livres geſchätzt. Dieſer treffliche Stein kam aus den Minen von Parteal in Oſtindien, längs den Gebirgen, 20 Meilen (lieues) von Mazulipatan, da, wo ſich der Kiſſera in den Fluß Krichna einmündet. Ein in dieſen Minen arbeitender Sklave fand ihn, und da dieſe Menſchen nakt zu arbeiten genöthigt werden, um keine Steine verheimlichen zu können, ſo machte er ſich einen be-

trächtlichen Einſchnitt in die Lende, verbarg darin den Stein, und der Verband der ſtark blutenden Wunde rettete ihn vor aller Nachſuchung. Er verkaufte den Stein an einen engliſchen Matroſen, der dem Sklaven zugleich verſprach, ihn ſelbſt im Schiffe zu verbergen, und dadurch Gelegenheit zur Flucht zu geben. Allein der treuloſe Matroſe, der den Stein in Verwahrung genommen hatte, warf den unglücklichen Sklaven bei erſter Gelegenheit über Bord und verkaufte ihn an Pitt, den engliſchen Gouverneur von Oſtindien, für einige tauſend Pfund; von dieſem erhielt ihn der Regent für anderthalb Millionen Livres. Sonderbar genug ward jener unglückliche Sklave gerächt. Der Matroſe verließ den Seedienſt und ward Kaufmann; allein die Gewohnheit an ſeine unruhige Lebensart, und der Hang zum Trunke brachten ihn bald um das Seinige, er ſtarb in Verzweiflung.

Ein zweiter Stein der vormaligen Krone Frankreichs, der große Sancy genannt, hat nur 600,000 Livres gekoſtet; iſt aber viel mehr werth. Der König von Portugal, den man mit Recht den König der Diamanten nennen könnte, beſitzt zwei außerordentliche Steine, wovon der eine von dem ſchönſten Waſſer 215 Karat wiegt, der zweite hingegen alle uns bekannte an Größe übertrifft. Dieſer iſt noch nicht geſchliffen, und wiegt 1680 Karat oder 12½ Unzen. Seine Schätzung von 229 Millionen Pfund Sterling iſt daher höchſt ſchwankend, weil Niemand mit Sicherheit zuvor beſtimmen kann, wie er beim Schleifen ausfallen wird. Beide Steine kamen aus Braſilien.

Die Alten verſtanden es nicht, dem Diamant durch das Schleifen den höchſten Grad der Schönheit, deren er fähig iſt, zu geben. Sie ſchliffen nur Tafelſteine und Roſen, Roſetten. Ein Tafelſtein hat zwei große Flächen, die eine oben, die andere unten, deren Seiten dann mit Facetten oder kleinen Spiegeln umgeben ſind. Da hierbei der Reflex und die Brechung ſelbſt nicht ſehr vielfach ſeyn kann, ſo iſt die Wirkung der Stralenbrechung nur geringe. Bei dem daran gefaßten Tafelſtein iſt der Theil innerhalb der Faſſung oder des Kaſtens, dem äußern ſichtbaren gleich, oder doch ähnlich.

Die Roſe macht hingegen eine mit vielen Spiegeln oder Facetten umgebene Pyramide auf einem breiten und flachen Boden, den die Faſſung (der Kaſten) bedeckt. Es ragt mithin die ganze Maſſe des Steins aus dem Kaſten hervor, und die große untere Fläche kann die Stralen nicht vielfach gebrochen zurückwerfen, mithin kein ſehr hohes Farbenſpiel darbieten. Der größte Diamant von Oſtindien, der des großen Moguls, war eine ſolche Roſe. Die Form des Brillanten, der anjezt mit Recht beliebteſten Figur des Diamanten, beſteht aus zwei abgeſtumpften Kegeln, welche mit ihrer Grundfläche auf einander ruhen. Hiezu muß daher der Stein eine beträchtliche

Dicke beſitzen; deshalb gehört der Brillant auch zu den Dickſteinen, dahingegen die vorigen Dünnſteine ſeyn können.

Bei dem Brillanten ſind gegen $\frac{1}{3}$ der ganzen Dicke des Steins außerhalb des Kaſtens dem Auge ſichtbar, $\frac{2}{3}$ hingegen liegen innerhalb deſſelben.

Der ſichtbare Theil, man nennt ihn die Krone (Pavillon), hat zu oberſt eine Fläche, die Tafel (Table), die dann von kleinen dreieckigten Facetten umgeben iſt. Der untere, eingefaßte Theil endigt gleichfalls mit einer, aber nur kleinern Fläche, die Calette genannt; auch ſie iſt, wie die Tafel, ganz mit dreieckigen Facetten umgeben. Begreiflich wird alſo das Licht hier vielfach gebrochen und zurückgeworfen; Glanz und Farbenſpiel müſſen daher hier weit ſtärker ſeyn, als bei den Dünnſteinen. Den achteckigen natürlichen Diamant iſt es nicht ſchwer in einen Brillant zu verwandeln; man darf nur jeder ſeiner beiden Pyramiden die Spitzen nehmen und an die Seiten Facetten ſchleifen.

Iſt der Stein nicht durchaus rein, ſo legt man in den Kaſten eine farbige Folie; ſonſt wird der Kaſten nur inwendig geſchwärzt. Bei durchaus reinen Steinen, oder wie man ſagt, bei Steinen vom helleſten Waſſer, läßt man die Faſſung unten offen; dann heißt der Brillant à jour gefaßt. Dies iſt auch der Fall mit den ſchönen, reinſten, birnförmigen Pendelotten zu Ohrgehenken; ſie ſind dann von außerordentlichem Werth.

Der Werth der Diamanten beruht auf dem Gewicht und auf der Reinheit. Das Gewicht wird nach Granen und Karaten beſtimmt. Ein Karat hält 4 Gran; das Wort Karat ſoll, dem Bruce zufolge, ſeinen Urſprung von der kleinen Bohne nehmen, einer Art der Erithrina, welche in dem goldreichen Lande der Shangalles, einer Nation des öſtlichen Afrika, zum Gewichte des Goldes dient; denn dieſe Bohnen ſind in ihrem Gewicht nicht ſehr verſchieden. Die Schätzung des Werths der Diamanten iſt dann im quadratiſchen Verhältniſſe ihres Gewichts multiplicirt mit dem einfachen des einzelnen Karats. Wöge z. B. der Stein 10 Karat, und das einzelne Karat wäre auf 50 Thaler geſchätzt, dann betrüge der Werth des Steins 50 × 100 = 5000 Thaler. Selbſt die Kinder um die Diamantgruben Oſtindiens verſtehen ſich ſehr gut auf die Schätzung der Diamanten. Sie tragen ſtets eine kleine Waage in einem Beutel, und ſind ſo geübt, daß ſie durch das bloße Gewicht auf der Hand den Werth ziemlich genau angeben. Die ſehr kleinen Steine, beſonders ſolche, welche als Knoten ſich nicht ſpalten laſſen, oder Splitter der größern beim Spalten, werden von den Glaſern gefaßt und zum Glasſchneiden verbraucht. In Anſehung des Schneidens findet gleichfalls ein bedeutender Unterſchied nach den verſchiedenen Methoden ſtatt.

Die Taille de Hollande iſt faſt das Doppelte von der Taille d'Anvers. Von letzterer gilt z. B. ein Stein von 9 Gran nur 450 Gulden, da hingegen ein eben ſo ſchwerer Stein von der Taille de Hollande auf 800 Gulden geſchätzt wird.

Im natürlichen Zuſtande iſt der Diamant ſteis mit einem okerartigen Pudding oder ſchmirgelähnlichen Erde, Cascalho genannt, verbunden; dieſe findet ſich ſelbſt im eiſenſchüſſigen Saude wieder.

Die Minen der Diamanten, wenn man ſie anders ſo nennen darf, oder überhaupt das Vaterland derſelben, beſchränkt ſich bis jetzt auf eine Zone der Erde von etwa 18 Grad nördlich und ſüdlich des Aequators. Wir kennen nur Diamantgruben in Aſien und Amerika; allein, da Plinius behauptet, es kämen gleichfalls Diamanten aus Aethiopien, und da Afrika gerade der Lage, dem Klima und dem Boden zufolge, ſich zu der Erzeugung dieſes edelſten Steines ſchickt, ſo ſcheint es ſehr wahrſcheinlich, daß mehrere Theile von Afrika gleichfalls Diamanten hervorbringen.

In Aſien ſind es Viſapoor, Golconda, das Carnatic, Bengalen, alſo die dortigen Beſitzungen Englands und überdies die Inſel Borneo. Tavernier, faſt der einzige wißbegierige Reiſende, der die dortigen Diamantgruben beſuchte, bezeugt doch, daß es auch darunter Gruben gibt, wo die eiſenſchüſſige Bergart, welche die Diamanten enthielte, in einem ſo feſten Geſteine liege, daß man den Felſen zuvor durch Feuer mürbe mache, um die Gänge ſelbſt zu erreichen. Sonſt ſcheinen die Arbeiten nur im Losſchwemmen des Cascalho aus Sande zu beſtehen. In Oſtindien konnte zu Taverniers Zeiten jedermann auf Diamanten, gegen eine gewiſſe Abgabe, graben laſſen, nur gehörten die großen Steine dem Landesfürſten.

Von den Diamantgruben Braſiliens hat beſonders ein ſachkundiger Bewohner dieſes ſchönen Landes, Hr. Dandrada, vor einiger Zeit uns die beſte Nachricht ertheilt. Sie ſind über mehrere Theile von Braſilien verbreitet, ſowohl im Binnenlande, als näher gegen die Küſten hin. So findet man ſie in Cujaba und Guara-puara; in den Gebirgen von Serro Dofrio, von den Eingebornen Yritanray genannt; ferner ohnweit St. Antonio; im Rio de Peixo; Riachofundo und in dem Fluß Toncambiruc. Es iſt merkwürdig, daß die Diamanten der Minen von Serro Dofrio ſich in einer Lage eiſenhaltiger Erde finden, die gleich unter der gewöhnlichen Gartenerde (terre végétale) gelegen iſt. Hierin trifft man die Diamanten einzeln zerſtreut an, aber nie in regelmäßigen Gängen. Auch in Oſtindien ſollen die Diamanten ſtets von eiſenſchüſſiger Erde begleitet ſeyn, ſo daß man Urſache hat zu glauben, das Eiſen gehöre mit zu der Bildung dieſes Steins. Viele Diamanten findet man aber auch in den Flüſſen ſelbſt, man leitet dieſe des-

halb zu Zeiten ab; beſonders ſieht man dieſe Edelſteine nach ſtarken Regengüſſen; wahrſcheinlich ſind ſie aus den Gebirgen losgeſchwemmt. Der kleine Fluß do Milhoverde in jener Provinz Dofrio Serro iſt beſonders wegen ſeiner Diamanten berühmt.

Die Portugieſen waren zwar ſeit 1500 im Beſitz von Braſilien, allein die Diamanten wurden nur erſt im Jahre 1626 in einigen Armen des Fluſſes Caravelas (Capitan. Porto Seguro) durch Zufall entdeckt.

Es fanden ſich nämlich unter dem Golde, welches die Sklaven dort aufſuchten, kleine glänzende Steine, die ſie als unnütz wegwarfen, bis Anton Rodriguez Banha zufälligerweiſe darauf aufmerkſam ward, und ſeine Vermuthungen dem Statthalter Almeida mittheilte.

Dieſer ſandte eine Quantität ſolcher Steine zur Unterſuchung nach Liſſabon, da denn der portugieſiſche Miniſter Acunha in Holland, durch dort angeſtellte Verſuche bewies, daß dieſe nichts geachteten Steine wahre Diamanten wären.

Jetzt erwachte der Geiſt der Gewinnſucht mit ſo großem Eifer, daß ſofort 1100 Unzen, alſo beinahe 80 Pfund Diamanten auf einmal in Europa eingeführt wurden. Die Folge war der Unvorſichtigkeit angemeſſen. Der Preis der Diamanten ſank in Europa plötzlich ſehr tief herab; und nur durch kluges Zurückhalten ſtiegen ſie wieder zu einem anſehnlichen Werthe. Hierauf ward die Erlaubniß, Diamanten ſuchen zu laſſen, und der Handel damit vom Hofe an eine Geſellſchaft verpachtet, und Todesſtrafe auf die Beeinträchtigung dieſes Monopols geſetzt.

Nachmals iſt die Regierung ſelbſt an die Stelle jener Geſellſchaft getreten. Alle Steine werden vor ihrer Abſendung nach Portugall einem dazu angeſetzten Intendanten überliefert. Dieſer legt ſie in eine mit Eiſen beſchlagene Kiſte, die mit drei Schlöſſern verſchloſſen wird. Er ſelbſt hat den einen, der Vicekönig den zweiten, und der Provador de la Hazienda den dritten Schlüſſel. Dieſe Kiſte wird ſodann in eine zweite geſetzt, die mit den drei Siegeln jener Perſonen verſiegelt wird. Der Vicekönig, der nicht das Recht hat nachzuſehen, was die erſte Kiſte enthält, läßt dieſe zweite dann in eine dritte ſetzen, verſiegelt ſie und ſendet ſie nach Liſſabon ab. (Bougainville.)

Nur in Gegenwart des Königs wird ſie eröffnet; er wählt ſodann die ihm anſtändigen Steine und zahlt den Preis an die Entrepreneure. Es werden auf die Art dem Hofe etwa 60000 Karat Diamanten im Durchſchnitt zugeführt; und ein einziger Kaufmann, der Entrepreneur, zahlt, das Karat zu 25 Livr. gerechnet, 3,120,000 Livr. an die Krone. Er verkauft ſodann die meiſten roh nach England und Holland. Der Unterſchleif wird etwa auf $\frac{1}{10}$ gerechnet. Raynal behauptet, der

ganze Diamant-Handel gebe der Regierung doch noch nicht viertehalb Millionen Livr., alſo noch keine Million Thaler; ob hierzu die Taxe auf die Minen-Sklaven mitgerechnet ſeyn mag? denn jeder Sklave koſtet den Unternehmern 1 Piaſter täglich. Man rechnet etwa 800 Sklaven (Neger) zu dieſer Arbeit. Die Contrebande mit Diamanten wird noch jetzt hart beſtraft. Dem Armen koſtet ſie das Leben; der Vermögende verliert nicht nur die Diamanten, er muß überdies den doppelten Werth bezahlen, und wird nach einem ganzen Jahre Gefängniß, nach der Küſte von Afrika exilirt.

Den Werth aller in Europa heimlich eingeführten Diamanten ſetzt Raynal nur auf 134000 Livres; dieß ſcheint indeß nicht mit den übrigen Angaben zuzutreffen.

Außer den Diamanten finden ſich noch in dieſen Gegenden Saphire oder Chryſoliten, Topaſen, Amethyſten und wohl auch andere farbige Edelgeſteine. Der Handel mit denſelben iſt jedermann frei, und die Abgabe beträgt nur eins vom 100. Ueberhaupt rechnet man etwa jährlich 150,000 Livr. für alle dieſe ächten farbigen Steine.

Von andern brauchbaren Mineralen würde Braſilien ſicher eine ſehr reiche Beute liefern, ſobald man ſie nur ſachkundig aufſuchte; denn es kommen hinreichende Spuren vor von Eiſen, Zinn, Blei und verſchiedenen Halbmetallen; kurz, dieſes Land ſcheint in mineralogiſcher Rückſicht wohl eben ſo bedeutend, als das ihm gegenüber gelegene Peru.

Aber auch ohne die großen Schätze der Unterwelt iſt Braſilien eines der produktenreichſten Länder der heißen Zone. Selbſt die ältern Nachrichten eines Piſo und Markgravs, ſo mangelhaft ſie auch jetzt ſcheinen mögen, beweiſen eine eben ſo üppige als ſeltene Flora.

Mit vielem Rechte wird man auch von Braſilien ſagen können: „Die Phyſiognomie der Vegetation hat hier mehr „Größe, Majeſtät und Mannigfaltigkeit, als in der gemäßigten Zone. Das Wachsthum der Blätter iſt hier ſchöner, „das Gewebe des Parenchyma lockerer, zarter, ſaftvoller. Koloſſaliſche Bäume prangen hier ewig mit größeren, vielfarbigeren, duftenderen Blumen, als bei uns niedrige, krautartige Stauden. Alte, durch Licht verkohlte Stämme ſind „mit dem friſchen Laube der Paullinien, mit Pothos und mit „Orchideen gekränzt, deren Blüthe oft die Geſtalt und das „Gefieder der Colibri nachahmt, welchen ſie den Honig darbietet" *).

Es iſt gewiß, daß Braſilien gleichfalls in den tiefer landeinwärts gelegenen Theilen die koſtbare Fieberrinde, Cinchona, erzeugt (Barrow), und da ſich dort ſehr beträchtliche

*) v. Humbold Geogr. der Pflanzen.

Gebirge finden, wenn ſie gleich nicht ſo hoch ſind, als die Cordilleren, ſo ließe ſich, beſonders bei der großen Verſchiedenheit der Höhen des Bodens mit jenem vorzüglichſten aller heutigen Reiſenden ſagen: „In dieſer milden Region der Cin„chona und weiter aufwärts, erheben ſich Eichen, Tannen, Cy„preſſen, Berberis, Brombeerſtauden, Ellern und eine Menge „von Gewächſen, denen wir eine nordiſche Phyſiognomie zu„zuſchreiben gewohnt ſind. Der Tropenbewohner genießt alſo „den Anblick aller Pflanzenformen. Die Erde offenbaret ihm „auf einmal alle ihre vielfachen Bildungen, wie die geſtirnte „Himmelsdecke von Pole zu Pole ihm keine ihrer leuchtenden „Welten verbirgt."

Unter den vorzüglichſten Produkten des Pflanzenreichs nennt Barrow beſonders das treffliche Holz zum Schiffbau. Braſilien beſitzt davon einen unerſchöpflichen Vorrath, und des widerſinnigen Monopols der Krone ungeachtet, werden dennoch die ſchönſten Schiffe in Bahia und St. Salvador davon erbauet, bis zu der Größe eines engliſchen Kriegsſchiffes von 74 Kan., und zwar faſt um die Hälfte wohlfeiler, als in England.

Ferner ſieht man hier, außer jenem Hauptprodukte, dem Fernambukholze (Caesalpinia Brasiliensis), das Haematoxylon Campechianum (Campeche-Holz), und den Morus tinctoria; aber der ganze Handel mit dieſen Färbehölzern gehört wiederum ausſchließlich der Krone. Von bekannten Medicinal-Pflanzen führt jener Reiſende, außer der Chinarinde, beſonders die Ipecacuanha, Jalappa, die Palma Chriſti und eine Menge Bäume an, welche nützliche Harze und Balſame erzeugen. Alle tropiſche Früchte gedeihen hier in hoher Vollkommenheit, ja von den vielen europäiſchen bekommt hier der Wein trefflich. Die Trauben ſind ſehr groß und ſaftreich. Schon Piſo kündigte die Güte des hieſigen Weinſtocks an; der daraus erzielte Wein, ſagt er, ſey dem Vino cretico gleich. Es iſt alſo nur allein Portugals lächerliches Verbot gegen den Anbau und Fabrikation des Weins, das da Braſilien dieſes vorzüglichſten Erzeugniſſes beraubt.

Die braſilianiſche Flora iſt aber deſto reizender, da die meiſten Bäume und Stauden dort alle Jahrszeiten hindurch blühen und tragen. Dies ſieht man an den Citronen, den Murucuja, den Mangaba, Baoba, Banana, Janipaba, Araca, Pindova, Cocuro, Mamaon, Pimento, Pinhones, und anderen zum Theil unbeſtimmten Gewächſen, die Piſo nennt.

Wie viel merkwürdige Gewächſe mag aber Braſilien noch enthalten, die der Botanik bis jetzt gänzlich unbekannt, oder wenigſtens unbeſtimmt geblieben ſind! Folgendes ſcheint hierüber eine Bemerkung zu verdienen.

Cluſius rechnet 12 verſchiedene Arten von Pfeffer her. Der vielen Färbekräuter war ſchon zuvor gedacht. Die Ma-

nobi iſt eine Art von Nüſſen, die unter der Erde wachſen, von grauer Farbe, und mit einander durch Fäden verbunden. Sie ſind unſern Haſelnüſſen an Größe und Geſchmack ähnlich, haben aber nur eine dünne Schale, oder vielmehr eine Haut wie unſere Erbſen; vielleicht ſind ſie unterirdiſche Erbſen, wie jene in Whida, deren Labat Erwähnung thut *).

Die Mambra des Cluſius gehört wohl nicht zu den vielen Palmarten, womit Braſilien pranget, obgleich die männlichen und weiblichen Blüthen, wie bei der Dattel, auf verſchiedenen Bäumen wohnen. Die Frucht iſt nämlich keine Kernfrucht, ſondern an Größe und Form der Melone ähnlich; ſie wird von den Indiern gegeſſen und enthält ſchwarze Körner.

Doch wer könnte ſie aufzählen, die trefflichen Blumen von Wohlgeruch, die vielen Medicinal-Pflanzen und köſtlichen Früchte Braſiliens, wovon uns Piſo, Markgrav, Lery, Laet, Cluſius u. a. ſo unbeſtimmte Nachrichten ertheilen? Alle warten auf einen zweiten Pallas, Humbold, Bonpland oder Aublet.

Noch reicher wäre für den Naturaliſten die Ausbeute in der Zoologie. Man denke nur, was uns die Merianin von dem weit kleineren, an Braſilien grenzenden Gujana geliefert hat, und ſicher geht jene Faune auch auf Braſilien fort, jedoch unzählig vermehrt durch alle Produkte, die der große Umfang, und das weit abwechſelndere Klima hier zuläßt.

Von den durch den Menſchen bereits benutzten Thierarten erwähne ich hier nur noch der Cochenille; denn Barrow bezeugt, ſie komme hier gut fort.

Lindley bewunderte den Reichthum und die vielartige Pracht der hieſigen Papilionen. Aber noch mehr fiel ihm folgendes Phänomen auf. Ein unzählbares Heer weißer und gelber Schmetterlinge zog mehrere Tage des Märzmonats hindurch, alſo zu Anfange des Winters, den Himmel faſt bedeckend, von Nordoſt nach Südweſt ſo unaufhaltſam fort, daß ſogar das Fort ihrer Wanderung keine Grenzen ſetzte; ſie mußten daher höchſt wahrſcheinlich gänzlich im Meere umkommen. Was zwang dieſe Inſekten zu dieſem Todeszuge?

Auch ihm verdanken wir die Nachricht von ganz ungeheuren Schwärmen hieſiger Ameiſen. Er fand, wie bei den Afrikaniſchen und den unſrigen, als er ihre großen Neſter öffnete, mehrere Geſchlechter unter ihnen, und tauſende der unbeflügelten trugen die Puppen der größeren mit größter Lebhaftigkeit, während daß viele der Flügelträger in die Luft ſtiegen; die letztern ſchienen ihm die Weibchen, oder wie er ſie nennt, die Königinnen zu ſeyn.

Die Amphibien ſind gleichfalls eben ſo mannigfaltig, als

---

*) Man ſehe das erſte Bändchen unſers Leſebuchs.

zum Theil fürchterlich. Jene Rieſenſchlange, deren wir in Surinam gedachten *), weidet ſich auch hier von großem Wildpret, das ſo unglücklich iſt, ihr zu nahe zu kommen; auch geben einige Schriftſteller noch zwei Arten ungeheurer Waſſerſchlangen an. Die Klapperſchlangen tragen hier ein weit ſchrecklicheres Gift, als in Carolina. Oftmals ſind die hieſigen Schlangen nur deſto gefährlicher, jemehr ſie das Auge durch ihren ſchöngefärbten Balg auf ſich ziehen, dies iſt beſonders der Fall bei der Ibiboca; ſie verführt durch ihre rothe, ſchwarze und weiße Livree.

Wie unermeßlich reich ſind ferner Braſiliens Waldungen an dem ſchönſten Gefieder. Faſt alle die großen langgeſchwänzten, trefflich gefärbten Lori's, wegen ihrer Größe oftmals indianiſche Raben genannt, ſind hier zu Hauſe. Hierzu gehören beſonders der Arat und der Canide des Lery (Psitt. Macao, Ararauna und Caeruleus); ihr herrliches Gefieder, beſonders das des Schwanzes, diente den Oberhäuptern der Braſilier zum Kopfputz.

Ebenfalls leben hier die ſchöngebauten Cacodoes; und überhaupt ſind von dem zahlreichen Geſchlechte der Papageien, wovon wir bis jetzt faſt 200 Arten kennen, vielleicht gegen die Hälfte für Bewohner Braſiliens und des anliegenden Gujana's anzuſehen.

Ein nicht minder ſchönfarbiges, freilich weit weniger zahlreiches Geſchlecht von ſonderbarer Bildung, ſcheint aber dieſem Lande vorzugsweiſe eigen zu ſeyn. Dies ſind die Toucane. Sollte man doch kaum glauben, daß ein Vogel, deſſen Schnabel faſt der Größe des ganzen übrigen Körpers gleich iſt, dem Thiere erträglich wäre, und dem menſchlichen Auge keinen ganz widrigen Anblick gewähren könnte? Aber die an Schönheiten und an Ebenmaßen nie zu beſchränkende Natur wußte dieſes wunderbar geſtaltete Geſchlecht ſo zu bilden, daß ſein außerordentlicher Bau weder ihm zur Laſt fiel, noch dem Auge mißfällig ward.

Schon das auf die warme Zone beſchränkte Geſchlecht der Papageien ſcheint darauf hinzudeuten, daß dieſem Himmelsſtriche fruchtfreſſende Vögel mit auffallend großen Schnäbeln zu eigen gehören. Die Papageien ſind hierin gleichſam die Vorgänger der Toucane. Dieſe letztern (Ramphastos), welche gänzlich auf Südamerika eingeſchränkt ſcheinen, übertreffen nun jene, ja alle übrige körnerfreſſende Vögel, an Größe des Schnabels. Sein erſtaunlicher Umfang von hornichter Schale, aber äußerſt dünne und leicht, ſitzt auf einem kleinen elſterähnlichen Körper, beides geziert mit den ſchönſten Farben. Von den uns bis jetzt bekannten 17 Arten haben faſt alle Braſilien zum Vaterlande.

---

*) Man ſehe das vorhergehende Bändchen.

Dieſe ſchönen Vögel leben geſellig, fliegen in kleinen Haufen. Man fängt ſie ein, und ſie werden bald ſo zahm, daß ſie ſogar gleich einer Henne ihre Jungen führen. Ihr Neſt ſollen ſie ſich ſelbſt in den Bäumen auszuhöhlen wiſſen; daher denn auch die Portugieſen dieſen Vogel Carpentero (den Zimmermann) nennen. Eine Gattung dieſes Vogels (Ramphastos piscivorus L.), iſt ſchwärzlich, trägt eine rothe Leibbinde, das Ende des Rückens iſt, ſo wie die Kehle, weiß. Den großen gelblichen Schnabel ziert gegen die Spitze hin ein ſchönes Hochroth, und die untere Hälfte iſt bläulich, kurz, dieſer Vogel prangt faſt mit allen Farben des Regenbogens.

Einige andere Toucane haben gezähnelte Schnäbel, ſo z. B. der Momot (Ramph. Momota), wohnen in einſamen Höhlen und leben gleichfalls von Inſekten; Jacquin ernährte ihn mit rohen Fleiſchſtücken, die der Vogel zuvor im Waſſer einweichte. Seine Stimme iſt rauh und nur ſchwach; dahingegen wegen der ſehr vernehmlichen Töne, die ſie oft hören laſſen, ſie die Prediger genannt werden. Die Indier nannten ihn nach ſeinem Geſchrei Tacataca.

Als seltener, ja wie es faſt ſcheint, bis jetzt nur allein in Braſilien vorgefundener Vogel, verdient der Anhinga (Plotus Anhinga capite laevi, abdomine albo L.) hier bemerkt zu werden. Ein taucherähnlicher Waſſervogel, der ſich, wie die übrigen ſeines Geſchlechts, von Fiſchen und andern Waſſerthierchen ernährt, niſtet oft auf den höchſten Zweigen der dem Waſſer nahe ſtehenden Bäume. Dabei zeichnet er ſich durch den übermäßigen Hals aus, der über einen nur kleinen entenförmigen Körper faſt drei Fuß hoch hervorragt. Mit der entſchiedenſten Gewißheit ſeines Fangs, ſchnellt er dieſen langen Hals gegen die Fiſche hin, die ihm zur Nahrung dienen; denn er vermag es, den Hals ſchlangenähnlich auszudehnen und zu verkürzen. Sein Körper iſt ſchwärzlich, nur der Unterleib iſt weiß, der Hals rothbraun, ſo wie der ſehr kleine faſt kahle Kopf; der gezähnte Schnabel iſt ſo wie der Körper von graulich gelber Farbe. Sonderbar genug ſcheint das ganze Geſchlecht des Plotus bis jetzt auf die öſtliche Seite von Südamerika beſchränkt zu ſeyn; denn die beiden übrigen bis dahin bekannten Arten ſind in Cayenne und Surinam zu Hauſe; am Senegal und Zeylon ſcheinen Varietäten davon zu leben.

Braſiliens Flora wird endlich auf das reichſte durch jene herrlichen Thierchen belebt, die ſowohl wegen ihres Gold- und Farbenglanzes, als wegen ihrer Nahrung den prächtigſten Schmetterlingen der heißen Zone ſo nahe zu ſtehen ſcheinen. Von der großen Anzahl der Colibris iſt vielleicht die Hälfte in Braſilien einheimiſch, und darunter das kleinſte aller vogelartigen Weſen. Der Tominejoo (Trochilus minimus Guamini 7. des Markgravs) führt dort dieſen Namen, weil er

mit ſeinem Neſte zuſammen genommen etwa nur 2 Tominen, oder 24 Gran wiegt.

In Braſilien trifft das Größte und Kleinſte der Ornithologie zuſammen. In den inneren Provinzen findet ſich nämlich der amerikaniſche Straus (Struthio Rhea L.). Markgrav nennt ihn dort Nhandaguacu; es iſt ſeiner bereits ehemals umſtändlicher gedacht worden. *)

Die meiſten Quadrupeden der angrenzenden Länder bewohnen auch Braſilien; wir erwähnen daher nur einiger, die man entweder bis jezt lediglich in dieſem Lande vorfand, oder die darin häufiger vorkommen, als in jenen.

Unter der großen Menge Affen der neuen Welt gehört beſonders hierher der ſehr ſchöne Mico (Simia argentata cauda non prehensili L.). Das feine glänzende Silberhaar des Körpers wird bei dieſem kleinen Thiere durch das ſchöne Roſenroth des Kopfes auf eine höchſt auffallende Weiſe gehoben. Condamine, welchem der portugieſiſche Gouverneur von Para den Mico als eins der ſeltenſten Thiere Braſiliens zum Geſchenk machte, war, aller Sorgfalt ungeachtet, nicht vermögend, dieſen zärtlichen Affen lebendig nach Europa hinüber zu führen.

Wenn gleich nicht ſo arm an Individuen, und daher nicht ſo ſelten wie der Mico, zeichnet ſich der Coendu doch eben ſo ſonderbar unter den Uebrigen ſeines Geſchlechts aus. Ein Stachelſchwein mit einem Wickelſchwanze bedient ſich deſſelben, wie die Sajus oder die Makis (Lemures), beim Beſteigen der Bäume zum Feſthalten, und nährt ſich nicht blos, wie ſeine Verwandte, von Früchten, ſondern auch von kleinen Vögeln und ihren Eiern.

Tapire, Faulthiere, Ameiſenbären, Coatis, mehrere Tiger- und Katzenarten, verſchiedene Savien haben wir bereits aus den Nachrichten von den benachbarten Ländern kennen gelernt. Bekanntlich erhielt Europa das ſogenannte Meerſchweinchen (Cavia Cobaya) zuerſt aus Braſilien. Dies Thier bekam von ſeinem Grunzen und von der Ueberfahrt über das Meer ſeinen deutſchen Namen. Den engliſchen (Guinea pig) hingegen, weil es von den Guinea-Sklavenſchiffen, die in Braſilien landeten, von dorther nach Europa gebracht ward.

Die Armadille (Dasypus L.) machen hier aber ein beſonderes Wildpret aus. Lindſey verſichert, daß die Braſilianer gegen die Nacht ordentlich auf den Anſtand gehen, um Armadille zu ſchießen. Dieſe gepanzerten, wehrloſen und furchtſamen Thiere kommen hauptſächlich bei Nacht aus ihren Höhlen hervor. Ihr Fleiſch iſt vorzüglich; dem Geſchmacke nach ſteht es gleichſam zwiſchen dem Spanferkel und dem Kaninchen.

*) Man ſehe das vorhergehende Bändchen.

Man bratet die Armadille in ihrem Panzer oder in ihrer Schale. Dieſe dient dann dem Indianer zur Verfertigung kleiner, undurchdringlicher Koffer und Schachteln.

Faſt noch reichlicher als das Land ſind die Gewäſſer Braſiliens belebt; und auch hier iſt, wie dort, nicht blos die Fülle, ſondern zugleich die Sonderbarkeit der Geſtalten zu bewundern. Das merkwürdige Geſchlecht der Bandfiſche (Chaetodon L.) iſt hier faſt gänzlich zu Hauſe, und von den dickgepanzerten, gehörnten und ſtachlichten Ungeheuern (Tetrodon, Diodon, Balistes L.) kommen hier ſehr viele Arten vor. Ebenfalls wohnen zweierlei galvaniſche, oder elektriſche Fiſche in Braſiliens Gewäſſern, ſo wie viele Arten der Roggen und Haifiſche.

Vermuthlich iſt es der Lamentin oder Manati *), denn dieſer findet ſich ebenfalls in hieſigen Gewäſſern, der zu den Fabeln von dem Ypupiapra, den Tritonen und Nereiden, Anlaß gegeben hat. Ein portugieſiſcher Schriftſteller erzählt von ihnen, ſie wichen dem Geſichte nach nur darin von dem menſchlichen ab, daß ihnen die Augen viel tiefer lägen. Die Weibchen hätten ſehr langes Kopfhaar, und tödteten oftmals Neger, die den Mündungen der Flüſſe zu nahe kämen, indem ſie ſie mit ſolcher Inbrunſt umarmten, daß dieſe dadurch erdrückt würden. Vornehmlich ſollen ſie ſich unweit der Bay aller Heiligen, in der Mündung des Sagoaripe finden. Uebrigens ſey man in Rückſicht ſolcher, dem Menſchen ähnlicher, Seethiere, nicht zu voreilig. Mag es gleich keine wirkliche Meermenſchen geben, ſo haben ſich dennoch unleugbar einzeln mehrere ſeltſame Thiere im Meere ſehen laſſen, die dem Kopfe nach eine bedeutende Aehnlichkeit mit dem Menſchen zeigten. Ohne hier die verſchiedenen, zum Theil ſehr verdächtigen Nachrichten hierüber beizubringen, erinnere man ſich nur des ſogenannten Meermannes der Antillen, der bei dem Felſen Diamant, unweit Martinique, eine hinreichende Zeit über den Wellen aufrecht blieb, und von mehreren Männern geſehen ward, die darüber ein gültiges eidliches Zeugniß ablegten. **)

Und warum ſollte die unermeßliche Tiefe, das Meer, eine dem feſten Lande ſo weit an Umfang überlegene Region, bei dem unerſchöpflichen Reichthum an Abwechſelung, die die Natur in den Formen hervorbringt, nicht einige Thierarten enthalten, die der menſchlichen Geſtalt mehr oder minder ähnlich ſind, in ſo weit es nämlich die Natur eines Fiſches nur zuläßt? Gab ſie doch dem Lande die Ourangen, warum nicht et-

---

*) Man ſ. das vorhergehende Bändchen.

**) In dem Dictionnaire raisonné et universel des Animaux. Paris 1759. 4 Volum. 4to. findet man T. 2. p. 486. Art. hommes marins, die mehreſten Nachrichten hierüber geſammlet. Auch in Robinet de la Nature, T. 3me.

was Aehnliches dem Ocean? Stellers noch unbeſtimmter Seeaffe mag doch wohl ein Thier ſeyn, das ſich wenigſtens, ſeinem Inſtinkte und vielleicht ſeinem Aeußern nach, jenen Mimikern nähert; auch hat ja das Geſchlecht der Phoken ſchon einen Uebergang zu ähnlichen Geſchöpfen vorbereitet. Die folgenden Jahrhunderte mögen, bei dem erſtaunlichen Fortſchreiten der Naturkenntniſſe und der Geographie noch wohl Wunder bewähren, die bisher noch weniger geglaubt ſind.

So hätten wir im Ganzen Braſiliens natürliche Beſchaffenheit in etwas kennen gelernt. Allein, wie unbedeutend iſt dieſe Ueberſicht ausgefallen, ſelbſt mit Zuziehung der beſten Schriftſteller, ſowohl der ältern, als der neuern. Sie iſt nicht einmal vergleichbar mit der, die uns von Peru zu Theil werden konnte; und dies nur allein deshalb, weil Portugalls vermeinte Klugheit alles Eindringen in das Binnenland bis dahin ängſtlich verboten hat; ja ſelbſt die darüber ehemals bekannt gewordenen Schriften, ſo viel es nur möglich iſt, verheimlicht.

Doch auch dieſer Schleier wird dereinſt gelüftet werden, dieſe drückende Beſchränkung des menſchlichen Wiſſens wird aufhören, ſo wie jede Sklaverei, ſie ſey noch ſo künſtlich gewebt, oder noch ſo ſicher geſchmiedet, endlich vernichtet werden wird und ſoll.

Indeß kann ſelbſt das Wenige, was wir von Braſilien wiſſen, uns einen allgemeinen heiteren Rückblick auf dieſen herrlichen Theil der Erde gewähren.

Das Meer und die Gebirge mäßigten in jenem ungeheuren Lande der heißen Zone die Wuth der lothrechten Sonne. Unzählige Ströme, und viele gehörten darunter zu den größten der Erde, verbanden es mit andern reichen Landſchaften der Tropen und mit dem Ocean.

Nicht blos alles, was nur der warme Erdgürtel erzeugt, ſondern ſelbſt Produkte der nördlichern Welt wurden auf das vollkommenſte hier erzielt. Denn auch unſere Hausthiere und mehrere europäiſche Vegetabilien gedeihen in Braſilien ſehr gut. Jetzt denke man ſich die großen Schätze, welche man ſelbſt aus den wenigen Quadratmeilen, die da bis jetzt benutzt werden, erzielt, und man rechne die mehrere tauſendmal größere, aber eben ſo günſtig gelegene Fläche des unbenutzten Gebiets von ſo vielartiger Bildung und Natur; hierbei zugleich die große Bequemlichkeit, die das Meer und die Ströme dem wechſelſeitigen Waarentauſche und dem Handel mit den übrigen Welttheilen darbieten; was für Ausſichten zeigen ſich hierdurch nicht für die Zukunft!

Welche Menſchen in dieſem ſo geſegneten Theil der Erde leben, und ob und wie ſie ihn bis jetzt benutzten, dies ſey nun der Gegenſtand unſerer Betrachtung.

Der Menſch.

a) Der Urbewohner, der Braſilianer.

Als die Portugieſen vor drei Jahrhunderten in die dicht verwachſenen Wälder Braſiliens drangen, mußten ſie mühſelig nach Einwohnern umherſuchen. Jene ſeltſamen, aber mir ſtets verehrungswürdigen Schwärmer, welche dem unwiderſtehlichen Triebe, rohe, furchtbare Wilde zu unſerer Religion und ſonach zum beſſern Daſeyn hinüber zu führen, Freunde, Verwandte, Bequemlichkeiten des Lebens, ja oftmals anſehnliche Beſitzungen ſelbſt mit Todesgefahr aufopferten, die Miſſionare, fanden dieſe trefflichſten Länder der Welt öde und menſchenleer. Die höchſten Waldbäume mußten ſie beſteigen, um von ihren die ganze Gegend beherrſchenden Gipfeln einzelne Menſchen, höchſtens einzelne Familien oder ihre Spuren, den Rauch dürftiger Hütten, zu erſpähen. Und nach allen drangſalvollen Anſtrengungen, was fanden ſie? Nichts als einzelne geringzählige Horden roher Menſchen, jede von verſchiedener Sprache, unter einander faſt ſtets in Fehde, und einander entgegen ſtehenden Sitten. Hier ein Jägervölkchen, dort Ichthyophagen oder Menſchen, die gar nur von Muſcheln lebten; und nur ſelten einen ärmlichen Anbau von Maiz; je nachdem der Wald, der Fluß oder die Ebene ſich ihnen darbot.

Aber der Hauptſinn dieſer Menſchen war faſt durchgehends ein vagabondes, thieriſches Fortbrüten in gedankenloſem Daſeyn, das nur auf momentanen Genuß abzweckte, wobei ſich ein ſteter Haß gegen alle übrige Völkerſchaften äußerte, der gewöhnlich bis zur Menſchenfreſſerei hinaufſtieg.

Der Geſtalt nach hatten ſie freilich Aehnlichkeiten mit einander, dennoch blieb jeder Völkerſchaft ein gewiſſer Stempel, ein Familienzug, der ſo bedeutend war, daß dieſe Stämme ſich beim erſten Blick einer unter den andern ſofort erkannten. Die meiſten Völkerſchaften Braſiliens waren mit einander Menſchen von mittlerer Größe. Ausnahmen gab es auch freilich hiervon. So zeichneten ſich die Guaymüraer durch ihre Länge aus. Die Motayer hingegen waren von kurzer Statur; ja man behauptete, das Binnenland hege Pygmäen. Alle waren aber von geſundem Gliederbau; man ſah bei ihnen keine Verwachſene, Bucklichte oder Lahme; vielleicht tödteten auch ſie, wie andere rohe Völker, die fehlerhaften Kinder. Der Kopf und die Schultern ſind bei ihnen breit, und die Mütter haben die ſonderbare Gewohnheit, den Kindern die Naſe zu pletſchen. Ihr Kolorit iſt kupferfarben, das Haar lang, ſtraff und ſchwarz; nur an der Oberleſze und unter dem Kinne zeigt ſich dünnes Barthaar. Die Bildung und die Züge des Geſichts waren bei

den Braſilianern, die Barrow zu ſehen Gelegenheit hatte, denen der Malayen ſehr ähnlich.

In den Sitten herrſchten ſchon nach ihren Ernährungsmethoden bedeutende Verſchiedenheiten. Da ſie mit einander unter der heißen Zone lebten, ſo bedurften ſie faſt keine Bekleidung. Dennoch bedeckten einige die Mitte des Leibes; auch zeigten ſich bei einigen Völkerſchaften verſchiedene Arten des Putzes. Die ſchönſten Federn der Papageyen in einen hohen Kranz oder prächtiges Diadem gebunden, zierten die Köpfe der Oberhäupter, und die großen Strausfedern ſah Lery bald um die Hüften, bald auf ihren Schultern. Andere beklebten den Körper mit feinen, gefärbten Federn, welche vermittelſt eines Gummi darauf hangen blieben. Bei Feierlichkeiten zierten die ſchwarzen Federn des Toucans auf dieſe Art Stirn und Backen.

Das andere Geſchlecht iſt freilich, wie überall, ausgeſuchter und ſtudirter in ſeinem Schmucke. Das Haar, welches die Männer nur kurz tragen, floß jenen dagegen lang um die Schultern. Es war geſcheitelt, und bei einigen Völkerſchaften mit einem rothgefärbten, baumwollenen Bande aufgebunden. Uebrigens litten beide Geſchlechter an keinem Theile des Leibes Haare, den Kopf ausgenommen.

Auch verunſtalten die Weiber den Mund nicht, wie die Männer, durch Steine oder Knochen, die dieſe in der deshalb durchbohrten Unterlefze trugen. Aber die Knochenringe um die Arme und oftmals um die Beine, fanden ſich an beiden Geſchlechtern. In den Ohren trugen ſie ungeheure Gehänge von weißen Muſcheln; ſie hingen oft bis zur Bruſt herab. Auch putzen ſie ſich häufig mit Halsbändern, die aus weißen Knochen, kleinen Steinen oder Kügelchen, von glattem ſchwarzem Holze, beſtehen. Eben daher waren denn die Braſilianer, beſonders die vom andern Geſchlechte, ſo ſehr auf die europäiſchen farbigen Glaskorallen erpicht. Sie liefen den dort landenden Franzoſen ſtets nach, und riefen: Mair deagatorem amabe, d. i. Franzoſe du biſt gut, gieb mir von deinen Glaskugeln.

Für dieſen Schmuck und für Kämme und kleine Spiegel gaben ſie alles hin, was ihnen am liebſten war, ſogar oftmals ihre Waffen.

Beide Geſchlechter bemahlen den Körper auf mannigfaltige Weiſe mit verſchiedenen Farben. Die Hauptfarbe iſt bei den Männern die ſchwarze; hierauf ſetzen ſie oftmals rothe und weiße Figuren.

Bei den Weibern wird nicht ſowohl der Körper als das Geſicht bemahlt. Ein Cirkel von blauer, rother und gelber Farbe iſt die Hauptfigur auf jeder Backe; von ihm laufen gleichfarbige Spirallinien über das übrige ganze Geſicht, und

die ausgeriſſenen Haare der Augenbraunen erſetzt ein fein gezeichneter ſchwarzer Bogen.

Waren die Methoden, ſich zu ernähren, bei dieſen Völkern, wie wir eben erwähnten, verſchieden, ſo hatten die wenigen Stämme, die eignes Land anbaueten, in Anſehung der Mannigfaltigkeiten der Arten des Genuſſes, beſonders in Rückſicht des Getränkes, einiges vor den übrigen voraus. Der Manioc *) liefert ihnen, ſo wie der Maiz, mehrere Gerichte. Das daraus bereitete Mehl genießt man bald als Brod, bald als Kuchen, und der aus der Wurzel des Maniocs gepreßte Milchſaft erhärtet an der Sonne zu einer Art Käſe oder Eierkuchen. Aus den Wurzeln des Maniocs ziehen ſie ein berauſchendes Getränk; eine Art der eckeln Kawa der Südſeeinſeln. Die Wurzeln kocht man in Waſſer weich, und läßt ſie dann von alten Weibern kauen. Hierauf werden ſie in anderen irdenen Gefäßen abermals gekocht, und ſtets umgerührt; alles gießt man in ſehr große irdene Häfen, hierin muß die Maſſe einige Zeit gähren und das Getränk wird ſodann zum Gebrauch aufgehoben.

Sind gleich die Wohnungen dieſer vagabonden Völkerſchaften nur Hürden aus Baumſtämmen, bei einigen oft mit Lehm verbunden und mit Baumrinde gedeckt, ſo verſtehen ſie es dennoch, Ortſchaften, welche aus vielen ſolcher Cabanen neben einander errichtet beſtehen, durch Einfaſſungen oder Mauern von großen Steinen zu ſchützen. Die einzelnen Cabanen oder Hütten ſind von ſolchem Umfange, daß ſie mehrere Familien enthalten können.

Ihr häusliches Leben iſt freilich bei der großen Anzahl der einander zum Theil gänzlich fremden Völkerſchaften verſchieden. Indeß mußte dennoch eine Aehnlichkeit in ihren einfachen Sitten herrſchen, da das Klima ihnen überall nur geringe Bedürfniſſe, und daher nur geringe Anſtrengung abforderte.

Die Braſilianer ſind Polygamen; ein Ehemann darf ſich indeß, außer mit den von ihm als ſeine Frauen anerkannten Weibern, nie mit andern einlaſſen. Aber nur erſt, wenn ein junger Mann einige Feinde getödtet hat, kann er auf die Ehe Anſpruch machen; jeder Feige wird von den Mädchen zurückgewieſen. Der Ehebruch iſt äußerſt ſelten, und zieht der Frau die Todesſtrafe zu. Vor der Ehe hingegen können die Mädchen ungeſtraft ihre Reize darbieten; die Menge ihrer frühern Liebhaber hält niemand zurück, ſie zu Frauen zu nehmen.

Es iſt falſch, daß die Weiber ohne Schmerzen niederkommen. Lery bezeugt dies durch die gültigſten Beiſpiele. Der Vater verrichtet dabei das Amt einer Hebamme. Die Neugebornen werden neben der Muttermilch mit Maizbrei ernährt.

*) Man ſehe das zweite Bändchen.

Die Mutter hütet nur einen oder zwei Tage das Hängebette, den Hamac, und trägt das Kind in einer Binde von Baumwolle, die am Halſe herabhängt.

Bei einigen Völkerſchaften herrſcht gleichfalls die aberwitzige Gewohnheit der Couvade, da der Vater den Kranken ſpielt, und das Wochenbette hütet *).

Die Arbeiten des ſchwächern Geſchlechts ſind auch hier nicht geringe. Außer dem Stricken der Netze, der Hängebetten und anderer Zeuge, nebſt dem Verfertigen und Bemahlen der irdenen Gefäße, müſſen ſie den Männern ihre Lebensmittel im Kriege nachtragen, auch oftmals bei den ackerbauenden Völkern das Feld beſtellen. Selbſt die Schwangerſchaft überhebt ſie ſolcher ſauren Arbeiten nicht; ein treuer Beweis der Rohheit dieſer Völker.

Die Erziehung der Kinder iſt hauptſächlich auf die Jagd, den Fiſchfang und den Krieg gerichtet. Unter ſich leben dieſe Menſchen ruhig und friedlich; Lery erlebte in einem Jahre nur zwei Zänkereien. Dagegen ſind ſie beleidigt, unverſöhnlich, und der Tod eines Verwandten kann nur durch den Tod des Urhebers oder deſſen Verwandten gebüßt werden.

Einige Sprachen dieſer Indier ſind doch nicht ſo ganz unausgebildet und unbiegſam, als die vieler andern Völker, deren wir am Maranon oder in Paraguay gedacht haben **). Das Beiſpiel des Zeitworts Ich bin bei den Topinambuern, liefert hiervon den Beweis. Aico heißt: ich bin; Ereico, du biſt; Oico, er iſt; Oroico, wir ſind; Peico, ihr ſeyd; Auraheoico, ſie ſind. Auch haben ſie, wie die Franzoſen, ein gedoppeltes Perfektum, eins für die noch nicht gänzlich vergangene, und eins für völlig vergangene Zeit, und die übrigen Theile der Conjugation ſind bei ihnen vollſtändig. Dennoch ſind ihre Zahlwörter ſehr unvollſtändig. Sie reichen nur bis auf fünf, die größern Zahlen werden dann durch Wiederholung der Zahl 5 und Zuſammennehmung aller Finger der Umſtehenden angedeutet. Uebrigens fehlten auch ihren Sprachen, ſo wie denen der meiſten übrigen Wilden, die Ausdrücke für allgemeine Begriffe. (Lery).

Dieſe Sprache der Topinambuer war aber eine der wichtigſten, da dieſe Völkerſchaft ſich außerordentlich weit verbreitet fand.

Die vornehmſten Völkerſchaften waren, nach der Angabe dieſes Franzoſen, die Margajer, die Uetacaer, die Maguher, die Tapujer, die Topinambuer. Allein der Engländer Knivet, welcher viele Jahre in verſchiedenen Theilen Braſiliens zugebracht hat, giebt uns eine ungleich größere Liſte der dor-

---

*) Man ſehe das vorhergehende Bändchen.

**) Man ſehe das vorhergehende Bändchen.

tigen Nationen oder vielmehr Volksſtämme. Nur allein von den Tapujern zählt er ſechs und ſiebenzig verſchieden benannte Stämme. Ueberdies führt er noch über 12 Hauptvölker an, die ſowohl durch die Sprache, als durch die Lebensart und Sitten von einander verſchieden waren. Den erſten Rang geſteht er darunter den Petiguarern zu, denen dann die Topinambuer, Tapujen und Margajen nebſt den übrigen folgen. Dennoch fand auch Knivet, wie Lery, einige Sprachen, welche von ſehr vielen Nationen verſtanden wurden; hierunter gehörte beſonders die der Topinambuer, deren eben gedacht iſt.

Viele dieſer kleinen Völkerſchaften ſind in unſern Zeiten ſicher nur noch dem Namen nach bekannt. Sie reiben ſich ſeit langer Zeit einander ſelbſt auf, und die ihnen ſo weit überlegenen Europäer haben es an ihrer Vernichtung oder doch Verkleinerung ſicher nicht fehlen laſſen. So iſt jene Nation der Tapujer, die vormals in ſo viele Zweige zerfiel, jetzt ins Innere gedrängt und ihr Name begreift faſt alle unterjochte Nationen des Binnenlandes. Auch hegen alle Original-Braſilier den entſchiedenſten Haß und Abſcheu gegen ihre Unterdrücker, die Portugieſen. Die zwölf Braſilianer, welche Barrow bei ſeiner Landung dort als Ruderer auf einem portugieſiſchen Boote vorfand, hatte der Gouverneur nur mit vieler Schwierigkeit herbeizuſchaffen vermocht, denn alle Eingeborne, die ſich dem Dienſte der Portugieſen überlaſſen, werden, ſagt er, von ihrer eigenen Nation mit ſo tiefer Verachtung angeſehen, daß ſie es nicht wagen zu den Ihrigen jemals zurückzukehren, indem ſie überzeugt ſind, von ihnen auf eine ſchimpfliche Weiſe getödtet zu werden.

Eben daher ſahen ſich die Portugieſen genöthigt, Sklaven aus Afrika für ihre Etabliſſements herbei zu führen, denn es war unmöglich, die Eingebornen zum Bearbeiten des Ackers, oder der Minen, auf die Dauer zu zwingen.

Uebrigens äußern ſie, ſo wie die meiſten unciviliſirten Völker, große Gaſtfreiheit gegen die Fremden, die ihnen nicht feindlich ſind.

Zu den Zeiten des Lery ward der Fremde, ſobald er eine Cabane betrat, genöthigt, ſich in ein Hängebette (Hamak) zu ſetzen. Der Hauswirth verſammelte hierauf ſeine Frauen, und dieſe kauerten um den Hamak herum nieder, damit ſie den Gaſt bequemer angenehm unterhalten konnten. Unter Thränen der Freude ſagten ſie ihm: „Wie biſt du doch ſo gut; du haſt „dich bemühet zu uns hieher zu kommen. Du biſt recht hübſch, „du biſt ſo tapfer; wir haben dir wahrlich große Verbindlich„keit.“ Es forderte dann die gute Lebensart, von Seiten des Gaſts, zu zeigen, daß er ſich hiervon gerührt fühlte, und dies wo möglich durch Thränen des Danks, oder wenigſtens durch einige Seufzer zu äußern.

Hierauf trat der Hausvater, der Muſſucat, der bis dahin gar auf den Fremden nicht weiter zu achten ſchien, ihm näher, erkundigte ſich nach deſſen Befinden, und nach dem Zwecke ſeiner Reiſe. Er ließ für ihn, im Fall er ein Fußgänger war, ſodann Waſſer bringen, und die Weiber wuſchen dem Franzoſen (dem Mair) die Füße. Wünſchte der Reiſende zu eſſen, ſo ward Wildpret, Fiſche und Getränk herbeigeſchaft. Blieb er über Nacht, dann hängte man für ihn ein reines weißes Inis (Hamak) auf, machte da umher Feuer an, ſetzte aber eine Art Feuerſchirme (Tatapecun) davor, damit der Schlaf nicht geſtört werde. Beim Erwachen bot der Wirth einen guten Morgen, und entließ ihn mit froher Zufriedenheit. Dieſe Sitten haben ſich noch bei vielen dortigen Nationen des Innern erhalten.

Vom eigentlichen Handel und Gewerben haben ſie durchaus keinen Begriff. Sie wunderten ſich nicht wenig über die mühſame Aemſigkeit, womit die Europäer das Färbeholz wegführen. Lery hatte hierüber folgendes Geſpräch mit einem bejahrten Wilden; es iſt zugleich belehrend in Rückſicht ihrer Denkart überhaupt.

Ein braſilianiſcher Greis, der mit Erſtaunen die ungeheure Quantität Färbeholz bemerkt hatte, welche die Franzoſen fällen und auf ihre Schiffe tragen ließen, redete den Lery deshalb auf folgende Weiſe an:

„Wie geht es zu, daß ihr Mairen und Peroer (Franzoſen und Portugieſen) ſo weit herkommt, um Holz zu holen euch zu erwärmen? gibts denn in eurem Lande kein Holz?“

L. „Allerdings haben wir bei uns Holz, und zwar in großer Menge, allein nicht von der Art, wie dieſes hier, welches wir nicht zum Brennen, ſondern, wie ihr ſelbſt zum Färben eurer Schnüre und Federn, benutzen.“

Br. „Aber, erwiederte der Amerikaner, wie braucht ihr denn ſo viel davon?“

L. „Ein einziger Kaufmann unſers Landes hat mehr Tuch und Frieß, als du je ſaheſt, und dieſer allein kauft daher zum Rothfärben eine ganze Schiffsladung des Arabutan.“

Br. „Ah! was für Wunderdinge du mir erzählſt! Aber jener reiche Kaufmann, ſtirbt er denn nicht?“

L. „Freilich ſtirbt er, wie Andere.“

Br. „Und wenn er nun todt iſt, wem gehört denn alles, was er hinterläßt?“

L. „Seinen Kindern, und im Fall er keine hat, ſeinen Brüdern, Schweſtern oder ſonſtigen Anverwandten.“

Br. „Wahrlich, jetzt erſt ſehe ich ein, daß ihr Franzoſen große Narren ſeyd. Müſſet ihr darum euch ſo ſehr anſtrengen, und ſo weit über das Meer reiſen, um für diejenigen Reichthümer zu ſammeln, die nach euch leben? Als wäre die

Erde, die euch dort ernährt, nicht hinreichend, jene gleichfalls zu ernähren. Wir haben eben ſowohl Kinder und Anverwandte, wie ihr, und wir lieben ſie, wie du ſiehſt; allein, da wir wiſſen, daß die Erde, die uns ernährt, auch ſie ernähren wird, ſo verlaſſen wir uns ruhig hierauf."

Die Ergötzungen dieſer Völker beſtehen, außer den Schmauſereien und feierlichen Kriegsgelagen, hauptſächlich im Tanzen. Sie bedienen ſich hierbei eigener Klappern aus hohlen Früchten, von der Größe unſerer Kaſtanien, die mit kleinen Steinen gefüllt ſind. Dieſe werden an die Beine gebunden, während daß ſie größere Klappern, Maraca genannt, gleichfalls hohle Baumfrüchte, in den Händen halten. Uebrigens beſteht ein ſolcher Tanz mehr in Bewegung des Leibes und der Arme, als der Füße. Sie ſtimmen dazu monotone Lieder an, Rundgeſänge, die chorweiſe wiederholt werden. Ein ſolcher Geſang beſtand nur in der Wiederholung der Worte: He he hua; ein anderer lautete: Heu huraure heura; die Worte wurden nach den fünf verſchiedenen Tönen der Tonleiter, g, f, e, a, d, abgeſungen. (Lery.)

Wenn gleich die Völker Braſiliens keinen eigentlichen Kultus, noch auch einen beſtimmten Begriff von der Gottheit hatten, ſo fand man dennoch bei ihnen nicht nur merkwürdige Spuren einer ältern Religion, ſondern es äußern ſich bei ihnen daneben offenbare Anzeigen eines Glaubens an überirdiſche Weſen irgend einer Art.

Auch fand man, daß ſie mit dem Worte Tupan (der Donner), die Idee einer übernatürlichen Macht verbanden, von welcher ſie behaupteten, ſie habe ſie den Ackerbau gelehrt. Ebenfalls hatten ſie einen Begriff vom Leben nach dem Tode; denn ſie glaubten, es bleibe von ihnen nach ihrem Ableben noch etwas übrig, und mehrere der Ihrigen ſeyen in Geiſter verwandelt. Daher haben ſie denn auch Wahrſager, welche ſie beſonders bei ihren Krankheiten ſowohl um Hülfe, als um Vorausſagen ihres Schickſals angehen.

Es iſt ferner ſehr merkwürdig, daß einige dieſer Völker einer alten Sage von einer ſehr großen Ueberſchwemmung des ganzen Landes erwähnen, mit dem Zuſatze, damals ſeyen nur zwei Menſchen, Schweſter und Bruder, lebendig erhalten worden.

Einem Zufall verdankte Lery einſtens den Anblick einer ſehr feierlichen Ceremonie, wobei Geſänge mit ſonderbaren Tänzen und Leibesbewegungen verbunden waren; und dieſe Ceremonie ſchien ſo heilig gehalten zu werden, daß ſie gänzlich alle Fremde davon zu entfernen wünſchten. Solche Feierlichkeiten werden oftmals mit großer Heftigkeit betrieben; die handelnden Perſonen ſchäumen dabei vor Wuth. Sie dienen beſonders als Vorbereitung zum Kriege, und bei ſolchen Gelegenheiten pflegen ſie ſich von den Anführern durch lange Schilfröhre Tobaks-

dampf bis zur Sinnloſigkeit anblaſen zu laſſen. Hierdurch, behaupten ſie, werde ihnen Muth eingeflößt.

Die Kriege ſelbſt beſtehen faſt, wie bei allen Urvölkern der neuen Welt, mehr in Hinterliſt und Ueberfall, als in offnen Schlachten. Dabei herrſcht auch bei den Braſilianern die bitterſte Rachſucht gegen die Feinde, und die roheſte Grauſamkeit gegen die Ueberwundenen.

In den reichen Ländern von Südamerika konnte es nicht dieſelben Urſachen zum Kriege unter den Wilden geben, als in dem dürftigern Norden. Unter den Wendekreiſen bot der Wald zu jeder Jahreszeit einen unermeßlichen Ueberfluß der ſchmackhafteſten Früchte, und des beſten Wildprets dar; die ungeheuren Ströme, nie mit Eiſe belegt, enthielten, ſo wie das benachbarte Meer, einen übermäßigen Reichthum der ſchönſten Fiſche, und die Erde bedurfte kaum aufgeritzt zu werden, um den Maiz oder Manioc, oder die Yams, mehrmal im Jahre hervorgehen zu laſſen. Es war mithin bei einer ſo geringen Bevölkerung kein Grund vorhanden, um die Jagd- und Flußgebiete, oder überhaupt um die Bedürfniſſe des Lebens zu kämpfen, wie dies in dem rauhen Norden oft der Fall war. Millionen konnten hier reichlich ernährt werden, friedlich und glücklich neben einander ihr Daſeyn friſten. Dennoch herrſchte unter dieſen von der Natur ſo trefflich ausgeſtatteten Menſchen ewige Fehde. Hier war nur Rachſucht, oft nur für individuelle Beleidigung, die Urſache des kriminellen Wahnſinns, des unnöthigen Krieges. Dieſe Leidenſchaft kleiner, niedriger Seelen, wird durch die Heftigkeit der Sonne noch mehr erhöhet. Und da bei der dürftigen Bevölkerung von Amerika beinahe alles in kleine Stämme, alſo gleichſam in Familien getheilt war, ſo nahm gewöhnlich der ganze Stamm Antheil an der wahren oder vermeinten Beleidigung irgend eines ſeiner Mitglieder.

Dieſe Darlegung der Urſache der Kriege der ſüdamerikaniſchen Wilden wird genau durch die Erzählung des Lery beſtätigt. Er war ein Augenzeuge eines Feldzugs der Topinambuer gegen die Margajer; zwei Nationen, welche ſeit langer Zeit nur allein wegen individueller Beleidigungen mit einander in bitterſter Feindſchaft lebten.

Ihre Einrichtung vor dem Ausmarſch beſtand zuerſt in Erwählung der Heerführer. Hiezu kann Niemand gelangen, als der, welcher bereits mehrere Feinde erlegt hat. Dieſe Heerführer ſind die einzigen temporairen Gebieter bei den Braſilianern; denn im übrigen gibt es keine beſondere Regierungseinrichtung bei ihnen. Sie ſetzen ſich alle einander gleich, nur dem Alter bezeugen ſie, wegen ſeiner größern Erfahrung, mehr Achtung, und nehmen auf ſeine Rathſchläge Rückſicht. Aus jeder Aldeja, ſo benennen ſie die Anzahl der Cabanen oder

Wohnungen, welche auf ein und demſelben Bezirk erbauet ſind (etwa 5 oder 6), wird ein Anführer gewählt.

Sodann bewaffnet ſich jeder Krieger. Ihre Rüſtung beſteht aus einer Keule von ſehr ſchwerem, oft ſchwarzem Ebenholze, an deren runden Stiele ſich eine dicke, linſenförmig geformte Kolbe befindet, deren Kanten zugeſchärft ſind. Die ganze Keule iſt 6 Fuß lang und heißt Tacape. Ihre Bogen, Oropate genannt, haben Sehnen von ganz außerordentlicher Stärke, obgleich ſie nur aus dünnem Graſe geflochten ſind; die Pfeile halten 6 Fuß; ihr mittlerer Theil beſteht aus Rohr, die Enden aus Ebenholz, die Spitze aus ſcharfen lanzettförmigen Knochen oder aus der Spitze eines Robbenſchwanzes. Seit der Bekanntſchaft mit den Europäern wählen ſie hierzu ein ſcharfes Eiſen; das andere Ende iſt mit ein Paar farbigen Federn verſehen. Das Ganze wird vermittelſt Baumrinde ſehr künſtlich mit einander verbunden. Zur Beſchützung führen ſie runde und flache Schilder von dem ſtarken Rückenfell des Tapirs; zur Feldmuſik und zu Kriegsſignalen haben ſie Hörner, Inubia genannt, und Pfeifen von Knochen, gewöhnlich aus den Röhren der erſchlagenen Feinde.

Die ſtreitbaren Indianer aller Aldejaen verſammlen ſich in kleinen Armeen von etwa 5 bis 6000 Mann; die Weiber müſſen ihnen die Lebensmittel nachtragen.

Ihre Angriffe geſchehen hauptſächlich zu Nacht; am Tage halten ſie ſich unweit der Dörfer, oder Städte, verborgen. Dieſe überfallen ſie dann im Finſtern und ſetzen zugleich die Wohnungen in Brand. Sehen ſie ſich aber gezwungen, im freien Felde bei Tage zu ſchlagen, ſo geſchieht dieß mit größter Wuth. Sie ſuchen dieſe durch ein gräßliches Geheul zu erhöhen. „Als die Unſrigen, ſagt Lery, den Feind auf eine „Viertelmeile gewahr wurden, fingen ſie an zu brüllen, und „ſo wie die beiden Partheien einander näher kamen, verſtärkten ſie dies, blieſen ihre Kriegshörner, ſtreckten die Arme gegen einander drohend aus, und zeigten die Knochen der Gefangenen, die ſie gefreſſen hatten, wie auch die Reihen Zähne, „welche ihnen davon am Halſe herabhingen.“

„So bald ſie bis zu der Schußweite gegen einander gekommen waren, ſah man die Luft mit Pfeilen gefüllt. Es „war ein wunderſames Schauſpiel, mehrere tauſend Pfeile mit „ihrer großen Befiederung von rothen, blauen, grünen und gelben Federn in der Luft durch die Sonne glänzen zu ſehen. „Die davon Getroffenen riſſen ſich wüthend die Pfeile aus „ihren Wunden, zerbrachen ſie, und zerbiſſen ſie mit den Zähnen. Sie fochten mit ſolcher Wuth, daß ſie, ſelbſt gelähmt „oder tödtlich verwundet, nicht zurück wichen. Endlich ward „man handgemein, und nun zeigte ſich eine eben ſo fürchterliche als ſeltſame Scene. Mit den ſchweren Keulen ſchlug

„jeder wüthend auf den Gegner los, und ſuchte daneben durch „die behendeſten Sprünge und Wendungen des Körpers den „Streichen des Feindes auszuweichen. Traf aber der Schlag, „ſo tödtete er größtentheils auf der Stelle.“

Nach einem Gefechte von drei Stunden ſiegten endlich die Topinambuer und machten dreißig Margajer, Männer und Weiber, zu Gefangenen.

Wir waren, fährt Lery fort, auf 10 Seemeilen von der Heimath unſerer Indier entfernt. Aber kaum war der Sieg entſchieden, ſo kamen ihnen bereits ihre Bundesgenoſſen, und bald darauf ihre Landsleute entgegen. Es war ein Triumphzug mit den wildeſten Sprüngen, Tänzen und ſchrecklichen Geſängen für die unglücklichen Margajer, die nun, hart gebunden, in der Mitte ihrer gräßlich frohlockenden Sieger daherzogen.

Als dieſe ſich ihren Wohnungen naheten, riefen ſie den Ihrigen zu: „Sehet da die Speiſe, die ihr ſo vorzüglich liebt, „ſie nähert ſich euch.“

Während dieſes empörenden Geſchreies zwang man die unglücklichen Schlachtopfer zum Tanzen.

Hierauf wurden ſie in die verſchiedenen Aldejas vertheilt. Man behandelte ſie auf das freundſchaftlichſte, man nährte ſie auf das beſte, um ſie gehörig zu mäſten. In dieſer ganzen Periode gibt man ihnen ſogar Weiber. Dies ſind entweder die Wittwen der von den Feinden Erſchlagenen, oder die Schweſtern derſelben.

Gegen die Zeit der feierlichen Hinrichtung richten nun die Weiber ungeheure Gefäße mit den oben beſchriebenen berauſchenden Getränken zu. Der Herr des zu opfernden Gefangenen ladet ſodann zu dem Todestage die ganze Ortſchaft ein, und erwählt einen Mann, den er beſonders zu ehren denkt, zum Opferer. Das Feſt beginnt; unmäßiges Trinken, Tanzen und Singen wechſeln mit einander ab, und das unglückliche Schlachtopfer wird genöthiget daran lebhaften Antheil zu nehmen. Man hat den Gefangenen zu dieſer Feierlichkeit mit verſchiedenen Farben bemahlt, und ſo gewiß er auch jetzt ſeines Todes iſt, ſo ſtimmt er dennoch unter ſtetem Zechen Erinnerungslieder zum Lobe ſeiner Vorfahren an, worin er hauptſächlich alle die Grauſamkeiten erzählt, welche ſeine Nation gegen die jetzigen Sieger ausgeübt hat.

Oftmals dauern dieſe Gelage drei Tage, je nachdem die Getränke hinreichen.

Endlich erſcheint jener geehrte Henker, der ſich bisher nicht ſehen ließ. Er iſt vielfarbig bemahlt und mit Federn geſchmückt, die Keule ſelbſt, das Inſtrument des Todes, haben die Weiber gleichfalls mit bunten Federn und Bändern geziert; es wird von den angeſehenſten und aufs beſte geputzten Kriegern herbeige-

bracht und dem Todtſchläger feierlich vom Oberhaupte der Aldeja überreicht.

Kurz zuvor hat man dem Gefangenen, nachdem ihm ein Strick um die Mitte des Leibes geſchlagen iſt, wodurch er von zwei Männern gehalten wird, Steine und Scherben hingelegt, und ihn unter Ankündigung ſeines Todes aufgefordert, ſich zu rächen. Auch ſtrengte er dann alle Kräfte hierzu an, und oftmals werden mehrere ſeiner Feinde, obgleich ſie ſich mit ihren Schildern bedecken, ſchwer durch ſeine Steinwürfe geſchmettert.

Nach dieſer ſonderbaren Scene tritt der Opferer oder Henker hervor, erinnert den Gefangenen, wie viel Krieger ihnen durch ſeine Nation getödtet, wie viel ſie gefreſſen, und wie viel Unglück ſie ihnen überhaupt verurſacht habe. Der Gefangene bejahet dies triumphirend, und verſichert, auch dieſer ſein Tod werde auf das ſtärkſte von ſeiner Nation gerächt werden.

Hierauf erfolgt ſchnell der Todesſtreich, er wird mit ſolcher Gewißheit geführt, daß das Opfer gewöhnlich ſofort ohne weitere Spuren des Lebens niederſtürzt.

Sofort fällt die temporaire Frau des Erſchlagenen über den Todten her, beklagt ihn laut mit vielen Thränen; wie ſehr dies nur Ceremonie iſt, beweiſet ihr darauf folgendes Betragen.

Die Weiber nehmen gleich darauf den Leichnam, waſchen und reinigen ihn, und der, deſſen Eigenthum der Gefangene war, zerlegt nun den Körper. Die zuerſt davon getrennten Glieder, die Arme und Beine, werden mit Pomp in der Ortſchaft umhergetragen. Sodann wird der Rumpf zerſtückelt; und bei dieſer ganzen ſcheußlichen Operation rieb man den Kindern das Geſicht und vorzüglich den Mund mit dem herausfließenden Blute. Die zerſchnittenen Theile werden hierauf vertheilt, geröſtet und unter lautem Jubel verzehrt Die Weiber erhielten nur die Eingeweide und den Kopf; letztern kochten ſie mit einem Mehlbrei, und die Frau des Erſchlagenen bewies bei dieſem gräßlichen Mahle eine ganz ausgezeichnete Begierde.

Man kennt in der Natur nur ein Paar räuberiſche Inſekten, die ſogleich nach ihren ehelichen Liebkoſungen einander freſſen; bei den Spinnen iſt dies zuweilen der Fall, häufiger aber bei der Fangheuſchrecke (Mantis L.), eine der gefräßigſten Kreaturen der ganzen Thierheit.

Aber Menſchen dieſes Triebes! Wie tief, ſelbſt unter die uns ähnlichen Thierarten kann die Unkultur den Menſchen, dieſen Liebling des Himmels, herabſinken laſſen! Denn es wird als ein äußerſt ſeltner Fall angeſehen, daß der Hund in der Noth ſich von dem Cadaver eines Hundes nährt.

Die Anthropophagie war freilich von jeher das Laſter ſo vieler unkultivirten Völker der Erde, allein es bleibt ſtets be-

merkenswerth, daß in keinem Theile unſerer Welt dieſe ſchaudererregende Gewohnheit ſich ſo gleichförmig und gleichzeitig verbreitet fand, als in der neuen Welt. Hier ſtieß man kaum auf ein Volk, das nicht entweder Menſchen für ihre Götter ſchlachtete, oder ſie gar ſelbſt verzehrte.

Schon zuvor ward angezeigt, daß im warmen, ſüdlichen Amerika ſicher nicht die Nothwendigkeit die Menſchen zu dieſen Unthaten zwingen konnte, ſondern nur die Blutrache. Aber der Unterſchied verdient wohl bemerkt zu werden, der ſich hierin in Rückſicht des Nordens und des Südens von Amerika zeigte. Faſt alle die nördlichen Völker dieſes Erdtheils waren weit grauſamer gegen ihre unglücklichen Schlachtopfer. Sie thaten ihnen zuvor die entſetzlichſten Martern an *); bei den Braſilianern, obgleich wegen ihrer Menſchenfreſſerei berühmt, endigte dagegen ein einziger Schlag das traurige Daſeyn der Gefangenen.

Auch ſcheint es unſerer Aufmerkſamkeit nicht unwerth, daß Amerika eine weit größere Anzahl Jägernationen enthielt, als Aſien oder Afrika. Die Jagd, wie dies bereits oft geſagt ward, iſt die Mutter der Gefühlloſigkeit, ja der Grauſamkeit gegen uns ähnliche Mitgeſchöpfe. Und auch hierin ſtand Südamerika glücklicherweiſe dem nördlichen nach. In letzterem waren faſt alle die kaum aufzuzählenden Stämme, welche die vaſten Regionen von Mexiko an bis zu den Ländern der Esquimaux hinauf bewohnten, Jägervölker; die wenigen Ichthyophagen der Küſten ausgenommen. Sie waren freilich zum Theil durch die geringere Ergiebigkeit ihres Bodens, und durch die auf den großen offnen Plätzen, Wieſen und Savanen umherirrenden Heerden wilder Ochſen, Rehe, Caribus und wilden Geflügels hiezu gleichſam von der Natur ſelbſt aufgefordert.

Nicht ſo unter den Tropen. Der ungeheure Trieb der Vegetation überſteigt hier alle Begriffe. „Die wildeſten Völkerſtämme, ſagt der treffliche Humbold, werden zum Gartenbau gezwungen. Sie müſſen Piſang, Arum-Arten und Maniok bauen, weil das Dickicht der Wälder ſie hindert, als Jäger zu leben. Der Wald drängt ſich an den Fluß. Man fährt lange mit dem Canot an dem Ufer hin, bis man eine Stelle trift, wo das Pflanzengewirre einen Raum läßt, ans Land zu ſteigen, und ſeine Hamacken auszuſpannen. Miſſionsniederlaſſungen liegen nur etwa 1000 Toiſen von einander entfernt, und kaum hat man einen Landweg von einer zur andern eröffnen können. Die ewigen Aequatorialregen hindern das Abbrennen der Waldungen, und das Menſchengeſchlecht muß in Menge noch ſehr zunehmen, ehe es dort Herr der Pflanzenſchöpfung wird.“

---

*) Man ſehe das dritte Bändchen.

Die Braſilianer waren aber in Rückſicht ihrer Anthropophagie auch nicht zu vergleichen mit den afrikaniſchen Menſchenfreſſern, obgleich dieſe unter einem ähnlichen Klima lebten. Es iſt nämlich unleugbar, daß einige Nationen des Inneren von Afrika allerdings Sklaven ihrer eigenen Nation zum Verzehren ſchlachten; wir werden bei einer andern Gelegenheit hierüber umſtändlicher Auskunft geben.

Weniger ſcheinen die Braſilianer von einigen wilden Nationen unterſchieden geweſen zu ſeyn, welche ihre eigene Verſtorbene verzehrten, nur allein um ihnen ein ehrenvolles Grab in den Eingeweiden ihrer eigenen Verwandten anzuweiſen; denn Piſo bemerkt, daß einige Völker ihre eigene Kinder gegeſſen haben, von den lebenden die Nabelſchnur, nachmals aber ihren Tod beweinten.

Die Braſilianer betrugen ſich ſowohl gegen ihre Kranken, als gegen ihre Verſtorbenen mit vieler Achtſamkeit und Anſtand. Sie warteten erſtere ſehr ſorgfältig. Betraf es Wunden, ſo wurden dieſe ausgeſogen und mit ſtrenger Diät und Kräutern geheilt. Fieberartige Krankheiten kamen hier am gewöhnlichſten vor; beſonders litten aber die Einwohner an dem Pian. So hieß bei ihnen ein Uebel, bei welchem ſich Blattern über den ganzen Leib erzeugten, und zuletzt einen gefährlichen breiten Schorf bildeten, der ſelbſt, wenn er gleich geheilt wurde, ſcheußliche Narben auf viele Jahre zurückließ. Es war eine Hautkrankheit, die ihren Urſprung aus der Wolluſt nahm, und keinen geringen Beitrag zur Erläuterung des Streits über das Vaterland der Luſtſeuche an die Hand gibt.

Die Todten begräbt man in einer runden, tonnenförmigen Grube. Hierin wird der Verſtorbene aufrechtſitzend, mit zuſammen gebogenen Knieen und Armen geſetzt. Einem Oberhaupte legen ſie ſeine Waffen, Halsbänder, Hamak und Federn mit ins Grab. Dabei ſtimmen ſie, unter Vergießung vieler Thränen, Klagelieder an. Zur Ehre des Verſtorbenen wiederholen ſie dieſe ſo oft ſie ſich dem Grabe nachmals nähern.

Der hier geſchilderte Zuſtand der Braſilianer hat in ſolchen Theilen des Landes, wo ſelbſt die Portugieſen mit ihnen in nähere Verbindung getreten ſind, wohl einige Veränderung erlitten. Auch haben ſie es vorzüglich den mühſamen Anſtrengungen der Miſſionaire zu verdanken, daß ſich ihre Anthropophagie beträchtlich gemindert hat. Allein im Ganzen ſind dieſe Nationen erbittert gegen ihre Unterdrücker, und daher weniger geneigt, fremde Sitten anzunehmen, ſtets noch dem rohen Zuſtande treu geblieben, der uns den ſogenannten Naturmenſchen ſo widrig darſtellt.

Ihre jetzige Population anzugeben, ſcheint gänzlich unthunlich. So wie alle die Ureinwohner der neuen Welt, haben auch ſie die Ueberwucht der ſogenannten Chriſten ſchrecklich gefühlt.

Sie ſind durch unſere Waffen zurück gedrängt, und an Anzahl ſehr vermindert; ja es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß, wenn die Europäer fortfahren im inneren Theile von Südamerika ſtärker anzubauen, jene vielartigen Völkerſchaften Braſiliens, theils in einander ſelbſt, theils mit den Europäern verſchmolzen, dereinſt nur noch in der ältern Geſchichte fortleben werden.

b) Der Fremde; der in Braſilien Angeſiedelte.

Nicht völlig unter ſo ſchrecklichen Scenen, als Peru, ward Braſilien von den Europäern eingenommen. Wir ſahen, daß Cabral ſich faſt ohne Widerſtand des entdeckten Landes bemächtigte, und da man dort nicht ſo bald, als in Peru, edle Metalle vorfand, ſondern das Nutzbare anfänglich nur aus Färbeholz beſtand, ſo war auch der Drang der europäiſchen Abentheurer zu dieſer neuen Erde nicht ſo ſtürmiſch, und daher den Eingebornen nicht ſo furchtbar.

Freilich fühlten die Letztern bald, worauf es abgeſehen war; daher widerſetzten ſie ſich mit eben ſo vielem Muth, als Grauſamkeit, den Miſſethätern und ſchlechten Frauensperſonen, welche Portugal bald nach der Entdeckung dorthin ſandte, um zur Grundlage einer europäiſchen Kolonie zu dienen.

Ein anderer Stamm der europäiſchen Kolonien Braſiliens beſtand aus den unglücklichen Hebräern, die die von Spanien nach Portugal verpflanzte Inquiſition auf das wahnſinnigſte verfolgte. Auch dieſe fanden ſich nur zu häufig betrogen. Entgingen ſie in Europa dem Scheiterhaufen, den der tolle Fanatismus für ſie anzündete, ſo verſchlang ſie dagegen oftmals der rohe Anthropophage; hier wurden ſie indeſſen nur erſt nach dem Tode geröſtet. Die Indier zeigten ſich nämlich ſtets wüthender, jemehr Europäer ſie ankommen ſahen, und Thomas Souſa, der im Jahre 1549 mit einer anſehnlichen Macht und mit vielen Miſſionairen, als Statthalter von ganz Braſilien, dort zur Aufrechthaltung der neuen Kolonie ankam, hatte manchen ſchweren Kampf mit dieſen von Rache glühenden Indiern zu beſtehen.

Bald darauf zeigte ſich eine dritte Verſchiedenheit von Europäern in Braſilien. Auch dieſe trieb der Verfolgungsgeiſt aus ihrem Vaterlande. Die Hugenotten waren in Frankreich bereits unter der Regierung Franz des Erſten hart gedrückt. Sie konnten es ſicher nicht erwarten, dieſe Intoleranz bei ſeinem Nachfolger Heinrich II. gemindert zu ſehen, da Catharine von Medicis nun Königin geworden war. Der Viceadmiral Villegagnon, obgleich Maltheſerritter, war dennoch den Calviniſten günſtig, und ſuchte, unter dem Vorwande, Frankreich durch Anlegung einer Colonie in der neuen Welt mit Spanien wetteifern zu laſſen, einen Schutzort jener unglücklich

Verfolgten. Er landete dort im Jahre 1556 mit drei anſehnlichen Schiffen. Sie enthielten 290 Franzoſen unter der Führung des Ritters Dupont, eines vorzüglichen Freundes des berühmten Admirals Coligni, der dieſe Expedition zur Rettung und Verbreitung der Reformation, wovon er bald darauf ſelbſt ein trauriges Opfer ward, auf das Thätigſte beförderte. Unter dieſen Wanderern befanden ſich, außer dem Prediger Lery, mehrere geſchickte Männer aus Genf, ſo wie zugleich fünf ledige Frauenzimmer, durch deren dortige Verheirathung man für die Colonie bedeutende Vortheile zu bewirken hoffte. Neue Verſuche der Franzoſen, dort anzuſiedeln, geſchahen in den Jahren 1584 und 1595, alle waren nicht ſehr glücklich.

Endlich ſuchte wiederum eine andere europäiſche Nation in Braſilien Colonien anzulegen. Die Niederlande hatten ſich dem ſpaniſchen Joche entzogen, und die unglückliche Vereinigung Portugals mit Spanien gab nun Anlaß, daß Hollands ſiegreiche Flotten die durch Portugals Tapferkeit ſo mühſam erworbenen Beſitzungen in Indien zu erobern ſuchten.

Holland errichtete außer der oſtindiſchen auch eine weſtindiſche Handelsgeſellſchaft; dieſe machte dann im Jahre 1624 unter der Führung des Admirals Willedins einen glücklichen Angriff auf die damalige portugieſiſche Hauptſtadt Braſiliens, St. Salvador. Mit ihr kamen die meiſten Beſitzungen Braſiliens in die Hände der Holländer. Zwar wurden ſie bald darauf von den Portugieſen durch die Tapferkeit des dortigen Erzbiſchofs, der ſich mit einem beträchtlichen Theil der Beſatzung glücklich gerettet hatte, wieder vertrieben. Allein ſchon 1630 waren die Holländer wieder Meiſter, und die großen Talente und der hohe Muth des Prinzen Moriz von Naſſau, ließ alle Anſtrengungen der beſten portugieſiſchen Feldherren zur Wiedereroberung Braſiliens ſcheitern. Nur nach vielfältig wechſelndem Glück und Unglück ward endlich Braſilien durch den Frieden von 1661 Portugal völlig zugeſichert.

Im Ganzen war daher Braſiliens Coloniſation ſehr vielartig. Sie hatte zugleich etwas Aehnliches mit der der vereinigten Staaten von Amerika; denn auch in Braſilien waren religiöſe Verfolgung und der Drang nach Gewiſſensfreiheit Hauptgrundlagen der Anſiedelung. Allein was kann nicht alles aus ein und demſelben Stamme erzeugt werden? Sah ich doch ſelbſt mit Erſtaunen in den heſperiſchen Gärten der Feen-Inſeln des Borromäus, Nelken und Wein, Feigen, Roſen und Jasmin auf hohe Citronenbäume auf das glücklichſte gepfropft! Hier duftete bei der goldnen Frucht der Balſam des Gemiſches jener herrlichen Blüthen, und der reiche Weinſtock umrankte

zur allgemeinen Verbrüderung dieſe heterogenen Naturen *). Der Fleiß und die Talente des Menſchen haben mithin eine kaum glaubliche Macht. Und wenn der Stamm jener vielartigen Wanderer, die die Intoleranz über das weite Meer nach der neuen Welt hintrieb, im Norden ganz etwas anders hervorbrachte, als im Süden, ſo lag dies theils an dem Klima, theils an der Pflege und ganzen Behandlung, die das Mutterland ſeinen Colonien angedeihen ließ.

Was für herrliche Früchte in Nordamerika durch Englands liberale Behandlung und Unterſtützung erwachſen ſind, dies iſt hinreichend gezeigt worden **); jetzt wollen wir nun ſehen, ob Portugal ſich ähnlicher Verdienſte um die Menſchheit in Rückſicht ſeiner amerikaniſchen Kolonien rühmen kann.

Portugals Regierung nahm ſich zwar ſeiner Kolonien an; allein ſtets in dem Geiſte des intoleranten Katholicismus. Man erſtaunt, wenn man die lauten, halb wahnwitzigen Klagen ihrer Geiſtlichkeit gegen die holländiſchen Reformirten Braſiliens lieſet. Zum Beweiſe mögen uns folgende Stellen einer höchſt ſonderbaren geiſtlichen Rede einen Augenblick unterhalten.

Als die Holländer ſich von neuem einiger Theile Braſiliens bemächtigt hatten, trug der Jeſuit A. Viera in einer beredten Predigt zu Baja, auf folgende Weiſe dem Himmel ſeine Beſchwerden vor. „Erwache Herr, warum ſchläfſt du, warum verbirgſt du dein Antlitz und vergißſt unſers Elends? „Ich werde heute nicht zu dem Volke reden. Meine Stimme „erhebt ſich höher; ſie erhebt ſich zum Schooße der Gottheit. „Vergebens haben die evangeliſchen Redner es verſucht, das „Volk zur Bekehrung zu bringen; da es taub war, ſo biſt du „es, Herr, den ich bekehren werde; und ob wir gleich die „Sünder ſind, ſo biſt du es, den ich zur Reue bringen werde.“

„Joſua war heiliger und geduldiger als wir; dennoch war „ſeine Sprache keine andere, als die meinige, obgleich der Vorfall ſelbſt weniger wichtig war. Als er durch den Jordan gieng „und die Stadt Ai angriff, wurden ſeine Truppen zerſtreut. „Sein Verluſt war nicht bedeutend, dennoch zerriß er ſeine „Kleider, wälzt ſich auf der Erde, und ſchreiet: Warum ließeſt „du uns über den Jordan gehen! Sage Herr, geſchahe es, um „uns den Amonitern Preis zu geben? Sollte ich daher, wenn „es um ein großes Volk in einem vaſten Lande zu thun iſt, „nicht mit Recht ausrufen: haſt du uns dieſe Gegenden nur „darum gegeben, um ſie uns wieder zu nehmen? Hat dir der „Ketzer ſo große Dienſte gethan, um ihn durch unſere Arbeiten „zu bereichern? Verzehre uns mit Feuer, vernichte uns alle;

*) Im Jahre 1788 habe ich nebſt mehreren gültigen Augenzeugen dieſe ſonderbare Thatſache auf den Borromäiſchen Inſeln geſehen.
**) Man ſehe das 4te Bändchen.

„aber morgen wirſt du die Portugieſen ſuchen und ſie verge„bens ſuchen. Wird dir Holland die Tempel errichten, die „dir gefallen? Wird Holland dir wahre Diener weihen? „Ja! du wirſt den Gottesdienſt von Amſterdam, Vließ ngen „und andern Orten dieſer feuchten, kalten Hölle erhalten."

„Es reuete dich vormals, die Welt erſchaffen zu haben; es „reuete dich des Vergangenen. Siehe wie du biſt; und weil „dies dein Charakter iſt, warum willſt du dich jetzt nicht ſelbſt „ſchonen, indem du unſerer ſchoneſt? Denke daran und betrachte „die Folgen der neuen Sündfluth, die du vorhaſt. Bahia und „das übrige Braſilien iſt ein Raub der Holländer. Sie ver„heeren alles mit der Wuth des Eroberers — du Herr wirſt „ihren Gewaltthätigkeiten nicht entgehen. Ja, du wirſt dei„nen Theil daran haben. Der Ketzer wird die Thüren deiner „Tempel aufreißen, die Hoſtie, dein eigenes Fleiſch, mit Füßen „treten, und ſich ſelbſt an deiner Mutter vergreifen. Wenn „du auch dieſe Beſchimpfungen dulden würdeſt, ſo wäre ich „nicht darüber erſtaunt, weil du ſonſt noch blutiger duldeteſt. „Aber deine Mutter! Wo iſt deine kindliche Treue?"

„Kurz, Herr, wenn deine Tempel geplündert, deine Altäre „zerſtört, deine Religion in Braſilien erloſchen iſt, wenn Gras „in den Vorhöfen deiner Kirche wächst; wenn die Faſten ohne „die Geheimniſſe deines Leidens gefeiert werden; wenn die „Steine auf der Straße ſeufzen; wenn die Ketzer ſich der Kan„zel der Wahrheit bemächtigen werden; wenn man eines Ta„ges die Kinder derjenigen, die mich umgeben, fragen wird: „Knaben, von welcher Religion ſeyd ihr? und ſie antworten: „wir ſind Kalviniſten; und ihr jungen Mädchen? und dieſe ant„worten: wir ſind Lutheranerinnen, alsdann wirſt du gerührt „werden, dann wird es dich reuen! Weil aber dieſe Reue doch „gewiß nachfolgt, warum willſt du ihr nicht zuvorkommen?" (Raynal).

Doch genug dieſes beredten Unſinns, der zugleich ein luſtiges Beiſpiel gewährt von den geläuterten Religionsgrundſätzen dieſer Volkslehrer. Man begreift aber, wie wenig dies mit derjenigen Toleranz zuſammen trifft, die im Stande geweſen wäre, Braſiliens vielartige Einwohner, wie bei den Freiſtaaten von Nordamerika, zu einem glücklichen Verein, und dadurch zum allgemeinen Anbau des großen Landes aufzumuntern.

Zwar führte Portugal die Inquiſition in Braſilien nicht wirklich ein. Dagegen hielt dieſes furchtbare Gericht dennoch ſtets ſeine Agenten, die auf die Andersglaubenden, und beſonders auf die Juden, ein ſtrenges Auge hatten. Dieſe Agenten wütheten gegen die ſogenannten Unchriſten ſelbſt noch zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts (beſonders von 1702 bis 1709) auf das härteſte, und ſchlugen hiedurch der Colonie ſchwer zu heilende Wunden.

Ein zweiter wichtiger Unterſchied zwiſchen Portugal und England, in Rückſicht ihrer jungen Kolonien, lag dann in der Behandlung der Original-Einwohner. Penn, Calvert und andere Stifter der nordamerikaniſchen Staaten erhandelten die von ihnen anzubauenden Ländereien von den Indianern gegen europäiſche Waaren; und wenn gleich zu Zeiten Unruhen und Fehden mit den Indianern entſtanden, ſo waren ſie doch ſelten von Dauer. Viel weniger war es aber auf die völlige Unterjochung dieſer vormaligen Beſitzer des Landes angeſehen.

In Braſilien hatten anfänglich die Indier den Portugieſen gleichfalls den Anbau ihres Landes gutmüthig zugeſtanden; allein kaum fühlten letztere den Werth des reichen, fruchtbaren Bodens, ſo giengen ſie damit um, den Eingebornen ihre Religion und Gebräuche mit Gewalt zu beſchränken, dieſe gaſtfreien Menſchen ſogar zu verdrängen, ja ſie völlig in Feſſeln zu ſchlagen.

Die Portugieſen hatten nämlich von Madera mehrere Setzreiſer von Zuckerrohr nach Braſilien geführt. Das vorzügliche Gedeihen dieſes hieher verpflanzten Rohrs erregte die Aufmerkſamkeit des erſten General-Gouverneurs. Er ſuchte die Zuckerplantagen im Großen zu betreiben, und glaubte hiezu die Originalbewohner als Sklaven gebrauchen zu können. Der bis dahin freie, ungebundene Braſilianer ward nun aufgebracht; er widerſetzte ſich und ſuchte Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Er entzog ſich nicht blos ſeinen tyranniſchen Gäſten, ſondern er ließ ſie oftmals durch Blut und Verheerung die ungemeſſenſte Rache fühlen.

Dieſe Wilden aber zu dem Glauben der Chriſten herüber zu ziehen, dazu bedienten ſich die Portugieſen oft ſehr zweckwidriger Methoden. Unter den katholiſchen Miſſionairen waren unſtreitig die Jeſuiten hiezu am mehrſten geeignet. Dieſe ſuchten nämlich auf den Aberglauben dieſer rohen Völker ſelbſt einige feierliche Gebräuche des römiſchen Kultus zu impfen, und ſie hiedurch nach und nach zu unſerm Glauben hinüber zu führen. Und indem ſie den Indiern ſchon hiedurch weniger anſtößig und fremd ſchienen, behandelten ſie ſie milde, beſchenkten ſie mit ihnen angenehmen, in ſich aber wohlfeilen Waaren, und unterſtützten ſie oftmals ſelbſt mit Lebensmitteln. Allein anfänglich wurden hauptſächlich Miſſionaire anderer Art von Portugall ausgeſandt: Dominikaner, Franciskaner und andere Ordensbrüder. Und dieſe, da ſie ſofort alle religiöſe Begriffe und Ceremonien der Indier mit Fluch belegten, ja dieſe ſtupide Menſchen deshalb hart behandelten, und ſie auf das widerſinnigſte zwingen wollten, unſere unbegreiflichen Myſterien und unſere Lehren von der hohen Glückſeligkeit in jener Welt zu glauben, ohne ſich im mindeſten ihrer Lage in der gegenwärtigen Welt anzunehmen, oder ſie ihnen angenehmer

zu machen, vermehrten bei den Indiern nur die ohnehin herrſchende Abgeneigtheit gegen die neuen, intoleranten Einwanderer.

Als wenn aber alle dieſe Unbeſonnenheiten Portugals, in Rückſicht dieſer Colonie, noch nicht hinreichend geſchienen hätten, ſo erſann die Regierung faſt alle mögliche Mittel, das Aufblühen des Anbaues und des braſilianiſchen Handels zu erſchweren.

Durch das Vorhaben, die Kauffahrer vermittelſt ihrer Kriegsſchiffe gegen jeden feindlichen Angriff in Sicherheit zu ſetzen, hemmte ſie die Freiheit des Handels, indem ſie die Handelsflotten zwang, nur im Monat März von Porto nach Braſilien die Waaren des Mutterlandes zu führen. Hiedurch wird dann manchem Kaufmanne gerade der ihm bequemſte Zeitpunkt zu dieſem Tauſchhandel verrückt, und die Fracht mußte in jeder Hinſicht erſchwert werden, weil zu jener einzigen Zeit die Concurrenz deshalb am ſtärkſten ward.

Weit drückender waren indeß die Monopolien und Auflagen für Braſilien ſelbſt. Eins der Hauptbedürfniſſe des menſchlichen Haushalts, das Salz, behielt ſich die Regierung allein vor, von den Inſeln des grünen Vorgebirges, Sale und Majo, in Braſilien einzuführen, da begreiflich die heiße Sonne Braſiliens ſehr bequem das beſte Salz lieferte, und auf die Weiſe Menſchen und Vieh auf die leichteſte Art erhalten würden. Und dieſe Ungerechtigkeit, die ſo weit getrieben wird, daß ſelbſt das Salz, was die Sonne willkührlich an den Küſten auskocht, nicht nach den großen Städten geführt werden darf, brachte ſie denn der Krone ungeheure Summen ein? Noch nicht völlig Ein hundert tauſend Thaler; wahrlich ein Geringes, nur allein in Rückſicht der ungeheuern Quantität des leicht einzuſalzenden Rindfleiſches jener vaſten wilden Heerden, von welchen die Körper größtentheils nur verfaulen, und wovon jetzt lediglich die Häute benutzt werden, denn das Fleiſch ſelbſt iſt ſo wohlfeil, daß ein mittelmäßiger Ochſe in Rio Janeiro nur gegen ſechs, tiefer im Lande aber kaum 2 bis 3 Thaler gilt.

Jenes aus Madera hergeführte Zuckerrohr gewährte bald einen höchſt wichtigen Handelszweig. Den Anbau und die Ausfuhr hätte man ermuntern ſollen; aber Portugals merkwürdige Politik belegte dagegen die Ausfuhr des Zuckers mit 20 Procent!

Wie ſuchte nicht England und auch (das königliche) Frankreich den Anbau und die Ausfuhr des Indigo ihrer Inſeln zu befördern; Portugal hingegen erſchwert dieſen Handel; es macht daraus ein Monopol der Krone.

Schon vorhin ward des Weins, als eines vorzüglichen Produkts von Braſilien erwähnt. Eine eigene Geſellſchaft bezahlt aber der Regierung das Vorrecht allein nach Braſilien Portwein zu führen, und verbietet den Braſilianern nicht nur

den Anbau des Weins im Großen zum Verkauf, ſondern ſie erlaubt nicht einmal den dortigen Wein zu eigenem Hausverbrauch. Der Portwein wird in den Seeſtädten mit 1 Rthlr., und im Inneren des Landes mit 2 Rthlr. die Bouteille bezahlt. (Barrow).

Ferner gewinnt die Regierung 200,000 Thaler durch den Alleinhandel mit Seife, Queckſilber, Scheidewaſſer und Spielkarten, ja die Colonie muß ihr den Zehnten von allen Produkten, ſo wie von allen Ex- und Importen, ferner eine Abgabe für jeden Sklaven, und außer andern minder bedeutenden Taxen auch die Kreuzbullen bezahlen. Dieſe Auflagen, mit Inbegriff der bereits angeführten, auf die Juwelen und edlen Metalle, betrugen im Jahre 1775 über $4\frac{1}{2}$ Million Thaler.

Auch der Vortheil von der hier ſo trefflich bekommenden Baumwolle ward der Kolonie entriſſen. Die Waarenlager fanden ſich davon angefüllt; es ward daher eine ſehr große Quantität braſilianiſche Baumwolle nach Portugal geſandt. Zufälligerweiſe traf es ſich, daß nicht nur die Magazine bereits damit angefüllt waren, ſondern daß gerade zu der Zeit Portugal mit Frankreich über ſeine Neutralität unterhandelte. Da man dieſer fremden Macht kein baares Geld zu geben im Stande war, und ſie, der es überhaupt nur darauf ankam, irgend etwas von Werth zu erzwingen, ſich an Geldes ſtatt mit Waaren begnügen ließ, ſo ward die von den Braſilianern geſandte Baumwolle dafür hingegeben, und die dortigen Pflanzer auf künftige Bezahlung, ohne feſtgeſetzten Preis und Zeit, vertröſtet. (Barrow).

So vereinigt ſich denn alles, den Flor dieſer herrlichen Colonie zurück zu halten. Wie Tantalus bringen Braſiliens Pflanzer, umgeben von dem größten Ueberfluß, ihr Leben in dürftiger Aengſtlichkeit hin.

Dennoch bietet die hier von allen Gaben ſtrotzende Natur dieſen widerſinnigen, auf das Mutterland ſo traurig zurückwirkenden Einzwängungen Trotz. Die trefflichen Erzeugniſſe geben der Colonie, bei den vielen dort landenden fremden Schiffen, Anlaß zu einem ſehr bedeutenden Schleichhandel. Beſonders ſind hiebei die Wallfiſchfänger Englands und die der vereinigten Staaten von Nordamerika am thätigſten. Barrow bezeugt, daß dies jährlich ein Gegenſtand von einer halben Million Pfund Sterling ſey. Hievon ſollen beſonders für den Sklavenhandel gegen 400,000 Pf. Sterl. aufgewandt werden. Er rechnet jährlich auf 20000 Neger, jeden zu 20 Pf. Sterl.

Da nämlich die Portugieſen fanden, es ſey unmöglich, die Originalbewohner ſich ſo gefällig zu machen, oder auch durch Gewalt ſie dahin zu vermögen, daß ſie die Arbeit der Bergwerke und der Pflanzungen übernähmen, ſo richteten ſie ihre Augen nach ihren gegenüber liegenden Beſitzungen in Afrika,

und brachten nun zu jenen Abſichten viel tauſend Neger herüber. Es eröffnet ſich aber hiebei eine traurige Ausſicht für die Menſchheit, zu ſehen, wie hier daurend fort jährlich eben dieſelbe Anzal von Schwarzen eingeführt werden muß, um die Quantität der Arbeiter, welche der Colonie nothwendig ſind, nicht abnehmen zu laſſen.

Die Summe aller Neger Braſiliens ſetzte Raynal (vor einigen zwanzig Jahren) auf etwas über 347,000, denn die Angabe von Hawkesworth von 629,000 Neger nur allein in dem Bezirk der Stadt Rio Janeiro, iſt höchſt wahrſcheinlich ganz übertrieben *). Hiernach betrüge alſo jener jährliche Nachſchuß über 5 prC., und dies berechtigt anzunehmen, daß Portugals Sklaven entweder wenigſtens nicht beſſer behandelt werden, als die der übrigen Europäer, oder das Klima von Braſilien muß den Schwarzen beſonders ungünſtig ſeyn, welches unſtreitig der Fall nicht iſt; oder drittens, daß der Portugieſe, ſo wie der Engländer, lieber friſche ſtarke Sklaven kauft, als durch Heirathen der Neger und ſorgfältiges Auferziehen junger Schwarzen den Abgang von der Natur ſelbſt erſetzen läßt. Zur Ehre der Portugieſen hat man Grund, lieber das letzte, als das erſte anzunehmen, da die Methode, nach welcher die Neger der Pflanzer arbeiten, billiger ſcheint, als die auf den Colonien anderer Nationen.

Dem Neger iſt nämlich in Braſilien nur ſo viel Arbeit auferlegt, als etwa in 4 Tagen abgethan werden kann. Die beiden übrigen Tage gehören dafür ganz und gar dem Sklaven ſelbſt, allein er muß darin ſo viel gewinnen, daß er ſich dadurch ernähren und kleiden kann. Der Herr hat alſo nur allein die Einkaufskoſten zu beſtehen, und der Neger erwirbt ſich ſehr oft ſo viel, daß er ſich dadurch die Freiheit erkaufen kann. Daher findet ſich auch eine ſehr beträchtliche Anzahl von Freinegern.

Uebrigens ſind die Feldſklaven (die den Acker Bearbeitenden), ſo wie auch diejenigen, welche als Hausneger zur Bedienung gebraucht werden, in einer beſſern Lage, als die der Bergwerke. Letztere werden nach einer beſtimmten Quantität der erzielten Produkte bezahlt. Da dieſer Gewinn ungewiß iſt, indem ſie der Zufall bald mehr, bald weniger Gold oder Diamanten herauf fördern läßt, ſo werden die armen Menſchen oftmals gereizt, dergleichen zu verhehlen. Beſonders iſt dies der Fall bei den Diamanten. Sie verſchlucken ſodann kleinere Steine. Sobald der Aufſeher der Minen dergleichen argwohnet, gibt er dem Sklaven eine ſtarke Doſin Ipecacuanha, und ſollte hierdurch nichts an den Tag kommen, ein ſehr heftiges Purgiermittel, wie dies bei ähnlichen Fällen bei den Perlen-

*) Wahrſcheinlich gar um eine Null zu viel.

fiſchern angewandt wird. Oftmals wird ein völlig Unſchuldiger das Opfer dieſer grauſamen Behandlung.

Der Stand der Hausſklaven iſt deshalb minder günſtig, als der der im Felde Arbeitenden, da erſtere bei ſchlechter Koſt nur einen einzigen Ruhetag, den Sonn- oder Feiertag, für ſich haben.

Die Anzahl von beinahe 350000 Negern ſetzt ein erſtaunliches Capital voraus, und beweiſet zugleich den hohen Werth der durch ſie erzielten Produkte.

Die Tabelle, welche Raynal von den jährlichen Exporten Braſiliens, nach einem Durchſchnitt der fünf Jahre von 1770 bis 1775 gegeben hat, beweiſet, daß Portugal darin an Werth für 26,796,842 Gulden, überdies die Azoren, Madera, Afrika und Oſtindien für 1,040,875 Gulden erhalten haben. Dies betrüge mithin zuſammen 27,837,717 Gulden.

Genau trifft freilich dieſe Summe nicht mit der zu, welche Raynal von dem Zehnten, der von allen Exporten erhoben wird, angegeben hatte; denn dieſer betrug nur 2,237,583 Gulden, unſtreitig deshalb, weil mehreres heimlich ausgeführt worden war.

Für Braſilien iſt dies indeß nur ein geringer Ertrag, denn man bedenke, daß die Juwelen und das Gold, jene zu 1,430,000, und letzteres zu 11 Millionen Gulden gerechnet, faſt die Hälfte des ganzen Ertrags ausmachen. Von den übrigen trefflichen und vielartigen Produkten, den Zucker und den Tabak ausgenommen (wovon dieſer auf 8½, jener aber etwas über 1 Million beträgt), ſteigt kein einziges bis zu einer Million. Englands Weſtindien, ein unvergleichbar kleineres Tropenland, lieferte für Zucker und die daraus erhaltenen Erzeugniſſe 22½, ferner für Kaffee über 6, für Baumwolle über 5 Millionen, für Indigo aber über 700,000 Thaler. Mithin beträgt ſelbſt der Werth des Zuckers Braſiliens, obgleich das wichtigſte Erzeugniß dieſes großen Landes, nur etwas über ein Viertel des Zuckers der engliſchen Inſeln.

Noch trauriger fällt der Vergleich aus in Rückſicht der Baumwolle, des Kaffees und Indigos. Braſilien gewinnt von der erſten nur etwas über ½ Million Gulden, alſo kaum $\frac{1}{15}$tel, an Indigo nur $\frac{1}{24}$tel, und an Kaffee für 38,000 Thaler, mithin kein $\frac{1}{150}$tel von der Erndte des engliſchen Weſtindiens.

Auffallender wird aber die Differenz durch die Totalſumme. Hier betrug der ganze Werth der Exporten Braſiliens, mit Inbegriff des Goldes und der Juwelen, nur etwas über 18 Millionen Thaler, in dem kleinen Weſtindien hingegen über 32 Millionen Thaler *).

Dieſe Darlegung des jetzigen Handels von Braſilien, welche mit Recht zum Anblick des heutigen Zuſtandes gehört, hing

*) Man ſehe das 2te Bändchen, S. 171.

mit den dortigen Negern in ſo fern zuſammen, als dieſe die Hauptfedern ſind, die die geſammte Induſtrie der Colonie in Bewegung ſetzen.

Außer den Europäern und Negern finden ſich dann, ſo wie faſt überall in den Colonien von Oſt- und Weſtindien, Mulatten, von einem Weißen und einem Neger; ferner Meſtizen, von einem Weißen und einem Eingebornen. Größtentheils ſind dieſe, ſo wie ſelbſt viele Neger, frei.

Die Europäer unterſcheiden ſich wiederum in ſolche, welche in Europa, beſonders in Portugal, geboren ſind, und in Creolen, oder Leute dort von europäiſchen Eltern geboren.

Die geſammte Volkszahl dieſes ungeheuren Landes wird von Raynal nur auf etwas über eine Million geſetzt. Hierunter ſoll etwa $\frac{1}{7}$tel Portugieſen ſeyn, und die Zahl der Neger ſich in einigen Provinzen, wie 10 zu 1, zu den Weißen, verhalten *). Es iſt merkwürdig, daß auch hier die Neger den Eingebornen verhaßt ſind, jedoch ſchwerlich mehr als die Portugieſen.

Ueberſieht man nun, nach den neueſten Karten, Braſiliens vaſte Ländermaſſe von mehr als 100tauſend Quadratmeilen, frägt man dabei, wie weit ſind denn die Portugieſen in dieſem Lande vorwärts gedrungen, das ihnen bereits ſeit dreyhundert Jahren zum Anbau, zum Benutzen und zur Civiliſirung, und zwar in den letzten Zeiten ungeſtört, zu Gebote ſtand, ſo findet ſich hier eine erſtaunliche Unkunde, eine ungeheure Leere. Und dies leuchtet deſto greller in die Augen, jemehr man den Vergleich von Braſiliens Colonien mit den nordamerikaniſchen Staaten fortſetzt. Hierzu gab aber ihr ähnliches Entſtehen zuvor Anlaß. Letztere nahmen faſt 100 Jahre ſpäter ihren Anfang, dennoch finden ſich anjetzt nicht blos ihre Küſten mit Städten, Ortſchaften, Dörfern, einzelnen Meiereien und kleineren Wohnungen dicht beſäet; mehrere hundert Meilen reicht der Anbau, ja die höhere Kultur landeinwärts; die dürftige Anzahl von einigen hunderten Original-Coloniſten hat ſich bis weit über 6 Millionen Menſchen erhoben; die entfernteſten Staaten, z. B. Kentucki, Tenaſſi u. a., ſind geometriſch aufgenommen, haben ſogar eigene Buchdruckereien und Zeitungen; ſehr viele talentvolle Männer haben mit den ſchätzbarſten Produkten ihres Geiſtes die Welt bereichert, und uns ihr Vaterland gründlich kennen gelehrt; der Handel iſt vom Meere aus durch den Miſſiſippi bis zum Mexikaniſchen Buſen hinabgeführt; ja eine eigene Unterſuchungsreiſe hat der Erdkunde jetzt die unermeßlichen Länder vom atlantiſchen bis zum nordweſtlichen Theile des ſtillen Oceans eröffnet.

Was bewirkte dagegen nun Portugal ſeit einer beträchtlich

*) Auch dieſe Angaben treffen nicht mit Raynal anderweitig zu.

längern Zeit, in einem Lande, das an Klima und Fruchtbarkeit jenes nördliche Amerika im Ganzen weit übertrift?

Wären hier nicht abermals die Miſſionäre hervorgetreten, ſo ſtänden auf den Karten faſt in dem ganzen Inneren Braſiliens die wenigen großen Buchſtaben: Terra incognita! Aber dieſe beherzten Dulder trieben ihre Miſſionen bis auf 470 deutſche Meilen vom Meere gegen Peru hin. Sie waren es lediglich, welche lange nach der Beſitznehmung des Landes in die ungeheuren Strecken der Statthalterſchaft Para vordrangen, und ſtatt daß die Portugieſen die Original-Einwohner nur zum Sklavendienſt einzeln auffingen, dieſe durch ſolche Scheußlichkeiten aufgeſchreckten ſchwachſinnigen Wilden durch ihre Milde und Ueberredungskraft in 68 Dorfſchaften ſammleten, und hierdurch anfingen, jene großen Wüſteneien zu beleben. Vorzüglich arbeiteten hier ſeit 1632 die Jeſuiten mit einem Eifer und mit ſolcher Aufopferung, daß ſie jedem andern faſt an Wahnſinn zu grenzen ſcheint.

Durch ähnliche mühſame Arbeiten war weiter in Süden die Miſſion la Conception bei den Volksſtämmen der Itenes und der Tepenucas, an dem kleinen Fluſſe Tapayos, errichtet, der ſich mit dem Ubai in den Madera ergießt; und auf gleiche Weiſe die Miſſion St. Pedro und St. Paulo am Maranon, und andere, welche am Rio Negro, Yupura und noch weiter entfernten Flüſſen gelegen ſind.

Nur erſt ſeit 1751 ſuchte man ſich ſowohl von Seiten Spaniens, als Portugals, eine etwas beſtimmtere Kenntniß dieſes großen Binnenlandes zu verſchaffen. Portugieſiſche Abgeordnete ſchifften ſich auf ein Paar kleinen Flüſſen des Gebirges von Matto Groſſo (die Flüſſe Taguri und Iticura wurden damals genannt) ein; die Spanier hingegen befuhren den großen Paraguay, um den eingebildeten See Xarayes *) aufzuſuchen. Mit Verwunderung trafen ſich beide Partheien Reiſende ſtatt auf jenem vermeinten See, auf dem Paraguay ſelbſt. Nach den neueſten Karten mündet ſich nämlich jener kleine Itacura weiterhin unter dem Namen Cheana, nebſt dem Cujaba in den Paraguay ſelbſt ein; aber freilich unter einem ſüdlichern, nämlich unter dem 18ten Breitengrade; der Taguari aber, wahrſcheinlich einerlei mit dem Cuguari, um noch einen Grad tiefer. Vielleicht hatten ſich daher die Miſſionaire, da ſie von dem 12ten Breitengrade reden, auf dem Cujaba ſelbſt eingeſchifft, da dieſer in dem Gebirge ſeinen Urſprung nimmt. Nach dieſer Entdeckungsreiſe ſind denn die nördlicher liegenden Theile des Berglands Matto Groſſo noch beſſer bekannt worden, wovon freilich der Durſt nach Golde ſchon früher einige Theile benutzte. Man hatte nämlich bereits 1735 dort Adern dieſes

*) Man ſehe das vorhergehende Bändchen.

edlen Metalls entdeckt, und es wurden daher nach und nach die Gruben von St. Anna, Vincent, St. Joſeph di Cujaba bearbeitet. Von Hauptplätzen dieſes weſtlichſten aller Bergwerksländer der Portugieſen, welche an die Chiquiten und Moxen gränzen *), findet ſich hier nur einer, nämlich Villa bella; die neueſten Karten zeigen doch noch Villa d'Oro.

Raynal gibt in Matto Groſſo über 7300 Neger für die Bergwerke an, außer 2300 Indiern und etwas über 2000 Weißen.

Auch ſind den neueſten Karten zufolge, in eben dieſer Provinz, zwiſchen dem 19ten Breitengrade Trageplätze, über welche, wie bei denen in Nordamerika, die Portugieſen, wenn die Verbindung der Flüſſe fehlt, die Böte über Land, von einem Strome zum andern, tragen.

Gleichfalls finden ſich in der andern ſehr entfernten Bergprovinz Goyaz, um die Quellen des großen Tocantins, mehrere Ortſchaften. Alles dieſes hat aber nur allein die Gier nach Golde belebt, denn in der gleich darauf folgenden weſtlichen, mehrere tauſend Quadratmeilen befaſſenden Fläche Campos Pareſis (ſie iſt bis jetzt noch faſt zu keiner der Capitanerien **) zu rechnen), ſcheint beinahe keine Spur eines Anbaues; hier hauſen nur die Trümmer vieler wilden unabhän-

---

*) Man ſehe das vorige Bändchen.

**) Ganz Braſilien iſt nach Raynal in 9 Statthalterſchaften oder Hauptmannſchaften (Capitanias) getheilt. Von Norden nach Süden gerechnet, ſind es 1) Para, 2) Maranhao, 3) Fernambuc, 4) Bahia, 5) Rio Enero, 6) St. Paul, und die drei Bergwerks-Diſtrikte, 7) Matto Groſſo, 8) Minas Geraes, 9) Goyaz. Hierin ſollen ſeyn überhaupt nur 172828 Weiße, 281360 Indier und 338852 Neger und freie Mulatten. Dies gäbe daher noch nicht 900000; es muß mithin irgendwo in Raynals Total-Angabe ein Rechnungsfehler ſeyn: dies iſt deſto wahrſcheinlicher, da es z. B. nicht glaublich iſt, daß in der Statthalterſchaft Rio Janeiro gerade ſo viel Indier (32126) als in St. Paul ſeyn ſollten, oder wenigſtens in den ſiebenziger Jahren geweſen ſeyn ſollten.

Dieſe 9 Statthalterſchaften ſtehen zwar unter dem General-Gouverneur, dem ſogenannten Vicekönig, der vormals in St. Salvador, anjetzt aber in Rio Janeiro reſidirt; indeß hat dennoch jede Statthalterſchaft (Capitania) einen eigenen Statthalter, der ſeine Befehle vom Mutterlande ſelbſt erhält, und daher nicht ſehr abhängig iſt von dem Vicekönig. Ueberdies ſind noch einzelne Diſtrikte, welche beſondere Commandanten haben, z. B. Cereo, Espirito Santo, Parayba, Pauhi u. a.

Das Militär beträgt gegen 16000 im ganzen Lande; hiervon liegt wohl die Hälfte in Rio Janeiro. Ueberdies rechnet Raynal noch 21000 Mann Landmiliz. Barrow nimmt überhaupt etwa 10000 Mann reguläre Truppen an; hierunter ſind auch Compagnien von Freinegern. Die Artillerie ſoll nur gering und ſchlecht bedient ſeyn.

Braſilien hat einen Erzbiſchof, der in St. Salvador reſidirt, und mehrere Biſchöffe, als den von Rio Janeiro, Fernambuc u. a.

gigen Stämme, die unter dem allgemeinen Namen der Tapu- jos bekannt ſind; und dies große, treffliche Gebiet zwiſchen den mächtigen Strömen, dem Tocantin, dem Xingu und Madera bis zum Maranon hin, bleibt ſeit dreihundert Jahren eine un- beſuchte Wildniß.

Auch ſind die Einrichtungen und die Lebensart der Beherr- ſcher Braſiliens bis jetzt auf keine Weiſe geeignet, um die Fortſchritte der Kultur zu beſchleunigen.

Die vorhin angezeigten Bedrückungen der Colonie durch das Gouvernement, machen es begreiflich, warum ſich faſt alle nach Braſilien geſandte Portugieſen ſchon wie vom Mutter- lande auf immer getrennt anſehen. Die Coloniſten, ſagt Bar- row, hegen faſt eben ſo wenig Hoffnung zur Rückkehr ins Vaterland, als die nach Botanibay geſandten Engländer. Sie ſuchen daher auch nicht, wie etwa die Pflanzer in Weſtindien, ſchnell zu einem bedeutenden Vermögen zu gelangen, um hier- von dereinſt in Europa bequem leben zu können.

Selbſt das portugieſiſche Militär in Braſilien, ob es gleich nur für eine beſtimmte Zeit dorthin geſandt iſt, ſiedelt ſich ge- wöhnlich durch Verheirathung dort feſt, und ſucht durch ver- ſchiedene Arten von Nebenerwerb ſich zu erhalten. So trieb in Bahia der Capitain Matos, obgleich Commandant eines wich- tigen Forts, dennoch daneben das Handwerk eines Goldſchmids; ein Rechtsgelehrter, ein Richter handelte hingegen mit Eß- waaren, mit Eiern u. dgl. (Lindley.)

Dies alles ſcheint indeſſen wirkliches Bedürfniß zu ſeyn; denn neben den oben angeführten Monopolien und harten Auf- lagen, die bei einigen Artikeln auf 30 prCt. ſteigen, läßt die Regierung kaum einiges Geld in den Kaſſen. Sie nöthigt die dortigen Beamten ſofort alles zu verſchließen und nach Liſſabon zu ſenden; die elende Summe von 16 Pfund Sterling iſt oft- mals in dieſem Goldlande ein beträchtliches Capital! Auch iſt alles, ſogar das Militär, dürftig. Das Gehalt des Comman- danten eines Signal-Forts, ob es gleich einen beſtändigen Dienſt erfordert, beträgt nur 365 Thaler, und eines Forts ohne Garniſon nur die Hälfte. Die Soldaten kennt man nur an ihrer ſchlechten blauen Jacke, die ihnen als Uniform dient, ſo lange ſie die Wache haben; außer Dienſt hüllen ſie ſich in elende Lumpen. Daher ſoll denn auch die Subordination äußerſt ſchlecht ſeyn. Und dieſer geringe Unterſchied zwiſchen Herrn und Die- ner erſtreckt ſich gleichfalls auf das Ganze. Oft unterbricht der Bediente die Converſation der Geſellſchaft.

Sind nun auch die Einzwängungen, und daher die Quellen der Dürftigkeit ſehr groß und vielfach, ſo herrſcht dennoch hin und wieder vieler Luxus. Im Großen zeigt ſich dieſer ganz vor- züglich in den Kirchen und bei den geiſtlichen Ceremonien Bra-

ſiliens; ſie übertreffen an Pracht ſelbſt die ähnlichen in den katholiſchen Ländern von Europa. (Cook.)

Schon vorhin iſt die Schönheit der vormaligen Jeſuiter-Kirche in St. Salvador gerühmt, und die Kirchen anderer Städte, beſonders die von Rio Janeiro ſind nicht minder prächtig.

Um die großen Koſten zu dem Bau einer neuen Kirche aufzubringen, mußte (1768) eine ſo große Menge Knaben, die zu dem Kirchſpiele gehörten, zu Nacht mit hohen, brennenden Fackeln, um Beiträge bitten, daß die Britten auf Cooks Schiffen, durch das helle Licht getäuſcht, glaubten, die Stadt ſtände im Feuer.

Eben ſo feierlich und koſtbar ſind hier die geiſtlichen Proceſſionen, die Begräbniſſe und die Kirchenfeſte; die Einkleidung der Nonnen. Die Ceremonien-Kleidung eines Prieſters beſteht aus ſieben verſchiedenen Kleidungsſtücken, eins über das andere, und hierunter mehrere von dem koſtbarſten Zeuge.

Obgleich hier kein eigentliches Inquiſitions-Gericht Statt hat, ſo hält es dennoch ſeine Agenten. Es herrſcht mithin der Aberglaube noch im hohen Grade. So trägt man auch Amulete gegen mehrere Krankheiten; und geweihte Palmzweige ſollen gegen das Einſchlagen des Blitzes ſchützen. Aber es iſt merkwürdig, daß die papiernen Bilder der Heiligen in den Kirchen nur an Mannsperſonen ausgetheilt werden; das andere Geſchlecht ſcheint ihrer nicht würdig.

In einem ſolchen Lande ſtehet denn freilich die Induſtrie und der allgemeine Wohlſtand zurück. Faſt alle Fabriken ſind zu Gunſten des Mutterlandes verboten. Eine Baumwollenſpinnerei ward auf höhern Befehl zertrümmert, und der Unternehmer davon nach Europa geſandt.

Hierin liegt denn auch eine Haupturſache der großen Menge dortiger Bettler und Armen. Auf den Straßen der Hauptſtädte findet ſich der Fremde davon beſtändig heimgeſucht, obgleich die Kirchen und Klöſter eine große Menge davon beköſtigen.

Ebenfalls ſind die Bequemlichkeiten des Lebens äußerſt dürftig. Bahia hatte noch vor 5 Jahren keinen einzigen Gaſthof, und in der Hauptſtadt von ganz Braſilien, obgleich der Sitz des Vicekönigs, eines Biſchofs, der hohen Tribunale und die Niederlage aller Schätze, bei einer Volksmenge von mehr als 60 tauſend Menſchen, hatte nur etwas Aehnliches von einem Wirthshauſe ſtatt. Ein Franzoſe, Monſieur Philippe, der Wirth dieſes merkwürdigen Hotels, machte zugleich den Dollmetſcher, den Agenten, den Mäkler und den Arzt für die hier ankommenden Fremden.

Aber ſelbſt die beſten Wohnungen, und es gibt beſonders in Rio Janeiro mehrere anſehnliche Häuſer, ſind äußerſt unrein-

lich und mit ſchlechten, antiken Meublen verſehen. Freilich iſt Unreinlichkeit überhaupt dem warmen Klima, und — les extremes se touchent — gleichfalls dem hohen Norden gemein. Die Gewohnheit der Portugieſen in Braſilien, ſich öffentlich, ja wohl gar einander wechſelſeitig von den widrigen Gäſten des Kopfhaars zu befreien, findet ſich ſo gut in Neapel, als in Finnland und den angrenzenden Ländern.

In ziemlich ähnlichem Verhältniſſe ſteht hiermit die Art ſich zu kleiden und zu ſpeiſen. Das männliche Geſchlecht geht außer dem Hauſe nach europäiſcher Sitte gekleidet, und die Vornehmeren tragen auch häufig Spitzen und große maſſiv goldene Schnallen; im Hauſe begnügen ſie ſich in ſchmutzigem, oft zerriſſenem Hemde und Schlafhoſen zu laufen.

Die Frauenzimmer ſind bei ihrer eingeſchloſſenen Lebensart leicht zum Fettwerden geneigt. Die blaſſe Geſichtsfarbe wird durch die Lebhaftigkeit der ſchwarzen Augen und der ſchönen weißen Zähne ſehr gehoben. Sie gehen größtentheils nur in kleinen Ueberröcken über dem Hemde von dem dünnſten Mouſſelin, und da das Hemde oberwärts ſehr weit ausgeſchnitten iſt, ſo zeigt ſich nur zu ſehr der dunkelbraune Buſen und Nacken. Ihr langes ſchwarzes Haar wird mit gefärbten Bändern aufgebunden, und mit den herrlich riechenden Blumen von der Plumeria, der Tuberoſe, des Jasmin, durchflochten. Dabei werden ſelten Strümpfe getragen. Zur Kirche ſchlagen ſie ein ſchwarzes tuchenes oder ſeidenes Gewand über, und bei Regenwetter tragen ſie Pantoffeln. Vornehme zeichnen ſich beſonders durch fein gearbeitete goldne Ketten, oft mehrere Ellen lang, aus, die ſie um den Hals tragen, und woran ein agnus Dei herabhängt. Sie bedienen ſich zum Ausgehen der Sänften und Carriolen.

In Anſehung der Nahrung, ſo ſind die Fleiſchſpeiſen von ſehr geringer Güte; das Geflügel, und beſonders die Fiſche, ſind trefflich. Milch und Butter findet man kaum, man ſiedet alles in Oel.

Selbſt die höheren Klaſſen bedienen ſich hauptſächlich der Finger ſtatt der Meſſer und Gabeln. Sie ballen das ſehr weich gekochte Fleiſch, beſonders aber die Mehlklümpe und das Gemüſe zu Kugeln bis zu der Größe einer Seifenkugel, tauchen es in die Brühe, und ſtecken dieſe ungetheilt in den Mund. Indeß waſchen ſie ſich vor und nach dem Eſſen die Hände.

Läßt der Gelehrte und der Vornehme in China die Nägel aller Finger bis zu einer ungewöhnlichen Länge wachſen, ſo genießt in Braſilien nur der Daumen oder der Zeigefinger dieſes Vorrechts. Sie ſpitzen den Nagel dann ſcharf zu und ſtolzieren damit, wenn ſie die Guitarre ſpielen.

Uebrigens iſt die Muſik im Ganzen, beſonders die zum Tanz, nur den Negern überlaſſen. Der Tanz ſelbſt iſt aber ein Ge-

miſch des wollüſtigen Fandango, und der noch unzüchtigern Tänze der Neger von Guinea. Die Orgien der Bajaderen Oſtindiens, ſind dagegen ſehr anſtändig. (Lindley.)

Unter den öffentlichen Vergnügungen von Rio Janeiro zeichnet ſich beſonders der Paſſeo publico aus; ein ſchöner großer Garten voller Alleen, Gänge und Beete mit den trefflichſten Blumen. Hierin ſieht man die herrlichſten Gewächſe der Tropenländer, doch iſt die Aufmerkſamkeit beſonders auf die Kultur europäiſcher Pflanzen gerichtet. Merkwürdig war zugleich eine geſchmackloſe Nachbildung des Papaya-Baums, Stamm, Blätter und Blumen ganz von Kupfer, grün angeſtrichen; dies elende Kunſtwerk ward noch widriger durch die daneben im reichſten Flor prangenden natürlichen Papaja. In einem der Pavillons dieſes Gartens ſieht man eine Sammlung der ſchönſten Vögel als Gemälde aufgeſtellt, aber mit ihren natürlichen Federn; desgleichen auch acht Vorſtellungen der vorzüglichſten Erzeugniſſe Braſiliens und ihrer Gewinnung; nämlich die Gold- und Diamantminen von Villa Rica; eine Zucker-, Indigo-, Kaffee- und Nopal-Plantage; ferner die Bearbeitung des Maniocs, des Reißes und des Hanfs.

Rio Janeiro hat ferner auch eine Oper. Die Bälle und Concerte werden im Gouvernements-Hauſe gegeben. Die öffentlichen Kaffeehäuſer ſind hier und in Bahia ſchlecht und ſchmutzig.

Im Ganzen wird die Socialität durch Indolenz und Eiferſucht ſehr eingeſchränkt. Die Frauenzimmer, da ſie enge eingekerkert leben, ſuchen ſich durch die Rendezvous in den Kirchen und zu Nacht ſchadlos zu halten. Sie zeigen ſich beim Dunkelwerden auf den Balkons ihrer Häuſer, und werfen auf diejenigen unter den vorübergehenden Mannsperſonen, die das Glück haben, ihnen zu gefallen, Blumenſträuße herab. Dies trifft beſonders die Fremden. Dr. Solander und einige engliſche Seeofficiere, welche den Capitain Cook auf ſeiner erſten Reiſe um die Welt begleiteten, wurden bei dieſer Gelegenheit ſo ſehr mit dieſen ſchönen Einladungen überſchüttet, daß ſie ganze Hüte davon wegwarfen. (Hawkesworth.)

Freilich kann man mit Barrow behaupten, daß deshalb nicht alles dortige Frauenzimmer der Ausſchweifung zu beſchuldigen ſey. Allein das Geſtändniß eines Geiſtlichen in Rio Janeiro iſt ihnen doch nicht ſehr günſtig. Dieſer erhielt nämlich von dem engliſchen Schiffs-Medicus, der da ſchnell abreiſen mußte, den Auftrag, eine Schachtel Medicin ſeiner Patientin, der Aebtiſſin eines Kloſters, einzuhändigen. Der neugierige, luſtige Benediktiner öffnete die Schachtel und rief, da er Pillen darin fand: Ach! das ſind Merkurialia! Der Arzt, entrüſtet, ſowohl über die unziemliche Neugier, als über die wirkliche Verleumdung der Aebtiſſin, gab dem fetten Mönche einen

Verweis. Allein dieſer rief: Alle Damen in Rio ſind nur zu galant: (Pronae ac deditae sunt Veneri!)

Dieſe von dem Klima ſelbſt begünſtigte Sinnlichkeit und Indolenz, gemiſcht mit Bigottismus und ſtetem Gefühl des harten Drucks der Regierung, läßt dann für Kenntniſſe, Wiſſenſchaften und Volksaufklärung wenig erwarten.

Die Engländer ſuchten in Rio Janeiro vergebens nach einer Beſchreibung oder gedruckten Nachricht von dieſer Hauptſtadt. Sie fanden in den beiden Buchläden, wahrſcheinlich die einzigen in ganz Braſilien, nur alte Abhandlungen aus der Alchymie, der Medicin, Andachtsbücher und Werke der ſcholaſtiſchen Theologie, und überdem höchſtens einige Bücher über die Geſchichte des Hauſes Braganza.

Wie weit aber die höheren Wiſſenſchaften dort zurückſtehen, hierzu dient folgendes einigermaßen zum Beweiſe.

Als Cap. Cook bei ſeiner erſten Weltumſegelung in Rio Janeiro landete, und von dem dortigen Vicekönig um die Urſache ſeiner Reiſe befragt ward, gab er zur Antwort: er wolle den Durchgang der Venus auf einem der Südſee-Länder beobachten. Von dieſem Phänomen konnte ſich der Vicekönig nur folgenden Begriff machen: „Es ſey dies wohl, meinte er, der Durchgang des Nord- (Polar) Sterns durch den Süd-Pol; ſo lauteten genau die Worte des Dollmetſchers, der das Engliſche recht gut redete. Man denke ſich dieſe verkehrten Begriffe bei einem Manne in ſo hoher Funktion, der ſelbſt einen weiten Ocean befahren hatte, und in einem See- und Handelsſtaate zu Hauſe gehörte!

Was ließe ſich nicht von einem, nur einigermaßen ſachkundigen, Braſilianer über die Naturgeſchichte und Erdkunde dieſes reichen Theils der ſüdlichen Halbkugel erwarten! dennoch iſt faſt alles, was wir davon wiſſen, aus den Federn der Ausländer gefloſſen. Ein Franciskaner in Rio Janeiro benachrichtigte indeß den engliſchen Reiſenden, Barrow, er arbeite an einer Flora des Landes, und ſie ſolle, man denke! wegen des Namens der Hauptſtadt (Rio), Flora fluminensis betitelt werden. Ueber den dortigen Handel hat doch der Biſchof zu Fernambuc, Cotinho, einen Traktat geſchrieben. So hätten wir vielleicht die ganze Ausbeute der dortigen Litteratur, ſo weit ſie uns bekannt iſt, denn einige Klöſter ſollen noch ſchätzbare Manuſcripte der Miſſionäre, über das Innere von Braſilien, beſitzen; allein die Weisheit der Regierung verheimlicht dieſe litterariſchen Schätze, aus Furcht, ſie möchten die Ausländer zu den Metall-Schätzen führen.

Dies wäre etwa im Allgemeinen eine Darſtellung Braſiliens, ſo weit wir es bei der großen Armuth der Nachrichten bis jetzt kennen. Wie dürftig für eins der wichtigſten Länder der warmen Zone! Hier nur einige hundert tauſend geſcheute, betrieb-

ſame Einwohner mehr, alle unter einer freien Conſtitution und ohne Religionszwang, welche Ausſicht eröffnet ſich ſodann für Braſilien, ja für die ganze kultivirte Erde! Unermeßliche Schätze des Mineralreichs und der ganzen Natur ſtrömen von hier in Oſten durch das atlantiſche Meer zu den drei Theilen des alten Continents, während der gigantiſche Maranon, mit jenen großen Strömen Braſiliens vereinigt, in Weſten, Peru, Mexico, Californien und die in Norden daran ſtoßenden kalten Länder von Amerika in Verbindung ſetzt, dem dürftigen Kurilen und Kamtſchadalen und tiefer liegenden Sibirier ſeinen Mangel vermindert, und die Produkte von China und Japan, ſo wie die neuen Erzeugniſſe Auſtraliens eintauſcht *).

Und was iſt der Menſch ohne Handel? Ein an ſeine väterliche Erdſcholle feſt geheftetes Geſchöpf, ohne Freiheit im Wandeln und Thun; abhängig von jeder wahnſinnigen, ſich ſelbſt beeinträchtigenden Regierung, von jeder illiberalen Obergewalt, welche die Zügel nach unbeſchränkter Willkühr lenket. Ohne auswärtige Verbindungen kann kaum die Klage über ſein trauriges Schickſal laut werden; er kann ſich keinen Troſt, kaum einen Zufluchtsort ausmitteln; mit dem dürftigen Antheil, der ihm von ſeinem Herrſcher zugeworfen wird, muß er ſich ſeufzend begnügen; in Krankheiten entbehrt er faſt alle Rettungsmittel, im geſunden Zuſtande alle Bequemlichkeit des Lebens, alle Abwechſelungen, die ihm der Handel mit dem Auslande darbietet; ja, er entbehrt ſelbſt viele Schönheiten der Natur und die daraus entſpringenden Kenntniſſe und Gefühle; kurz, ohne Handel wird der Geiſt des Menſchen erdrückt, der Körper vernachläßigt; Kultur, Freiheit und Erweiterung des Denkens werden eingezwängt, und die erhabene Natur des Menſchen ſchrumpft in ein elendes, bejammernswürdiges Weſen zuſammen.

Wahrlich liegt wohl ein ſo gänzliches, willkührliches Verlaſſen des väterlichen Bodens niemals näher, als bei dem Umſturz aller Beſitzungen. Und wer weiß, was für eine glückliche Revolution dies für Portugal veranlaſſen würde. Wenn ſein Staatskörper eine andere Bildung erhielte, ſo wirkte dies wahrſcheinlich auf den Geiſt der Nation zurück. Die hierbei nothwendige Anſtrengung, die unerläßliche Thätigkeit bei dieſem großen Ereigniß, der neue Boden, die weite Ausſicht, un-

*) Die Gründe für die Wichtigkeit des braſiliſchen Handels werden noch einleuchtender, wenn man bedenkt, daß die nutzbaren Baien von St. Paul und St. Pedro der Südſpitze von Amerika nicht ſehr entfernt liegen, daß mithin die Braſilianer ſofort in der beſten Jahreszeit ins große Südmeer, und hierdurch nach Auſtralien, den Molukken, China und ganz Oſtindien gelangen können, und auf die Weiſe der ſpaniſchen Etabliſſements gar nicht bedürfen.

beſchränkt aus dem vaſten, reichen Lande unermeßliche Reichthümer hervorzuarbeiten, weckte die Seele der Nation; ſie riefe die alte Kühnheit, das hohe Talent, in ein Volk zurück, das vormals Europa durch ſeine Thaten in Erſtaunen ſetzte, das mehr als die halbe Erde entdeckte, und deſſen Flagge in allen Gewäſſern Ehrfurcht gebot.

Chile.

Als wollte die Natur den gold- und blutgierigen Böſewichtern, den Eroberern der neuen Welt, einen Damm vorſetzen und ſie gerechte Rache fühlen laſſen, durch eine Wüſtenei von 80 Seemeilen trennte ſie das reiche unglückliche Peru von dem mildern fruchtbaren Königreiche Chile. Dieſe Wüſtenei hebt mit Atacama, der letzten Provinz von Peru, an, und läuft bis Copiajo (gewöhnlich Copiapo) mit ſolcher Unfruchtbarkeit fort, daß ſogar die ſelbſt mit den dürreſten, härteſten Gewächſen ſich begnügenden Maulthiere aus Mangel an Kräutern und Waſſer oftmals umkommen. (Frezier.)

Chile's Schutzmauer in Oſten iſt aber weit ſtärker. Hier wird es von den aus Norden herablaufenden unerſteiglichen Cordilleren umſchloſſen; ſie laſſen nur wenige wegbare Oeffnungen von Charcas und Paraguay aus, offen. Von Charcas aus war es, wo der Eroberer Almagro (1534) auch dieſe harmloſen Indier, die Chileſen, in Feſſeln zu ſchlagen ſuchte. Aber er büßte ſchwer ſeinen Frevel. Der Hunger zwang ſeine Mordbrüder Pferdefleiſch zu freſſen, und die ungeheure Kälte verwandelte das Blut einer großen Anzahl derſelben, nebſt ihrem Anführer Ruydas, in Eis. Man fand die Körper der Erfrornen fünf Monate nachher, die Zügel der Pferde in ihren Händen.

So durch die Natur ſelbſt beſchützt, liegt hier alſo ein treffliches Land von mehr als 23700 d. Quadratmeilen, unter der ſchönſten Sonne (vom 24ſten bis zum 45ſten Grade ſüdlicher Breite); in Weſten umſchließt es das Meer.

Iſt Italien der Garten Europens, ſo darf man Chile mit Recht den Garten der neuen Welt nennen. Das Klima beider Länder, ja ſelbſt ihre Lage, iſt ſich einander ähnlich; beide haben ihre bedeutendſten Erſtreckungen in die Länge *), und beide

*) Molina rechnet 380000 Quadratmeilen, die Längenmeile, 60 auf einen Grad, geben 23750 d. Meilen; wahrſcheinlich iſt dies

werden der Länge nach von einem an einander hangenden hohen Gebirge durchſchnitten, denn die Cordilleren laſſen einen Zweig durch Chile ſelbſt laufen; ſie theilen das Land in Oſt- und Weſt-Chile, und ſind ihm die Apenninen. Auch iſt bei beiden Ländern der Einfluß ihrer Gebirgsketten von gleich hohem Werth; aber auch wegen der Vulkane von gleicher Furchtbarkeit.

Die ſüdlichen Grenzen des Landes werden bald größer, bald kleiner angegeben. Van Cover beſtimmt ſie nur bis zum 24ſten Br. Grade; er ſchließt ſie mit dem Archipel von Chiloe. Andere dehnen ſie hingegen wenigſtens 6 Grad ſüdlicher aus; ſie laſſen ſie bis zur Magellans-Straße fortgehen. Allein Molina ſelbſt findet dies beſonders deshalb unbillig, weil die dortigen Menſchen auffallend von den Chileſen verſchieden ſind.

Von Weſten nach Oſten iſt alles beſtimmter. Die hohen Andes ſind hier die Termen zwiſchen Tucuman, Paraguay und Chile.

Dieſe Rieſengebirgskette bleibt auch hier ihrer Natur gleich. Außer den drei Zweigen, worin ſich der große Zug zerſpalten hat, zeigen ſich einzeln ſehr hohe Berge, die denen in Peru, nach dem Anſehen zu urtheilen, wenig nachſtehen, denn bis jetzt maaß wohl in Chile weder ein Bouguer, noch Condamine oder Humbold die Höhen. Ihre Gipfel deckt ewiger Schnee. Neune derſelben zeichnen ſich darunter beſonders durch ihre Höhe aus *), und ihr Schnee gewährt, ſo wie in Peru, eine reiche Nahrungsquelle.

Auch hier ſind dieſe Schneegebirge die Mutter, die großen Waſſerbehältniſſe nie verſiegender Quellen. Sie ſenden mehrere Flüſſe zum Südmeer hinab, allein die Kürze ihres Laufs läßt ſie nicht bedeutend werden; der Copiabo, Mayppo, Cauten, Tolten, Valdivia, Biobio **) und Maule gehören hiervon zu den bekannteſten; die letztern tragen beträchtliche Schiffe.

In Oſten, gegen Tucuman und Cujo hin, iſt faſt alles un-

---

keine ſehr genaue Meſſung, da unſere Karten in Anſehung der Grenzen von Chile ſehr unter einander verſchieden ſind. Den Namen, den das Land bereits vor der Eroberung durch die Spanier trug, leitet er, ſonderbar genug, von einer Art Droſſeln her, welche Chile, Chile, rufen ſollen. Er theilet dies Land in drei Theile. Der erſte begreift die Inſeln. Hierunter die kleinen Coquimbiſchen, die von Juan Fernandez und Maſſa Fuero, und die des Archipels von Chiloe. Die zweite Abtheilung begreift das Land zwiſchen dem Meere und dem Gebirge. Die dritte, das Gebirge oder die Andes ſelbſt.

*) Hierunter ſollen die höchſten ſeyn der Manflas (28° 30′), Tupungato (33° 40′), Descabezado (35°), Longavi (35° 15′), Chillan (36°), Guanauca (41° 8′), Villarica (39° 30′).

**) Er iſt ſchon eine Meile oberwärts ſeiner Mündung 3/4 Meile breit. (Ulloa.)

bekannt. Auch würden die dorthin von der Bergkette ausſtrömenden Flüſſe nicht mehr zu Chile zu rechnen ſeyn, da dieſe Grenzgebirge ſie ſofort jenen Ländern zuſenden *).

Ebenfalls enthalten dieſe Gebirge, wie ihre Geſchwiſter in Peru, eine große Anzahl offener und erloſchener Feuerſchlünde. Noch vor wenigen Jahren zählte man 14 lebende Vulkane in Chile.

Unter ihren Ausbrüchen war der des Vulkans von Pteroa (zwiſchen den 34ſten und 35ſten Br. Graden) am 3ten Dec. 1760 einer der ſchrecklichſten. Dieſer alte Vulkan erhielt damals eine völlig neue Geſtalt, einen neuen Krater. Ein daneben gelegenes Gebirge ward meilenweit zerriſſen, und die ungeheure Quantität Lava und Aſche füllete die benachbarten Thäler, ſchwellete mehrere Tage hindurch die Gewäſſer des Fluſſes Tingirica. Zu gleicher Zeit ward der nicht beträchtliche Strom Lontue durch ein in das Flußbette hinabgeſtürztes Gebirge zehn ganzer Tage hindurch gehemmet; da dann endlich ſeine Gewäſſer dieſen Damm überwältigten, und das ganze umherliegende Land unter Waſſer ſetzten.

Außerhalb der hieſigen Andes liegen, iſolirt, zwei Vulkane. Der an der Mündung des Fluſſes Rapel; er wirft nur hin und wieder Dampf aus. Dagegen brennt der Vulkan am See Villa Rica daurend fort. Dieſer Vulkan muß nicht nur ein ſehr hohes Gebirge ſeyn, da er auf mehr als 30 deutſche Meilen ſichtbar und mit ewigem Schnee bedeckt iſt, ſondern er muß überhaupt ein großes Gebirge ausmachen, denn Molina gibt ſeiner Wurzel einen Umfang von viertehalb deutſchen Meilen. Ein bedeutender Theil dieſes Gebirgs, das mit den Andes in Verbindung ſtehen ſoll, iſt mit ſchöner Waldung bedeckt, und viele Flüſſe nehmen daraus ihren Urſprung. Die Karten legen dieſen Vulkan gegen den 39ſten Grad ſüdl. Breite.

Ein ſo vulkaniſches Land, als Chile, iſt dann auch, wie das benachbarte Peru, häufigen Erdbeben unterworfen. Hierbei iſt es indeß ſehr merkwürdig, daß zwei der dortigen Provinzen, obgleich nicht vom Meere entfernt, bis jezt niemals einen Erdſtoß empfunden haben. Sonderbar genug wäre es, wenn wirklich die Urſache dieſes Glücks darin zu ſuchen wäre, daß dieſe beiden Provinzen, Copiapo und Coquimbo, ſich von vielen unterirdiſchen Höhlen und Kanälen untergraben fänden. Dies will man aus dem unterirdiſchen Geräuſch ſchließen, welches ſich oftmals in mehreren Theilen dieſer Gegenden, gleich dem Geräuſch eines laufenden Waſſers oder eines Windes, vernehmen läßt.

Selbſt der furchtbarſten Todesgefahr ſieht der Menſch ruhig ins Auge, wenn ſie ihm häufig ſich darbietet. So ſchläft hier

---

*) Man ſehe weiter unten, Patagonien.

der Einwohner von Chile ruhig, wenn gleich jährlich drei bis viermal ſein Boden umgeſtürzt wird, oder wenigſtens gewaltſam unter ihm zittert. Freilich begräbt nicht jeder Erdſtoß Dörfer oder Städte. Unter der zahlloſen Menge Erſchütterungen, ſeit der ſpaniſchen Eroberung, zeichnen ſich fünfe beſonders unglücklich aus. Die von 1570, 1647, 1657, 1730 und 1750. Die vier letztern ereigneten ſich im Frühjahr und im Sommer; die beiden letztern zerſtörten wichtige Theile der Hauptſtadt.

Um weniger durch dieſe häufige Gefahr zu leiden, macht man die Straßen ſehr weit; jedes Haus hat überdies einen geräumigen Hof- und Gartenplatz als Zufluchtsort; dabei ſind die Wohnungen ſelbſt nur niedrig, und jeder, der es vermag, hält zugleich in ſeinem Garten hölzerne Baracken fertig, um ihn bei eintretender Gefahr aufzunehmen.

Auch hier ſollen ſich Vorbedeutungen der Erdbeben äußern, wie in Calabrien; dies mag aber, ſo wie dort, nur auf einige Thiere und Perſonen von feineren, empfindlichen Nerven wirken, denn Molina, der dort geboren und erzogen iſt, konnte, ungeachtet er die Atmoſphäre und ihre Veränderungen lange ſtudirte, und dort viele Erdſtöße erlebte, nie eine Art von Vorgefühl des Erdbebens an ſich gewahr werden.

Die Luft iſt in Chile äußerſt milde und dabei ſehr geſund; die Atmoſphäre leidet nur geringe Veränderungen; Gewitter, Hagel, Schnee und heftige Stürme ſind wenig bekannt. Indeß finden ſich in Rückſicht der Temperatur bei einem, von ſo hohen Gebirgen überlaufenen Lande gleichfalls beträchtliche Verſchiedenheiten. Ohne die ſtrenge Kälte der Andes weiter anzuführen, ſo fühlte van Cover ſelbſt bei ſeiner Reiſe zur Hauptſtadt St. Jago die Zunahme der Kälte, ſo wie er vom Meere aus höher ſtieg, ſehr empfindlich. Die herrſchenden Winde ſind hier längs der Küſte die nördlichen; nur vom May bis gegen den September zeigen ſich ſüdliche.

Vor Ankunft der Spanier kannte man nur wenige Krankheiten. Eine darunter war beſonders ein hitziges Fieber, das gewöhnlich den Kopf bis zum Wahnſinn einnahm; die Indier curiren es durch Kräuter; ſie nennen es Chavo lonco, d. i. Kopfkrankheit.

Aus Europa ſtammen dann auch hier die Kinderblattern: indeß hat bereits ſeit 1761 der Arzt Verdugo die Inoculation eingeführt. Ebenfalls iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß ſelbſt das veneriſche Uebel von den Spaniern herrührt; denn einmal hat es unter den Eingebornen nur ſehr geringe Fortſchritte gemacht, und ſodann fehlt ſogar in der Sprache der Indier ein Name für dieſe Krankheit.

Als eine Fortſetzung der Andes von Peru behalten dieſe Gebirge dann auch in Chile im Aeußeren eine ähnliche Bildung. Sie ſind hier in drei Zweige getheilt; der mittlere iſt

davon bei weitem der höchſte; er ſtehet etwa 15 Meilen von den beiden übrigen entfernt; alle ſind durch querlaufende kleinere Bergketten mit einander verbunden. So wie in Peru bilden ſie die ſchönſten, mahleriſchſten Scenen, erzeugen bald tiefe Schluchten, bald ſchroffe, furchtbar zuſammengeſtürzte Felſen und ſchäumende Cascaden, und ihre innere Struktur iſt gleichfalls der der übrigen Cordilleren ähnlich.

Daher denn auch hier die vielartigen Produkte der Vulkane, Schlacken, Laven, Baſalte, zu Glas geſchmolzenes Geſtein, Schwefel und Salmiak.

Mannigfaltig iſt ferner hier das natürliche Geſtein. Vielfarbiger Quarz, Gyps, auch faſt alle Thon-, Schiefer- und Marmorarten kommen vor.

Die Lagerarten ſtimmen indeſſen, wenn nicht anders eine ſichtbare Convulſion darin Zerrüttungen hervorbrachte, ziemlich mit den uns bekannt gewordenen Geſetzen der Gebirgskunde zu. Der Granit macht auch hier die Unterlage. Von dem härteſten Geſtein, dem Quarz, finden ſich die ſchönſten und größten Kryſtallen: einzelne Kryſtallen, ſagt Molina, von 6 bis 7 Fuß, woraus man die ſchönſten Säulen verfertigen könnte.

Aber auch von Kalk zeigen ſich ſehr merkwürdige Fälle. Noch wohl ſelbſt höher als jene Verſteinerung, die v. Humbold auf 12000 Fuß über der Meeresfläche in den Peruvianiſchen Silber-Minen antraf, findet ſich hier auf dem platten Gipfel des Deſcabezado eine große Menge verſteinerter Muſcheln. Dieſer Berg ſcheint dem Auge indeß nicht viel niedriger, als der Rieſe, der Chimboraſſo; Schade daß dieſe merkwürdigſte Höhe für Verſteinerungen nie gemeſſen iſt.

Den feinſten, ſchneeweißen Porcellan-Thon trifft man ſchichtweiſe in der Provinz Maule; man bringt davon bemahlte Gefäße nach Peru; ſie ſollen zugleich dem Waſſer einen angenehmen Geſchmack mittheilen. Frezier entdeckte einen noch merkwürdigern, ſehr feinen, ſchwarzen Thon, der ſelbſt zum Färben dient, und deſſen Schwärze alles übertrifft. Dem Naturaliſten heißt er daher Argilla aterrima tinctoria.

Unter mehreren Porphyr-Arten zeichnet ſich beſonders diejenige an Schönheit aus, welche auf einem gelben Grunde blau und roth gefleckt iſt. Sie findet ſich am Fluſſe Chille, und iſt daher Saxum Chillense benannt.

Von foſſiliſchen Seltenheiten liefert Chile noch viele Türkiſſe. Dieſe verſteinerten Thierknochen von ſchönem Blau zeigen ſich in ſo großer Menge in den Gebirgen von Copiapo, daß dieſe Provinz daher ihren Namen erhielt. Auch an andern Halbedelſteinen iſt Chile nicht arm. So bilden z. B. die Amethyſten in einem Muttergeſtein von grauem Quarz, einen ganzen Hügel unweit Talca. Molina fand hierunter einige von ſchönſtem Violet, die das Glas ſchnitten, ohne ſich im minde-

ſten abzuſtumpfen. Verſchiedene Flüſſe führen auch zu Zeiten Rubinen und Smaragden, jedoch nur von geringem Werthe.

An mineraliſchen Salzen mangelt es gleichfalls nicht. Ganze Gegenden ſind mit einem Gemiſch von kalkartigem Salpeter überzogen; auch gibt es Alaun; die Vulkane bilden, wie bereits erwähnt iſt, Salmiak, und von Vitriol trifft man ſowohl grünen und blauen, als weißen.

Eben ſo wenig fehlt es dem Lande an Erdharzen, und noch weniger an Steinkohlen. Die Gegend um die Stadt Concep=tion iſt daran beſonders reich.

Man ſieht voraus, daß ein vulkaniſcher Boden bei ſo vielfacher Abwechſelung von mineraliſchen Körpern, Mineralquellen erzeugen mußte.

Die Provinzen Copiapo und Coquimbo liefern viel Kochſalz, ja die Gewäſſer des ganzen Fluſſes Salado der erſten Provinz ſind, ob ſie gleich aus den Andes ihren Urſprung nehmen, von außerordentlichem Gehalt, und in einem Andesthale der Pehuenches (unter $40\frac{1}{2}^{\circ}$ Breite) zeigen ſich eilf Salzquellen. Auf dem Gebirge Peldehue, nördlich der Hauptſtadt von St. Jago, entſpringen, nur 80 Fuß weit von einander abſtehend, zwei merkwürdige Mineralwaſſer, die ihrer Temperatur nach einander durchaus entgegen geſetzt ſind. Die heiße Quelle hat eine Hitze von 60 Grad Reaumur, dagegen fällt das Thermometer in der zweiten bis auf 4 Grad unter Null. Durch Kanäle zuſammen geleitet, bilden beide ein laulichtes Badewaſſer von trefflicher Wirkung gegen viele Krankheiten. Das Waſſer der heißen Quelle iſt alkaliſch und ſchäumt wie Seifenwaſſer; das der kalten hält Eiſen und Bitterſalz.

Das wichtigſte, was die Gebirge von Chile in ihrem Schooße erzeugen, iſt, wie bei Peru, das Metall.

Der berühmte Paw zeigte auch darin ſeinen übertriebenen Haß gegen Amerika, daß er dieſem Welttheile das Eiſen entweder gänzlich ableugnete, oder das amerikaniſche wenigſtens für ſchlechter, als das unſrige, ausgab. Chile zeigte, ihm zufolge, durchaus von dieſem nützlichen Metalle keine Spuren. Indeß hätte er ſich ſchon durch Frezier eines Beſſeren belehren können, und jetzt wiſſen wir, daß die Provinzen Coquimbo, Copiapo, Aconguagua und Huelquilema nicht nur ſehr reiche Eiſenminen beſitzen, ſondern das Metall ſelbſt (es kommt gewöhnlich als graues und ſchwarzes Eiſenerz, oder in bläulichen Würfeln kryſtalliſirt vor) von vorzüglicher Güte iſt. Indeß tritt auch hier die Jalouſie des Mutterlandes der Natur in den Weg. Es iſt verboten, dieſe Minen im Großen zu bearbeiten.

Dieſe lächerliche Furcht der Beeinträchtigung Spaniens erſtreckt ſich dann gleichfalls auf das Queckſilber. Jene beiden zuerſt genannten Provinzen ſind auch mit dieſem Metalle ſehr

reichlich verſehen. Es zeigt ſich darin theils in metalliſcher Geſtalt, theils als Zinnober in ſolcher Menge, daß man dadurch ſehr große Summen gewinnen würde; und dies um deſto mehr, da man ſeiner hier ſo ſehr zum Amalgamations-Proceß bei den edlen Metallen bedarf. Dagegen ſucht man das Antimonium auf, und es findet ſich auch unter mehr als einer Geſtalt; kryſtalliſirt iſt es bis jezt nur in einer einzigen Grube vorgekommen.

Das Zinn, obgleich von ſeltner Güte und in bedeutenden Gängen, wird hier wiederum gänzlich vernachläßigt, und das Blei bearbeitet man nur in ſo weit, als man es zum Schmelzen und zum Verbrauch im Lande ſelbſt nöthig hat.

Mit dem Kupfer ſcheint nur erſt die Aufmerkſamkeit der hieſigen Einwohner auf die Metalle anzuheben. Ulloa rühmt bereits die Vorzüge des Kupfers von Coquimbo und Guaſco. Molina ſezt die reichſten Kupferminen von Chile zwiſchen den 29ſten und 36ſten Grad der Breite. Die mehrſten Arten enthalten ſo viel Gold, daß einige Franzoſen zu Anfange des 18ten Jahrhunderts mit Chile deshalb einen bedeutenden Handel trieben, um daraus Gold zu ziehen. Einige Sorten gewähren $\frac{1}{15}$tel, ja ſogar bis zu $\frac{1}{3}$tel Gold; bei leztern ſollen aber beide Metalle ſich nicht mehr mit einander vererzt, ſondern jede ſchon im metalliſchen Zuſtande finden. Außer dem Fahl, Pecherz und Glaserz, verdient hier die Vorzüglichkeit des malleablen Kupfers von Coquimbo beſonders bemerkt zu werden; ſo wie auch die alte reiche Mine von Payen bei den Puelches. Allein dieſe Völker haben ſich der weitern Bearbeitung dieſer Mine widerſezt. Sie lieferte ehemals nicht ſelten Stücke von gediegenem Kupfer von 50, ja von 100 Pfund; die Gewinnung war überhaupt äußerſt leicht, und man vermuthete darin aus der Farbe, die dem Semilor glich, keine unbeträchtliche Quantität Gold. Eine ähnliche Mine iſt diejenige, welche neulich zu Curico entdeckt ward; bei ihr findet ſich das Gold zu gleichen Theilen mit dem Kupfer. Man benannte dieſes Kupfer den natürlichen Avanturin *).

Nicht weniger merkwürdig iſt endlich das Kupfer aus den Hügeln von Huelquilema. Hier iſt der Zink mit dem Kupfer verbunden, alſo ein natürliches Meſſing.

Die Quantität Kupfer, welche Chile liefert, muß außerordentlich bedeutend ſeyn; fünf bis ſechs Schiffe laden, als Ballaſt, jedes 20000 Centner für Spanien. Daneben wird eine große Menge nach Buenos-Ayres geſandt, und die Kaufmannsſchiffe von Peru führen dorthin gleichfalls über 30000 Centner. Man gebraucht es daſelbſt bei den Zuckerraffinerien.

---

*) Dieſen Namen gibt man ſonſt einem zimmtbraunen Quarz von ſchimmerndem Anſehen aus Spanien.

Scheint das Kupfer in Chile an keinen beſondern Erdſtrich oder Provinz gebunden, ſondern überall verbreitet zu ſeyn; ſo iſt dies nicht der Fall mit dem Silber. Dies findet ſich in den Andes nur auf großen, alſo kalten Höhen. Die bedeutenden Koſten, welche hierdurch bei der Bearbeitung der Silberminen entſtehen, haben veranlaßt, daß man bereits viele wieder verlaſſen hat, wenn gleich das Erz reich war. Nur etwa vier wurden noch gegen das letzte Drittel des verfloſſenen Jahrhunderts bearbeitet.

Die reichſten Silbererze finden ſich in den Gebirgen der Provinzen Coquimbo, St. Jago, Aconguagua und Copiapo. Hier kommen faſt alle merkwürdige Arten des Silbers vor; gediegenes Silber, Rothgülden, Glaserz, Hornerz, weiß- und ſchwarzgüldiges Silbererz.

Das ſchwarze, Negrillo genannt, ſchätzt jedoch der hieſige Bergmann am meiſten. Von den drei Unterabtheilungen dieſer Art läßt ſich die reichſte, man benennt ſie piombo ronco, ſehr bequem ſchmelzen, denn ſie iſt hauptſächlich mit Schwefel vererzt. Man fördert dieſe vorzüglichen Erze aus den Minen von Uſpallata, bis jetzt die reichſten vom ganzen Lande. Sie liegen in der Provinz von Aconguana auf den öſtlichen hohen Andes, faſt unter dem 33ſten Breitengrade, und das Gebirge gleicht hier ziemlich den Apenninen zwiſchen Bologna und Florenz. Dieſer ſehr erhabene Bergrücken bildet hier eine Fläche, die gegen 1½ Meile breit und über 30 d. Meilen in der Länge hält, genießt einer milden Temperatur, iſt durch mehrere kleine Flüſſe bewäſſert, und mit ſchönen Waldungen bedeckt. Sie dient den höheren Schneegebirgen zur Baſis.

Die Silbermine von Uſpallata ſoll auf 25 Meilen gegen Norden fortlaufen und ſtets gleiche Reichhaltigkeit zeigen. Einige behaupten, ſie hänge ſogar mit Potoſi zuſammen; eine kaum glaubliche Erſtreckung, da letzteres zwiſchen den 20ſten und 19ten Breitengraden gelegen iſt. Dennoch ſcheint ſelbſt Ulloa dies zu behaupten. Der Hauptgang, der 9 Fuß mächtig iſt, theilt ſich in fünf parallele Lagen. Die mittlere oder der Kerngang iſt ſo reich an Silber, daß das ſchwarze Erz davon weiß erſcheint; die Bergleute nennen ſie la Guida (die Führerin). Sie gibt 200 Mark Silber im Caxon, oder etwa 2 Mark in 50 Pfund Erz.

Unter mehreren andern Silberminen ſind die von Gormaz, unweit der Hauptſtadt St. Jago, die bedeutendſten. Sie geben 30 Mark Silber vom Caxon (50 Centner). Vormals ſchmolzen die Indier dieſe Erze auf eine ſehr unkundige Weiſe mit großem Verluſt; anjetzt bedient man ſich dabei des Amalgamations-Proceſſes.

Zuletzt kommen wir zu dem Golde, als der wichtigſten metalliſchen Ausbeute des Königreichs. Jene Verbindung des Gol-

des mit den Kupfererzen, noch mehr aber die vielen Goldwäſchen, wozu, wie Perouſe ſagt, faſt jeder Bach ſo gültigen Anlaß gibt, daß ein Arbeiter täglich über 2 Piaſter gewinnt, zeigen die allgemeine Verbreitung dieſes Metalls durch ganz Chile. Der Mönch Gregorio di Leon nannte daher Chile eine einzige Goldſtange.

Man hatte in den ſüdlichen Provinzen, zwiſchen dem Biobio und dem Archipel von Chiloe, außerordentlich reiche Goldminen entdeckt, und die Spanier zogen daraus ſehr große Summen; allein die Arauken, eine ſehr kriegeriſche Nation dieſer Gegend, verjagten die Fremdlinge, und warfen die Gruben zu.

Die Spanier bearbeiten jetzt die Goldbergwerke von Copiapo, Guaſco, Coquimbo, Petorca, Ligua, Tiltil, Putaendo, Caren, Alhue, Chibato und Quille-Patagua.

Einige dieſer Minen ſind nicht reich; andere werden zuweilen durch die Gewäſſer erſäuft, und deshalb aufgegeben.

Gewöhnlich liegen die Erze in einem röthlichen, leicht zerreiblichen, thonigten Geſtein; doch iſt dies eben ſolchen Veränderungen unterworfen, als die Richtungen der Gänge ſelbſt.

Uebrigens iſt das Gold von Chile ſehr rein; es iſt gewöhnlich von 22 Karat, ja bisweilen 23½. Dieſe Erze werden dann durch Verquickung bearbeitet. Man amalgamirt täglich 2500 Pfund Erz auf jeder Mühle.

Da dieſe Methode viel Zurüſtung und Arbeiter erfordert; ſo iſt ſie nur für bemittelte Gewerken; die minder vermögende Klaſſe behilft ſich mit dem Goldwaſchen. Man wirft hierbei den röthlichen, goldhaltigen Sand nur in hölzerne oder hörnerne Kellen, Poruna genannt; durch ſtetes Rütteln legen ſich hierin die Metallſtückchen oder Blättchen zu unterſt, während daß der Sand oben weggeſpühlt wird. So unvollkommen nun auch dieſe Methode iſt, ſo bringt ſie dennoch den Arbeitern mehr ein, als man glauben ſollte. Ein fleißiger Goldwäſcher gewinnt gewöhnlich fünf Species-Thaler in jeder Woche. Sie ſtoßen aber auch oftmals auf beträchtliche Goldſtücke, die bis zu einem Pfunde wiegen; dieſe nennt man Pepites, und man kann hiernach auf den Reichthum der Muttermine ſchließen.

Der Werth von allem in Chile jährlich erzielten Golde kann nicht füglich durch die darauf liegende königliche Abgabe von einem Fünftel, beſtimmt werden. Dieſe Abgabe, ſie heißt Oro quintado, betrug über 5 Millionen Thaler (20 Mill. Livr.). Hiervon ward 1½ Million in der Hauptſtadt ausgemünzt (Van Cover gibt 1 Million Species an), das übrige wird aber in Stangen ausgeführt, oder auch im Lande verarbeitet. Die Quantität des Goldes, um welche die Regierung defraudirt wird, iſt ſehr beträchtlich.

In der Mine von Capati ſoll man ein unbekanntes, ſchwer zu ſchmelzendes Metall entdeckt haben, wovon Molina vermuthet, es ſey Platina.

Die Bergleute ſind in Chile faſt alle arm. Sie verzehren das von ihnen gewonnene Gold ſehr ſchnell; ſie ſchätzen das nicht, was ſie faſt ununterbrochen vor ſich ſehen; nur diejenigen, welche ihnen die Lebensmittel, beſonders die geiſtigen Getränke, verkaufen, bereichern ſich.

Bei Chile trifft die Regel nicht zu, daß das Gewächs-Reich der mit Metallen geſegneten Länder von der Natur vernachläßiget ſey. Chile's Ebenen und Berge ſind reichlich mit den ſchönſten Pflanzen bedeckt, nur machen die höchſten, kalten Gebirge hiervon, wie überall, eine Ausnahme.

Wir verdanken dem P. Feuille die erſte Kunde der Vegetabilien von Chile (1714). Indeß hat er nur diejenigen Pflanzen beſchrieben, welche in den niedrigen Gegenden, unweit des Meeres, zu Hauſe ſind.

Molina hat 70 Jahre nachher einen beträchtlichen Beitrag zur Flora dieſes Landes gegeben. Bei dem Reichthum, der ihm zu Gebote ſtand, konnte er aber weit mehr leiſten. Er geſteht nämlich ſelbſt 3000 neue Arten geſammlet zu haben, und wie wenig hat er uns davon beſchrieben! Dennoch beweiſet ſelbſt dies wenige, wie viel wir von einem gründlichen Botaniker dort erwarten könnten. Fünfzehn neue Geſchlechter kommen ſchon unter der geringen Anzahl vor, die Molina uns aufzählt; hoffentlich wird die treffliche Flora Peruviana auch viel neue Pflanzen enthalten, welche Chile mit Peru gemeinſchaftlich beſitzt.

Wir heben hier nur einige Merkwürdigkeiten des dortigen Pflanzenreichs aus.

Chile bringt eine ſehr bedeutende Anzahl Färbepflanzen hervor; mehr als 10 ſind davon bis jetzt bekannt worden. Einen zwiefachen Nutzen gewährt darunter die Panke, nach Molina ein neues Geſchlecht (Panke tinctoria). Ihre Blätter haben zwar einige Aehnlichkeit mit unſerer Klette (Bardana), allein die Fruktifications-Werkzeuge ſind davon gänzlich verſchieden. Dieſer Naturaliſt behauptet, ſie gehöre unter die Enneandria Monogynia L. Dombey glaubt, ſie ſey mit der Gunnera L. zuſammen zu bringen. Ihr oft gegen 5 Fuß hoher Stamm trägt weiße Blumen, die ins Röthliche ſpielen, von glockenförmiger Geſtalt. Der Saft der Pflanze gibt den damit gefärbten Zeugen ein ſehr ſchönes Schwarz; die Wurzel hingegen dient zum Gerben des Leders. Man zerſtößt ſie deshalb, nur iſt der Geruch beim Stoßen ſo heftig, daß Niemand es über eine halbe Stunde auszuhalten im Stande iſt. Der holzartige Stamm wird von den Schuſtern zur Einfaſſung der Sohlen benutzt; das Mark hält für den Landmann eine genießbare Säure.

Eine zweite Art der Panke (Panke acaulis Mol.) liefert eine rübenförmige, ſehr große Wurzel, die häufig gegeſſen wird.

Ein ſchönes Violet zieht man aus der Culle (Oxalis flore

roseo, Feuille). Die Pflanze wird zu dem Ende in einen Teig verwandelt, wie der Waid. Zugleich iſt die Culle ein ſpecifiſches Mittel gegen das hitzige Fieber.

Die Indier ziehen aus zwei Arten des Eupatorium gelbe und grüne dauerhafte Farben, und aus einer bis jetzt unbekannten Pflanze ein ſo treffliches Blau, daß es noch nach dreißig Jahren, obgleich oftmals gewaſchen, ſchön blieb.

Von eßbaren und nahrhaften Pflanzen beſitzt Chile außer unſern Getreidearten mehrere von Wichtigkeit. Vor Ankunft der Europäer baueten die Arauker den Magu, eine Art Roggen, und die Tuca, eine Gerſte. Sie buken hiervon ihr Brod, von ihnen Covque benannt, und mit dieſem Namen belegen ſie gleichfalls das Brod, was jetzt hier gänzlich aus europäiſchem Waizen gebacken wird, denn ſeitdem ſind jene Pflanzen ſo ſehr vernachläßigt, daß man ſie kaum zu Geſichte bekömmt. Unſere Kornarten gedeihen nämlich bis zu 50-, ja in einigen Provinzen 100fältigem Ertrag. Vorzüglich dient ihnen, wie den Peruanern, der Maiz. Er liefert auch hier durch Gährung des eingeweichten Mehls mehrere Arten nährender, aber zugleich berauſchender Getränke, z. B. die Chica, den Chercan und Ulpo. Es gibt hier verſchiedene Varietäten von dem Maiz. Von den neuen Pflanzen Europens bekommen hier gleichfalls der Hanf und der Flachs, da aber die Ausfuhr von beiden ſtreng verboten iſt, ſo bauet man nur gerade zum einheimiſchen Verbrauch.

Man ſieht gewöhnlich Chile als das Vaterland der Kartoffel an. Sie führt hier die Namen Papa, Pogny und Patata, und es finden ſich wirklich faſt auf allen Feldern wilde Kartoffeln, nur ſind die Wurzeln kleiner und von bitterlichem Geſchmack.

Uebrigens kennt man hier zwei Arten von Kartoffeln, und hiervon wohl 30 Varietäten.

Auch die Oca von Peru (Oxalis tuberosa) wird hier ſtark und gerne gegeſſen; die dicke Wurzel iſt gegen 4 Zoll lang, und theilt ſich, wie bei der Kartoffel, in mehrere Aeſte, hat auch, wie jene, eine dünne Oberhaut.

Die Wurzel der Jutata (Alstroemeria lig. L.) liefert gleichfalls ein gutes Mehl. Faſt jede Art Gartenbohnen und anderer Hülſenfrüchte, ſo wie mancherlei europäiſche Küchenkräuter kommen hier ſehr fort. Von Piment-Pfeffer zieht man mehrere Sorten.

Unter den großen Bäumen wählen wir hier nur einige der merkwürdigſten aus. Der Pehuen (Pinus Araucana Mol.) iſt einer der ſchönſten Bäume des Landes. Er erreicht oftmals die Höhe von 80 Fuß und 8 Fuß im Umfange. Er gehört aber nicht zu den Tannen, er macht vielmehr, wie la Mark bewieſen hat, ein eigenes neues Geſchlecht aus, welches er dem Naturaliſten Dombey zu Ehren, Dombeya Chilensis nennt,

denn dieſer brachte zuerſt die merkwürdigen Fruktifications-Theile davon nach Europa. Der Baum verliert bei zunehmendem Wachsthum die erſten Zweige, und nur, wenn er die Hälfte ſeiner ganzen Höhe erreicht hat, treten vier dauernde, anſehnliche Zweige unter rechten Winkeln aus dem Stamme hervor. Die höher hinauf darauf folgenden haben gleichfalls dieſe Richtung, ſind aber kürzer; da nun dieſes Abnehmen der höher ſtehenden Zweige unter ſtets gleicher Stellung zunimmt, ſo bildet ſich hierdurch eine viereckige Pyramide, die um deſto ſchöner iſt, da die herzförmigen Blätter, drei Zoll lang und einen Zoll breit, hart, wie Holz, und von großem Glanze ſind. Die ovale Frucht, von der Größe eines Menſchenkopfs, hält in mehreren Abtheilungen lange Pinien-Nüſſe, die man wegen ihres ſchönen Geſchmacks eben ſo gerne ißt, als die Kaſtanien. Auch das gelblichte Harz des Pehuen iſt vorzüglich, und von dem trefflichſten Geruch.

Ebenfalls ein neues Geſchlecht, das des Peumo, (Peumus Hexandr. Monogyn.) enthält vier Arten und mehrere Varietäten, wovon drei, eßbare, den Oliven ähnliche, Früchte tragen. Das Fleiſch iſt ſchmackhaft, und der Kern ſehr ölreich. Die Rinde des Baums dient zum Gerben und zum Färben.

Bei der dort ſogenannten Cocospalme (Palma Chilensis Mol.) ſind die Blätter und Blumen, wie bei dem gewöhnlichen Palmbaum; allein die Früchte ſitzen traubenweiſe und ſind ſehr klein, aber man preßt daraus ein ſehr gutes Oel. Nicht nur allein deshalb, ſondern zugleich wegen der ſehr erfriſchenden Frucht werden ſie in großer Quantität nach Peru verführt.

Aus einem Baume, den Molina den Weihrauchbaum (Thuraria Chilensis, ein neues Geſchlecht von Decandr. Digyn.) nennt, erhält man ein eben ſo treffliches Harz, als der Weihrauch Arabiens.

Der Quillai (Quillaja saponaria; Monoecia Polyandria Mol.) macht ein neues Geſchlecht. Der Baum erreicht eine mehr als mittelmäßige Höhe und hat ein ſehr feſtes Holz, wovon der Landmann ſeine Steigbügel verfertigt. Sein größter Werth beſteht aber in der Rinde. Pulveriſirt und mit hinreichendem Waſſer gemiſcht, gibt ſie eine ſehr gute ſchäumende Seife, die zum Waſchen der Wolle und der Zeuge verbraucht wird. Der Handel hiermit iſt beträchtlich. Der Name des Baums ſtammt von dieſer Eigenſchaft ab, denn Quillcan bedeutet Waſchen.

Mehrere andere Bäume, welche bei uns noch unbekannt ſind, liefern treffliche Holzarten für die Ebeniſten. So z. B. der Temo, ein neues Geſchlecht (Peumus moschata, Polyandria-digynia), ferner gleichfalls aus einem neuen Geſchlechte (Diandria-monog.) der Mayten und der Gaven (Mimosa

caven); hiervon macht man wegen der ſchönen hellen Adern auf ſchwarzem Grunde Handgriffe für verſchiedene Inſtrumente.

Ein ſonderbarer Baum iſt der Lorbeerbaum Lithi (Laurus caustica), den man hier faſt überall antrifft. Legt man ſich zur Sommerszeit in ſeinen Schatten, ſo verurſachen ſeine Ausdünſtungen, beſonders bei empfindlichen Perſonen, ſchmerzhafte Blattern und Geſchwulſt an allen entblößten Theilen. Das getrocknete Holz verliert indeß dieſe böſe Eigenſchaften gänzlich, und man verarbeitet es wegen ſeiner ſchönen rothen Farbe und ſeiner Feſtigkeit gerne, nur muß man ſich beim Fällen des Baums ſehr vorſehen. Im Waſſer bekommt es eine erſtaunliche Härte, es würde daher ſehr gut zum Schiffbau dienen. Der Lithi muß nicht verwechſelt werden mit dem Bollen, einem der ſchönſten Bäume dieſes Landes, der aber ein wahres Gift iſt; indeß geben doch die Aerzte zuweilen die Knoſpen pulveriſirt als Brechmittel.

Feuille gibt ein beträchtliches Verzeichniß der Medicinal-Pflanzen von Chile, und wie ſollten dieſe auch bei einer ſo reichen Flora fehlen?

Unter einem Himmel, den die gültigſten Zeugen dem des ſüdlichſten Europa gleich ſetzen, müſſen ſelbſt unſere feinſten Früchte vorzüglich bekommen, z. B. die Orangen, Citronen, Feigen u. dergl. Beſonders verdient hier noch der Wein angeführt zu werden. Er bekommt ſo gut, daß Ulloa ihn, ſo wie das Klima ſelbſt, dem von Spanien völlig gleich ſetzt. Die Weinleſe fällt hier im April und Mai. Der beſte Wein gehört der Provinz Conception, längs dem Fluſſe Itata.

Auch die Pfirſiche bekommt hier trefflich. Es gibt hiervon 14 Sorten, einige bis zu 16 Unzen an Gewicht. Die hieſige Erdbeere, die Fritilla von Peru, erreicht die Größe eines kleinen Hühnereies, indeß iſt ſie wäſſeriger, als in Europa.

Dies mag hinreichen, um einigen Begriff von dem Pflanzen-Reichthum des trefflichen Landes zu geben; nun zu ſeiner Fauna.

Es ſey mir bei dieſer Gelegenheit erlaubt, verſchiedenes nachzuholen, was den Erläuterungen von Paraguay *) deswegen entgieng, weil damals die vorzüglichen Nachrichten von Azara nicht vor mir lagen. Beide Länder, Chile und Paraguay, liegen ohnehin einander ſo nahe und gehören ein und demſelben Herrn; überdies geſteht Molina, daß es außer den von ihm beſchriebenen ſechs und dreißig Arten Quadrupeden, welche ihm in Chile bekannt wurden, noch mehrere in jenen weniger beſuchten Gegenden der gegen Charcas und Paraguay liegenden Länder gebe; ſicher ſind alſo viele Arten beiden Ländern, ja ſicher auch Braſilien, gemein.

---

*) Man ſehe das vorige Bändchen.

Der Tapir *), das größte Thier der neuen Welt, der bei den Guaraniern Mborebi genannt wird, hat nicht 10, ſondern 8 Vorderzähne, wovon die 4 zu den Seiten der vorderſten ſtehenden den Hundszähnen ähnlich ſind; überdies an jeder Seite 7 Backenzähne oben und unten. Fängt man es jung, ſo wird es leicht zahm und verläßt die Wohnung nicht leicht, ſelbſt bei offenen Thüren. Es begnüget ſich faſt, wie das Schwein, mit jeder Nahrung, ſelbſt fand man viel ſalpeterartige Erde in ſeinem Magen, vielleicht wegen des Salzes.

Nichts war bis jetzt unbeſtimmter, als die Hirſcharten der warmen Theile der neuen Welt. Azara hat wenigſtens in vielen Rückſichten dieſe Unwiſſenheit vermindert. Zu unſerer Abſicht mag es hinreichen, hier anzuführen, daß dieſe Länder, beſonders Braſilien, Paraguay und Tucuman, von vier verſchiedenen Hirſcharten bewohnt werden. Zwei derſelben ſind von röthlicher Farbe, die beiden übrigen hingegen braun; wir wiſſen jetzt beſtimmter, daß die Hirſcharten, welche uns Markgrav, Piſo und Recchi beſchrieben haben, nicht zu unſern europäiſchen Hirſchen oder Rehen gehören. Keine derſelben ſcheint aber an Größe unſern großen Hirſchen gleich zu kommen. Man jagt ſie dort anjetzt, wie bei uns, allein man fängt ſie auch in Schlingen; beſonders ſchleudert man ihnen jene mit Steinen verſehene Riemen **) um den Hals.

Azara zählt von großen und wilden Katzen ſechs verſchiedene Arten, wovon drei gewöhnlich die Namen von amerikaniſchen Tiegern und Leoparden führen. Auch über die verſchiedenen Viverren dieſer Länder haben wir nunmehr Gewißheit erhalten. Molina fand in Chile vier verſchiedene Arten, worunter denn freilich auch die Muffeten begriffen ſind, welche ſich durch eine entſetzlich riechende Feuchtigkeit vertheidigen. Azara kannte nur drei Viverren und Wieſel (Mustela).

Von dieſem Naturaliſten iſt eine Thierart, wovon wir bisher nur ſehr ſchwankende Nachrichten hatten, in ſeinem Vaterlande genau beobachtet. Sie ſcheint ein neues Geſchlecht auszumachen, das dem Hunde weit mehr, als dem Bären, ſich nähert; dies iſt der Krabbenfreſſer, le Crabier, des Büffon. Hiervon gibt Azara für Paraguay drei verſchiedene Arten an. Er benennt das Geſchlecht ſelbſt Agouara-gouazu. Die erſte Abtheilung des Wortes bedeutet Fuchs, die zweite groß. Das erſte Quadruped dieſes Geſchlechts ſollte dann der Krabbenfreſſer des Büffon ſeyn, dem die Zoologen keinen gehörigen Platz anzuweiſen wußten. Cuvier nennt ihn den krebsfreſſenden Bären (Ursus Cancrivorus). Auch ſcheint mir alles ziemlich bei den Thieren des Büffon und des Azara zuzu-

*) Man ſehe deſſen Beſchreibung in dem vorhergehenden Bändchen.
**) Man ſehe das vorige Bändchen.

treffen, bis auf den Schwanz, denn dieſer iſt nach Büffon ſchuppigt. Noſeda, der mehrere Individuen an Ort und Stelle beobachtet hat, ſagt, er komme der Figur nach dem Hunde ſo ſehr nahe, daß es ſchwer ſey, ihn im offenen Felde davon zu unterſcheiden, ſelbſt in Gegenwart eines Hundes; nur die großen aufſtehenden, fünf Zoll hohen, langen und drei Zoll breiten Ohren, und die etwas feiner gebildeten Beine machten den Unterſchied einigermaßen bemerklich. Dobrizhofer ſagt daher nicht unrecht, der Waſſerhund ſey dem Körper nach dem Hunde, den Ohren nach dem Eſel ähnlich *). Das Thier hielt 68 Zoll, alſo faſt 6 Fuß in der Länge, bei einer Höhe von etwa 30 Zoll. Der Schwanz war über 15 Zoll lang. Der Körper iſt rothbraun. Das Gebiß, dem des Hundes ähnlich, iſt ſcharf. An der Kehle findet ſich ein weißer Fleck, der von einem dunkeln umgeben iſt. Das Haar iſt lang. Bei einigen zeigt ſich auf dem Rücken ein ſchwarzer Streifen. Dies Thier bewohnt die ſumpfigen Gegenden und ſchwimmt trefflich. Es lebt von Thieren und von Vögeln, frißt aber auch Zuckerrohr; ebenfalls fand man Inſekten, Schlangen und andere Waſſerthiere in ſeinem Magen; dies ſcheint daher den Büffonſchen Namen zu rechtfertigen. Sein Geheul läßt klagend die Töne gou-a-a ziemlich weit vernehmen. Die Moxen nennen es Ocomore. Die Abiponer machen Jagd auf dies Thier wegen ſeines Felles.

Die zweite Art dieſes Geſchlechts nennt Azara Agouarachay. Dies Thier iſt kleiner als das vorige, kommt aber unſerm Fuchs, wegen der Dicke des Schwanzes, noch näher, erhält in den Häuſern einen Grad von Zähmung, ſpielt ſogar mit ihm bekannten Hunden, leidet aber keine fremde. Azara ſcheint dieſen beiden Thieren den Mapach, den Waſchbären (Ursus lotor), der ſich gleichfalls in Paraguay findet, zuzugeſellen; er nennt ihn Agouropope.

Stets ſcheint indeß jener mit Schuppen bedeckte Schweif des Krabbenfreſſers von Surinam und deſſen kurze Ohren auf eine eigene Thierart zu deuten.

Sehr bedeutende Aufklärung haben wir durch den Aufenthalt des Azara in Paraguay über die Beutelthiere (Didelphis Linn.) erhalten. Er nennt ſie Micouré, und zählt davon dort und in den angrenzenden Ländern ſechs verſchiedene Arten; hierunter finden ſich zwei neue bisher unbekannte Thiere.

Dieſes Thiergeſchlecht zeigt eins von denjenigen Phänomenen, bei welchen die Natur aus ihrem gewöhnlichen Gleiſe auszuweichen ſcheint, und das daher der oberflächlichen Beobachtung nicht blos Bewunderung, ſondern gleichſam Stillſchweigen auflegte. Es erſchien hier ein Thier, von dem man behauptete, das ſchon geborne Junge kehre in der Mutter Leib

*) Büffons Crabier hat keine große Ohren.

zurück, und gehe darin nach Willkühr aus und ein. Der dieſem Geſchlechte gegebene Beutel am Unterleibe, in welchem ſich die Euter befinden, und wodurch die ſo eben geworfenen ſehr ſchwächlichen Jungen ihre Nahrung, wie in einem aus Sorgſamkeit für ſie gewärmten Zimmer genießen, bleibt indeß ſtets merkwürdig genug. Die trefflichen Bemerkungen, die uns hierüber anjezt der berühmte Naturaliſt der Nordamerikaniſchen Staaten, Hr. Smith Barton, liefert, zeigen, daß das Junge nur gleichſam wie ein unentwickelter Embryo hervortritt, oftmals nur an Gewicht eines einzigen Grans; daß es, wenn gleich zu dieſer Zeit auch kaum eine Spur des künftigen Geſichts vorhanden iſt, dennoch in dieſem äußerſt kleinlichen Zuſtande ſofort die Saugwarze der Mutter aufzufinden vermag, um ſich daran feſtzuhängen und von dem ſich ſchließenden Sack oder Euterbehältniß beſchützt und gewärmt, bis zu der außerordentlichen Größe eines mittelmäßigen Hundes entwickelt wird. Hier iſt gleichſam nur eine Fortſetzung jener früheren Entwickelung im Mutterleibe; der Beutel dient ſtatt einer zweiten Gebärmutter, nur die Art, die Nahrung zu empfangen, iſt verändert; vorhin erhielt ſie der Embryo durch die Nabelſchnur, jezt, faſt nicht weiter entwickelt, erhält er ſie feſtgeklebt an der Bruſtwarze, durch den äußerſt kleinen dreieckig geſtalteten Mund. Denn allerdings iſt der Embryo durch das Anſaugen und durch die bereits zu dieſer Abſicht ſo weit entwickelten Klauen der Vorderfüße (die der hintern ſind dagegen dann kaum bemerklich) mit der Warze ſo innigſt vereinigt, daß ein gewaltſames Trennen oder Losreißen oft die Warze ſelbſt mit fortriß; ob man gleich, mit Vorſicht behandelt, ihn allerdings davon trennen kann, ohne der Mutter Schaden zu thun. Noch eine höchſt wichtige Bemerkung des M. Barton iſt aber folgende: Er erhielt ein weibliches Beutelthier nebſt 7 Jungen, die von der Größe einer Ratte ſich zum Theil noch von der Milch der Mutter, theils bereits durch andere Speiſen nährten.

Nach 7 Tagen fand Hr. Barton, daß die Mutter abermal eben ſo viel Junge geworfen hatte. Einige wogen nur 1 Gran, alle hingen an den Warzen der Mutter feſt. Hier hatte die Mutter bereits ein wenig über die Mitte des Wachsthums der erſtern Jungen von neuem das Männchen zugelaſſen, denn es wäre unnöthig, hierbei die Superfötation zu Hülfe zu rufen. Dies Thiergeſchlecht ſollte wenigſtens zweimal im Jahre werfen, der Beutel wird ihm eben deshalb nothwendig, weil die kurze Zeit bei dieſer Thierart nur wenig entwickelte Junge hervorzubringen erlaubt.

Auch von den nagenden Quadrupeden (Glires) ernähren Chile, Paraguay und Tucuman eine ſehr große Anzahl Arten. Molina zählt für Chile achte. Hierunter kommt denn ein neuer Bieber vor, der von ihm, zu Ehren ſeines gelehrten

Freundes Huidobrio, Castor Huidobrius benannt ward, dort heißt er Guillino. Er bewohnt die Gewäſſer von Chile, hat die Größe eines mittelmäßigen Hundes, und wird, wie unſer Bieber, wegen ſeines vorzüglich feinen graubraunen Pelzes ſehr geſchätzt. Er iſt kühn und ſtark; er ſcheuet ſich nicht, ſelbſt in Gegenwart des Jägers, Fiſche zu fangen.

Die dort gleichfalls einheimiſche große Waſſerratte, der Coypa, iſt neu und kommt dem Bieber ziemlich nahe. Sie hat die Größe einer kleinen Otter, und iſt, wie dieſe, eines hohen Grades der Zähmung fähig; ſie zeigt Anhänglichkeit an ihren Wohlthäter, und ließe ſich wohl zum Fiſchfang abrichten. Azara nennt aber, außer den Scavien und Haſenarten, ſieben verſchiedene Ratten, worunter ſich mehrere bis jetzt unbekannte Thiere befinden.

Von den zuvor ſchon berührten Armadillen zählt er über acht verſchiedene Arten, und ſeine Auseinanderſetzungen machen faſt eine ganz neue Epoque in der Geſchichte dieſer Panzerthierchen. Einige Arten ſind in Paraguay ſo zahlreich, daß man ſie zu Tauſenden ſieht und verſpeiſet.

Ohne weiter der Affen zu gedenken, oder gar durch Aufzählung der 12 verſchiedenen Arten Fledermäuſe des Azara hier langweilig zu werden, ob ſie gleich ſtets den Reichthum der hieſigen Fauna bekräftigen, eilen wir, Merkwürdigkeiten von größern Quadrupeden kennen zu lernen, wodurch ſich Paraguay, und vorzüglich Chile, auszeichnet.

Das vorhergehende Bändchen zeigte bereits die unermeßliche Zahl wilder Pferde, welche von wenigen ſpaniſchen Mutterpferden entſprungen, die vaſten Ebenen um den Plata und Uraguay bewohnen. Oftmals ſieht man ihrer viele Tauſende beiſammen. Dieſe Thiere, welche der dort angeſiedelte Europäer nur um der Haut willen jagt, oder nur höchſtens einige Individuen zur Zähmung davon einfängt, werden aber häufig von verſchiedenen amerikaniſchen Nationen gegeſſen. Sie ſind den Beſitzungen der Spanier auf gedoppelte Weiſe nachtheilig. Sie richten die trefflichſten Waiden der Meiereien zu Grunde, und ſie verführen die zahmen Pferde der Reiſenden. Man führt nämlich hier ſtets mehrere Handpferde auf Reiſen mit ſich. Sobald die wilden Pferde dieſe gewahr werden, nähern ſie ſich, locken ſie, miſchen ſich unter ſie, ſchmeicheln ihnen, liebkoſen ſie durch ein ſonderbar modulirtes Wiehern, und bringen ſie hierdurch endlich ſo weit, daß ſie mit ihnen davon fliehen.

Von den Pferden von Paraguay beweiſet Azara durch gültige Zeugniſſe die außerordentliche Merkwürdigkeit, daß dort mehr als einmal gehörnte Pferde vorgekommen ſind. Ein ſolches Pferd ward, aus ſeinem Vaterlande Chile, nach Buenos-Ayres gebracht, und von ſehr vielen Perſonen geſehen. Es hatte zwei 3 Zoll lange Hörner hinter den Ohren. Obgleich

von ſanftem Naturell, gerieth es dennoch, gereizt, in Zorn, und ſodann bot es, gleich dem aufgebrachten Ochſen, mit geſenktem Kopfe die Hörner zur Vertheidigung dar. Dies Thier lebte noch in dem Hauſe des Alcade von Buenos-Ayres vor einigen Jahren.

Ein ähnliches Monſtrum ſah man gleichfalls zu Santa Fe de la Vera Cruz; dies hatte Hörner von 4 Zoll.

Eine vielleicht noch größere Merkwürdigkeit von Chile iſt aber die neue Thierart, ein Pferd mit geſpaltenem Huf, gleichſam der Uebergang der wiederkäuenden Quadrupeden zu den einhufigen. Der Weltumſegler Wallis bemerkte zuerſt dies Thier in der Magellansſtraße, unweit Cordes-bay (gegen 53¾°). Bei dem Anſehen eines Eſels, ſagt er, hatte er geſpaltene Klauen und die Geſchwindigkeit des Hirſches. Molina gab uns die beſtimmtere Kenntniß von dem Huemal oder Guemal, ſo nennt man dies Thier in Chile. Dieſem Naturaliſten iſt es das zweihufige Pferd (Equus pedibus bisulcis). Die Zähne kommen mit denen des Pferdes völlig überein; ſeine Taille, die Farbe und das Haar ſind wie beim Eſel; allein Kopf, Hals und Anſehen ſind viel ſchöner, und ſein Wiehern iſt faſt wie beim Pferde; dabei übertrifft es ſogar das Guanicoe an Schnelligkeit, und bewohnt die unzugänglichſten Theile der ſüdlichen Andes.

Der Reichthum an Säugthieren des Oceans, der Chile beſpült, iſt groß; wir wollen ſeiner bei den Inſeln erwähnen.

Auch die Ornithologie bietet hier ein großes Feld dar. Von Landvögeln zählt Molina 135 Arten; die Anzahl der Seevögel würde ſchwer ſeyn anzugeben. Nur allein das Geſchlecht der Möven befaßt über 26 Arten, und andere Geſchlechter ſind nicht minder zahlreich. Die Nähe der Andes und die daher erwachſende Verſchiedenheit des Klimas macht vielen Vögeln die Wanderung ſehr leicht. Sie gehen, um in dem káltern Klima zu hecken, nur näher zu dem Gebirge hinauf, und kehren im Winter mit ihrer neuen Nachkommenſchaft zurück.

Hier findet ſich ebenfalls der amerikaniſche Straus (Struthio Rhea), und unter den großen Strandläufern oder Sumpfvögeln kommt auch eine große Art der Spornflügel (Parra) vor; man nennt ihn hier Thegel, in Braſilien Jacane. Dies unſchädliche, aber muthige, durch die Sporen an der Biegung des erſten Gelenks der Flügel gut bewaffnete Thier, lebt paarweiſe. Wenn er bemerkt, daß man ſein Neſt aufſucht, verbergen ſich Männchen und Weibchen im hohen Graſe unweit des Neſtes. Kaum nähert man ſich dieſem, dann ſtürzen beide auf den Jäger los, und ſchlagen mit ihren bewaffneten Flügeln auf ihn zu, um ihre Junge zu ſchützen.

Chile hat ſechs Arten verſchiedener Reiher. Hierunter iſt vorzüglich einer der größten bemerkenswerth, da er durchaus

weiß iſt, und daneben einen trefflichen rothen Federbuſch trägt, der ihm bis auf den Rücken hinabfällt.

Nicht weniger zeichnet ſich von den vielen hieſigen Gänſe-arten der chileſche Schwan aus (Anas rostro semicylindrico rubro, capite nigro, corpore albo Mol.). Er hat völlig die Größe unſers Schwans; ſein ganzer Körper iſt vom ſchönſten Weiß; allein der Kopf und die Hälfte des Halſes glänzend ſchwarz.

Das dem Reiher ziemlich nahe verwandte Geſchlecht, der Flamant (Phoenicopterus), enthält einen ſehr vorzüglichen Vogel. Er iſt 5 Fuß hoch, ſein ganzer Körper iſt vom ſchönſten Roth; allein die Schwungfedern ſind glänzend weiß. Die Höhe der Beine verhindert den Vogel niedrig zu brüten. Zu dem Ende bauet er ſein Neſt in Form eines Kegels, anderthalb Fuß hoch; hiervon iſt dann nur die abgeſtumpfte ausgehöhlte Spitze mit feinen Daunen für die Eier ausgefüttert, und die Mutter brütet in einer ſitzenden Stellung. Wegen des trefflichen Gefieders wird dieſen Vögeln von den Araukern ſehr nachgeſtellt. Man ſagt, daß dieſe klugen Thiere daher ſtets einen der Ihrigen auf Schildwache ſtellen, während daß die Uebrigen freſſen. So viel iſt wahr, es iſt äußerſt ſchwierig, ſich ihnen bis zur Schußweite zu nähern.

Nur im Allgemeinen mag es hinreichen anzuzeigen, daß hier das Geſchlecht der Droſſeln und kleinern Sangvögel ſehr zahlreich iſt, und daß mehrere ſich durch ihre Stimme auszeichnen. Von den drei Arten zahlreicher Papageien richtet der grüne langgeſchwänzte, durch ſeine ungeheure Schaaren, kaum glaubliche Verheerungen an; und da ihr Fleiſch ſehr ſchmackhaft iſt, ſo überfallen die berittenen Landleute ihre zahlloſen Horden unerwartet auf den Fruchtfeldern, und tödten ſie mit langen Stangen.

Unter den kleineren Vögeln führt Molina ein neues Geſchlecht auf. Er nennt es Phytotoma (Phytotoma rara), weil die einzige ihm davon bekannt gewordene Art einen ſonderbaren Trieb äußert, die Pflanzen, oder vielmehr ihre unterſten Blätter, oft bis zur Wurzel mit dem Schnabel abzureißen oder abzuſchneiden; das Beiwort rara nimmt er von dem Ton, den der Vogel oft hören läßt. Er iſt grau, die Schwungfedern ſind ſchwarz an den Spitzen, er hat die Größe einer Wachtel, dabei einen ſtarken gezähnten Schnabel, der einen halben Zoll lang iſt; er lebt von Pflanzen.

Da außer ein Paar andern, minder merkwürdigen Raubvögeln, der Condor auch in Chile einheimiſch iſt, ſo verdient Folgendes aus den nun erſchienenen trefflichen Nachrichten über dieſen Vogel von Hrn. v. Humboldt der vormaligen kurzen Anzeige hinzugeſetzt zu werden.

Der Condor (Vultur caruncula verticali, oblonga, inte-

gra, gula nuda, torque albo, reliquo corpore ex atro cinerascente v. H.) oder wie man eigentlich ſchreiben ſollte, Cuntur, heißt in Chile Manque. Er hält vom Kopfe bis zu Ende des Schwanzes etwas über drei Pariſer Fuß (mittlere Größe) und 9 Fuß die Weite der ausgebreiteten Flügel; außerordentlich große Vögel halten wohl gegen 14 Fuß. Seine aufrechte Höhe fand v. Humboldt 2 Fuß 8 Zoll. Der faſt 2 Zoll lange, ſehr ſtark gebogene Schnabel iſt von der Wurzel bis zur Mitte bräunlich, ſodann bis zur Spitze weiß; die obere Kinnlade ragt über die untere hervor. In dem ſehr lebhaften Auge iſt der Augapfel purpurfarb, die großen Ohren werden von den Hautrunzeln der Schläfe bedeckt. Kopf und Hals ſind kahl, bräunlichroth und voll vieler Runzeln; hin und wieder ſtehen einzelne ſtraffe Haare. Die runzlichte Haut verlängert ſich bei dem Männchen unten an der Kehle in einen häutigen herabhangenden Lappen von ähnlicher Farbe, faſt wie bei dem Truthahn. Den Scheitel des Männchens bedeckt ein ovaler fleiſchig-knorpelichter Kamm; er tritt faſt bis zur Mitte des Schnabels hervor, allein ohne dort, wie auf dem Scheitel, feſtzuſitzen, iſt er vielmehr tief ausgeſchnitten, und läßt einen Raum für die Naſenlöcher; ohne dieſe Bildung würde der Geruch, der bei dem Thiere von außerordentlicher Stärke iſt, vermindert werden. Beide Geſchlechter ziert ein ſchöner Halskragen von weißen weichen Federn; er läuft bis zur Bruſt hinab. Oftmals verbirgt der Vogel durch Zurückziehen hierin den Hals. Im Affekt ſchwillt die Nackenhaut wie beim Truthahn.

Die Hauptfarbe des Thiers iſt ſchwarz, oder doch ſchwärzlichgrau. Außer dem Halskragen iſt noch der letzte Theil der Federn, die die Schwungfedern decken, weiß, bei dem Weibchen hingegen gräulich ſchwarz. Durch dieſen weißen Spiegel zeichnet ſich erſteres ſehr vortheilhaft aus. Der keilförmige kurze Schwanz iſt in beiden Geſchlechtern eben ſo dunkel, als der ganze übrige Körper. Die Füße ſind mit bläulich ſchwarzen Schuppen bedeckt; ſie haben vier Zehen, wovon der eine ſehr viel kürzer iſt, als die übrigen; ſie ſind durch eine Haut mit einander verbunden. Die Klauen oder Krallen ſind ſehr ſtark, aber nicht ſehr gebogen. Die längſte hielt 2 Zoll.

Es iſt nicht ſowohl die Größe als der Muth und die Stärke, wodurch ſich der Condor auszeichnet, und die außerordentliche Höhe, in welcher er gewöhnlich lebt, gibt ihm einen noch größern Ruf. Er bewohnt in Geſellſchaft des Llacma die größte und höchſte Gebirgskette der Erde, vom Aequator an bis hinab gegen die Magellans-Straße, auf einer Strecke von 900 Seemeilen; denn in dieſer Straße ward der Condor geſchoſſen, welcher ſich noch jetzt im Leverſchen Muſeo zu London befindet; vielleicht der einzige in Europa. Selbſt ſein Neſt bauet er öftmals auf Felſen dicht an der Schneelinie. Er liebt über=

haupt die höchſten Luftregionen, und verweilt nur ſo lange in den Niederungen, als ihn ſeine Jagd dazu zwingt. Bei heiterm Himmel hält er von einer ungeheuern Höhe gleichſam eine General-Revüe über ein vaſtes Gebiet; aus ſolcher Höhe ſtürzt er mit einer kaum glaublichen Schnelligkeit auf ſeine Beute herab.

Sein Muth iſt kraftvoll. Zwei Condor greifen ein Kalb, ja den jugendlichen Puma (den ſogenannten Löwen von Amerika, Felis Concolor) an. Sie jagen und verwunden die junge Kuh ſo daurend, daß das Thier endlich zu Boden ſinkt, und erhitzt die Zunge hervorſtreckt. Dieſe faßt der Condor ſofort, reißt ihr bald darauf die Augen aus, und ſo ſtirbt endlich das unglückliche Thier langſam hinweg.

Hat ſich der Vogel völlig geſättigt, ſo ſitzt er phlegmatiſch und traurig, und erhebt ſich nur höchſt ſchwerfällig. Hierauf gründet ſich die berühmte Jagd, womit man in Peru beſonders den Fremden beluſtigt. Eine hierzu getödtete Kuh lockt binnen Kurzem mehrere dieſer großen Geier herbei. Sie freſſen mit unbeſchreiblicher Gier, fangen ihr Mahl ſtets mit der Zunge und den Augen an, ſodann reißen ſie das Thier von hinten auf, um ſogleich zu den Eingeweiden zu kommen, und füllen nun ihre Mägen ſo außerordentlich an, daß ſie völlig überladen in eine Art von Unbehülflichkeit fallen, die ihnen nicht erlaubt, ſich ſchnell in die Luft zu ſchwingen. Dann brechen die im Hinterhalte laurenden Indier hervor, werfen Schlingen über ſie und fangen ſie früher, als ſie ſich von dem Boden erheben können. Oftmals verurſacht der Schrecken und die heftige Bewegung, wodurch ſie ſich anſtrengen, dem Jäger zu entkommen, daß ſie ihr übermäßiges Mahl wieder von ſich geben, und auf dieſe Weiſe erleichtert, glücklich in die Höhe ſteigen. Wehe aber dem Condor, wenn er gefangen wird! da er den Indiern ſo vielfachen Schaden zufügt, ſo ſuchen ſie dann durch grauſame Martern ſich an ihm zu rächen.

In der Gefangenſchaft iſt der Condor anfangs traurig, bald darauf wird er aber bösartig; es iſt gefährlich ſich ihm zu nähern. Das Leben des Vogels iſt äußerſt zähe, auch hat die Natur trefflich für ſeine Erhaltung geſorgt. Hr. von Humbold ſah einen Condor würgen und bei dem Stricke aufhängen. Man zog ihn ſogar in dieſem Zuſtande bei den Füßen. Kaum löſete man die Stricke, ſo gieng der Vogel gleich darauf wieder umher. Hierauf feuerte man drei Piſtolenſchüſſe aus der geringen Diſtanz von 4 Schritten auf ihn ab. Alle trafen; er ward am Halſe, in der Bruſt und im Bauche verwundet, dennoch erhielt er ſich noch aufrecht. Eine vierte Kugel traf den Schenkel und fiel zurück geprellt zur Erde. Ulloa bezeugt gleichfalls, daß oftmals in den kältern, höheren Regionen

bis auf 10 Kugeln den Condor getroffen, aber ohne ihm weiter ſchädlich geweſen zu ſeyn.

Die Flüſſe und Seen ſind reich an Fiſchen und Krebſen. Molina nennt mehrere Arten von Karpfen, auch Forellen, und einen dort eigenen Wels (Silurus Chilensis) von trefflichem Geſchmack. Anſon gedenkt ſeiner unter dem Namen des Schornſteinfegers, Chimney sweeper.

An Amphibien ſcheint Chile unverhältnißmäßig arm zu ſeyn; vielleicht war dieſe Abtheilung des Thierreichs eben ſo wenig das Lieblingsfach des Molina, als die Entomologie. Er zählt nur drei Arten dort eigener, gehender Amphibien, zwei Fröſche und eine Eidechſe; die übrigen ſollen mit den europäiſchen einerlei ſeyn.

Inſekten gibt es zwar viele, denn Molina führt im Vorbeigehen mehrere Heuſchrecken, Laternenträger und andere Inſekten an; allein für die Erweiterung der Entomologie hat er nur äußerſt dürftig geſorgt. Was ſind drei Arten Tag- und Nachtfalter, ein Paar Hymenoptern, für ein ſo großes Land unter einem ſchönen Klima? Indeß iſt doch hierunter eine Merkwürdigkeit. Die Raupe eines kleinen Nachtfalters (Phalaena ceraria Mol.) klebt ihre Verwandlungshülſe mit dem Harze des Chilca, und bringt dadurch eine Art von weißem Wachs hervor, das aber durch die Luft braun wird. Man kocht das Wachs aus den Cocons, und bedient ſich ſeiner nur als Pech beim Calfatern der Schiffe. Auch eine Gallweſpe (Cynips) erzeugt hier eine ähnliche zähe, ölichte Materie. Es gibt aber überdies noch mehrere Weſpen und auch Arten wilder Bienen, von welchen man brauchbaren Honig gewinnt. Eine neue Spinnenart verdient noch unſere Aufmerkſamkeit. Obgleich faſt eben ſo groß, als die berühmte Vogelſpinne (Aranea avicul. L.), denn ihr Leib hat die Größe eines kleinen Hühnereies, iſt ſie dennoch ſo harmlos, daß die Kinder mit ihr ſpielen, ja ihr ſogar die großen Fangzähne (Klauen der Kinnlade) ausbrechen; man hält dieſe nämlich für ein Mittel gegen das Zahnweh. Dieſe große Spinne (Aranea scrofa Mol.) iſt braun und behaart, hat ſtarke haarigte Beine, vier Augen, die vorn an der Stirn ein Viereck bilden, und lebt unter der Erde, oder wohl nur wie verſchiedene der unſrigen, in kleinen Höhlen des Raſens und Geſteins.

Das Geſchlecht der Krebſe iſt von Molina noch am meiſten beobachtet, und daher bereichert. Er nennt dort ſieben verſchiedene, zum Theil neue Arten. Der Maurer (Cancer cementarius Mol.) zeigt ein ſonderbares Talent. Er lebt in allen dortigen Flüſſen und erbauet ſich 6 Zoll lange cylinderförmige Wohnungen, die vermittelſt eines kleinen Kanals mit dem Bette des Fluſſes in Verbindung ſtehen, und das Waſſer zulaſſen. Das Thier iſt gegen 8 Zoll groß, braun mit rothen

Streifen; es wird wegen ſeines wohlſchmeckenden Fleiſches häufig gefangen. Chile hat gleichfalls Scorpione; ihr Stich iſt aber unbedeutend. Eben ſo unſchädlich iſt die bis jetzt einzige dort bekannte Schlangenart (Colub. Aesculapii L.).

Das Gewürm (Mollusca) iſt hier ſehr zahlreich. Ein neues Geſchlecht führt Molina auf, unter dem Namen Pyura. Es iſt aber eine wirkliche Meerſcheide (Ascidia L.), die geſellig zuſammen wohnt in einer Art von ledernen Schläuchen, welche inwendig in zehn verſchiedene Kammern getheilt ſind.

Der Erwähnung der Fiſche und der übrigen Seethiere mag eine kurze Ueberſicht der Inſeln vorhergehen, welche zu Chile gerechnet werden.

Das Königreich Chile begreift nämlich drei durch die Natur ſelbſt von einander abgeſonderte Theile. Der erſte enthält das große Gebiet zwiſchen dem Meere und den Andes; der zweite war der eigentlich gebirgigte Theil; der dritte, jetzt noch zu erläuternde, befaßt dann die Inſeln.

An den nördlichſten Küſten von Chile finden ſich zuerſt innerhalb des 29ſten Breitengrades drei unbewohnte Inſeln, Mugillon, Totoral und Pajaro; ſie gehören zu Coquimbo und halten etwa 1 bis 1½ Meile im Umfange.

Wichtiger in jeder Hinſicht ſind die ſüdlicher liegenden Fernandez-Inſeln. Die Hauptinſel, Inſel de Tierra (34° 10′ ſüdl. Br. und 79° 37′ weſtl. L. von London) und die weit kleinere unbedeutende Inſel Fuera oder Maſa fuera. Die große Inſel ſoll ihren Namen von ihrem Entdecker, einem Spanier, Fernandez, erhalten haben, der ſich hier auch auf einige Zeit anſiedelte. Sie iſt etwa drittehalb geogr. Meilen lang und ½ Meile breit. Sie iſt nur theilweiſe gebirgig; die nördliche Hälfte hat rauhe und hohe Berge, indeß ſind ſie noch mit Bäumen bedeckt. Das ſehr lockere Erdreich läßt aber davon viele vertrocknen. Denn einige ſelbſt ſtarke Bäume ſtehen darin ſo wenig feſt, daß ſie durch eine geringe Kraft ausgeriſſen werden. Admiral Anſon verlor hierdurch einen tüchtigen Seemann. Dieſer, da er in dem Gebirge Jagd auf die Ziegen machte, deren es dort ſehr viele gab, ergriff an einer abhängigen Stelle den Zweig eines Baums. Der ganze Baum gab nach, und der Matroſe fiel herab. Im Fall ſelbſt erwiſchte er zwar den Zweig eines zweiten Baums; allein da dieſer nicht weniger locker ſtand, ſo ſtürzte der Unglückliche zwiſchen die Felſen, und ward zerſchmettert.

Der ſüdlichſte Theil der Inſel iſt aber von jenem erſten ſehr verſchieden. Er iſt dürre, ſteinig, flach und ohne Waldung. Die Schiffe beſuchen ihn auch nicht wegen Mangel an friſchem Waſſer. Dagegen hat zwar die Nordſeite, von weitem her geſehen, wegen der ſchroffen Gebirge ein düſteres Anſehen; allein ſo wie man ſich ihr nähert, heitert ſich alles auf. Klare Bäche

rieſeln von den waldigten Gebirgen in ſchöne Thäler hinab, und bilden romantiſche Landſchaften. Daneben ſind die hier von Habichten, Amſeln und Colibris belebten Wälder nicht durch Unterholz unwegſam gemacht; man ſteigt daher unter dem Schatten der hohen, zum Theil Wohlgeruch duftenden Bäume ungehindert die Berge hinan. Der offne Platz, woſelbſt Lord Anſon, um Waſſer einzunehmen, ſein Zelt aufgeſchlagen hatte, bildete ein treffliches Amphitheater. Im Vordergrunde die ſchönſte Graſung, eingefaßt von hohen Myrtenbäumen; hinter dieſen ſtieg das Gebirge empor, und ſandte zwei helle Bäche in dies reizende Thal.

Die Waldungen ſelbſt enthalten hauptſächlich große Myrtenbäume (wahrſcheinlich Myrtus maxima Mol.); dieſe wächst 70 Fuß hoch, und iſt vorzüglich als Bauholz brauchbar. Ihr Wipfel iſt faſt wie durch Kunſt cirkelförmig; an der Rinde des Baums ſetzt ſich ein Moos an, das nach Zwiebeln riecht und ſchmeckt. Anſons Matroſen bedienten ſich deſſelben wirklich ſtatt des Knoblauchs.

Ferner kommen hier von Baumarten vor: das rothe und gelbe Santalholz; eine Palmart, Chonta, und der Pimento-Pfeffer. Auch erzeugt der Boden viele antiſcorbutiſche und andere Medicinal-Kräuter. Anſon, dem die Vortheile, welche er von dieſer Inſel für ſein Geſchwader erhielt, die Schönheit des Himmels und der Gegenden beſondere Vorliebe für Juan Fernandez eingeflößt hatten, ſäete mehrere Arten brauchbare Küchengewächſe, ſo wie auch Steine von Pfirſchen; und er erfuhr nachmals, daß dies alles ſehr gut bekommen ſey.

Von Quadrupeden fanden ſich nur Ziegen, Hunde, einige Katzen und unſere Ratte. Den Ziegen (ſie werden wegen ihres wohlſchmeckenden Fleiſches von den Spaniern ſehr geſucht) machen die Hunde, welche gleichfalls von den Spaniern hieher geführt ſind, beſtändig den Krieg. Sie haben ſich daher auf die unzugänglichſten Höhen zurück gezogen.

Es ſind aber nicht blos die reizenden Gegenden, die guten Ankerplätze, beſonders Cumberlandsbay, das ſchöne Klima, das friſche Waſſer und die geſunden ſchmackhaften Vegetabilien, wodurch dieſe Inſel dem Seemann ſo einladend wird. Das Meer ſelbſt bietet hier einen Ueberfluß der vorzüglichſten animaliſchen Bedürfniſſe dar.

Bevor wir von dieſen die wichtigſten angeben, müſſen wir mit ein Paar Worten der kleinen Nebeninſel Maſa fuera gedenken. Carterets neueren Reiſe-Nachrichten zufolge, liegt ſie unter 33° 45′ ſüdl. Breite und 80° 45′ weſtl. Länge von London, und iſt etwa nach Weſten 35 Seemeilen von J. Fernandez entfernt. Zwar hat ſie noch ein wilderes, ſchrofferes Gebirge; dennoch trifft man auch hier hinreichende Waldung und ſchöne Caſcaden von friſchem Waſſer.

In Anſehung der Landungsplätze zieht Carteret ſie ſelbſt jener größern Inſel vor, auch iſt ſie weit reichlicher mit Ziegen beſetzt. Für den Seemann zeichnet ſie ſich noch beſonders dadurch aus, daß ſich an ihrem ſüdweſtl. Ende eine ſonderbar große Oeffnung befindet; der Felſen iſt hier gänzlich durchbohrt, man ſieht gleichſam durch die Inſel hindurch; ſie dient zugleich den Schiffen einen ſehr guten Ankerplatz in ihrer Nähe aufzufinden.

Unter den Reichthümern, die das Meer um beide Inſeln darbietet, gehört dem Seelöwen Lama des Molina, einer der erſten Plätze. Dieſes mächtige Thier (Phoca leonina capite antice cristato Linn.), oft von 22 Fuß Länge und 15 Fuß Umfang unweit der Bruſt, iſt ſowohl durch ſeine Geſtalt, als durch ſeine Lebensweiſe merkwürdig. Den Mann zeichnet die kammähnlich aufgeblaſene Naſenhaut aus. Da ſie ſelbſt über die Vorderlippe fällt, ſo bildet ſie etwas Aehnliches von einem Rüſſel, daher nennen ihn die Chileſen den See-Elephanten. Dem Weibchen, welches zugleich beträchtlich kleiner iſt, fehlt dieſer Kamm; Molina ſagt indeß, es habe eine Spur einer ähnlichen Erhöhung.

Dies Thier hat ein ſehr ſtarkes Hundegebiß, und iſt, wenn es gereizt wird, deshalb furchtbar. Die Hundszähne der Unterkinnlade treten auf 4 Zoll hervor, und verſtärken einigermaßen die Aehnlichkeit mit dem Elephanten. Die Farbe des kurzhaarigen Pelzes iſt gewöhnlich braun, jedoch von verſchiedenen Nüancen. Die Ohren ſind, genau betrachtet, 4 bis 5 Linien hoch, und den Hundsohren ähnlich. Die Vorderfüße treten aus dem Leibe hervor und die 5 Zehen ſind deutlich mit Nägeln verſehen; die kurzen Hinterbeine laufen aber mit dem Schwanze aus und berühren die Erde nicht. Die See-Elephanten haben ein zähes Leben, ſind ſehr blutreich und halten eine erſtaunliche Quantität Fett oder Thran. Ein männliches Thier gab verwundet in weniger als einer Viertelſtunde 30 Quartier Blut von ſich; und ſelbſt, nachdem andere bereits über 20 Quartier verloren hatten, waren ſie noch hinreichend ſtark, um ihres ſchwerfälligen Gehens oder Schleppens ungeachtet, ſich eine anſehnliche Strecke bis zum Meere hin zu ziehen. Aus einem einzigen Thiere erhielten Anſons Leute gegen 500 Pariſer Pinten Thran; Pernetti gibt 4 Tonnen Thran an.

Ihre Stimme iſt mehrerer Modulationen fähig; man hört ein Brüllen, ein grobes Grunzen und Wiehern, ein tiefes Pfeifen, und bei den Jungen eine Art Blöcken.

Merkwürdig iſt bei dem Männchen der heftige Trieb zur Fortpflanzung, ſo wie die Menge ihrer Weiber und die Liebe der Mütter zu ihren Jungen. Die See-Elephanten halten ſehr blutige Kämpfe um die Weiber; während des Kampfs bleiben die letztern ruhig. Der Sieger führt dann ein ganzes Serail

mit ſich fort. Anſons Seeleute nannten daher den ſtärkſten Kämpfer, den Baſſa. Er lag umgeben von ſeinen Weibern, und kein anderer Mann durfte ſich ihnen nähern; allein wie theuer er dieſes Vorrecht errungen hatte, bewieſen die vielen Narben des ganzen Körpers.

Hauptſächlich zu Anfang des dortigen Winters kommen ſie ans Land, und dann gebären die Weibchen höchſtens ein Paar Junge; dieſe ſäugen und hegen ſie mit wahrer Mutterliebe. Ein Matroſe, der ein getödtetes Junge zerlegte, ward von der Mutter plötzlich überfallen, und am Schädel ſo heftig zerbiſſen, daß er aller angewandten Sorgfalt ungeachtet in wenig Tagen ſtarb.

Die zweite hier zu erwähnende Phoke führt mit größerm Recht den Namen des Seelöwen; in dem ſchätzbaren Schreberſchen Werke heißt ſie der zottige Seelöwe (Phoca jubata L.). Ihre Mähne, ihre noch ſtärkeren Zähne und ihre minder plumpe Geſtalt, geben ihr Vorzüge vor der erſten. Bei den Indiern heißt dieſe Phoke ſehr paßlich Thapel-lame, Gemähnte Lame. Sie ernährt ſich wie der Meer-Elephant von Seegras, von Fiſchen und übrigen animaliſchen Seeprodukten, auch von Seevögeln, die nicht ſchwer zu erhaſchen ſtehen, wie z. B. Pinguinen. Pernetty gibt ihnen eine Länge von 25 Fuß, und Steller das Gewicht ſelbſt von 40 Pud (1600 Pfund). Ihre Lebensart iſt gleichfalls der der vorigen Art ähnlich.

Ueberdies werden dieſe Gewäſſer noch von mehrern kleinern Phoken bewohnt *). In großer Menge kommen ſie auf allen Inſeln von Chile oftmals an das Land, und da ſie leicht zu tödten ſind, ſo gewähren das Herz und das Geſchlinge nicht nur eine genießbare Speiſe für den Seemann, ſondern ihr vorzüglicher Thran einen wichtigen Handelsartikel.

Dies iſt denn gleichfalls der Fall mit den Wallfiſcharten, womit dieſe Meere ſo reichlich verſehen ſind. Sowohl der größte Wallfiſch, als der Schnabelfiſch (Balaena Boops L.) leben um die Inſeln von Chile, desgleichen eine Menge Haien, Doraden, Seedrachen und Baifiſche. Vorzüglich aber ſind als Nahrungs- und Handelsartikel wichtig der Chileſiſche Meerhecht (Esox Chilensis Mol.) und der Stockfiſch (Gadus Morhua). Der Meerhecht hält gegen 4 Fuß in die Länge, hat weißes, faſt durchſichtiges, ſehr ſchmackhaftes Fleiſch, und wird von den Indiern des Chileſiſchen Archipels ausgeweidet, und nachdem er in Seewaſſer 24 Stunden gelegen, geräuchert. Man legt dann 100 Fiſche paketweiſe zuſammen, und verkauft jedes zu 12 bis 15 Livres.

Vom Stockfiſch kommen, beſonders bei Juan Fernandez,

*) Man ſ. das 3te Bändchen.

mehrere Arten in eben ſo großem Ueberfluſſe vor, als bei Terre neuve. Sie zeigen ſich im November und December unweit der gegenüberliegenden Küſte von Chile. Seit verſchiedenen Jahren hat ein Franzoſe, Namens Luiſon, eine ordentliche Fiſcherei davon in der Seeſtadt Valparaiſo mit dem beſten Erfolg errichtet.

Von den vielen andern eßbaren Fiſchen dieſer Meere fangen die Küſtenbewohner des Chileſiſchen Archipels eine bedeutende Anzahl vermittelſt einer eigenen Vorrichtung. In die Mündungen der Flüſſe werden Palliſaden gerammelt, die eine Oeffnung gegen das Meer zu haben. Bei der Fluth treten eine Menge Fiſche, Krebſe und andere Seethiere hier hinein; ſo bald das Zurücktreten des Meeres, die Ebbe, merkbar wird, wird dieſe Oeffnung verſchloſſen. Bei völliger Ebbe bleiben dann alle dieſe Fiſche auf dem Trocknen liegen, und werden eine Beute der Indier.

Die Inſel Fernandez dürfen wir nicht verlaſſen, ohne eine ihrer größten Merkwürdigkeiten manchem Leſer wieder ins Gedächtniß zurück zu rufen. Wem iſt wohl nicht der berühmte Robinſon Cruſoe bekannt? aber vielleicht nicht alle wiſſen, daß dieſer lehrreiche Roman durch Juan Fernandez ſein Daſeyn erhielt.

Der engliſche Capitain Stradling bekam im Jahre 1704 Zwiſtigkeit mit ſeinem Steuermann, Alexander Selkirk, aus Largo in der Schottiſchen Grafſchaft Fife gebürtig. Das Schiff, der Cinque Port, befand ſich damals unweit Juan Fernandez, und der Capitain beſtrafte des Steuermanns Ungehorſam dadurch, daß er ihn hier ausſetzte und ihn auf dieſer unbewohnten Inſel zurück ließ. Ganz hülflos übergab er ihn freilich dieſer Einöde nicht; er ließ ihm außer ſeinen Kleidern, ein Bett, eine Flinte, nebſt einigen Pfunden Pulver und Blei; Tabak, eine Axt, ein Meſſer, einen Keſſel, eine Bibel, einige Andachts- und Navigations-Bücher und dazu gehörende Inſtrumente. Jetzt fand ſich Selkirk ohne weitere menſchliche Hülfe; indeß blieb ihm noch ſtets die Hoffnung zu einer baldigen Erlöſung. Es war ihm ein ähnliches Beiſpiel bekannt. Man hatte ſchon vormals dort zwei Seeleute zur Strafe ausgeſetzt, ſie waren nach 6 Monaten wieder zurückgeholt. Er ſuchte jetzt ungeſäumt die erſten Bedürfniſſe des Lebens zu befriedigen. Die wenigen ihm gelaſſenen Lebensmittel ſtillten Anfangs den Hunger, aber er bedurfte eines Obdachs. Aus Baumzweigen errichtete er eine Hütte und deckte ſie mit Binſen. Nun wagte er ſich mit geladenem Gewehr weiter landeinwärts, und ſtieß auf eine große Anzahl von Ziegen; ſie waren in früheren Zeiten von den Spaniern hieher gebracht. Er erlegte ihrer ſehr leicht eine beträchtliche Anzahl; hierdurch hatte er Nahrung und beſſere Bedeckung, denn mit den Fellen tapezierte er ſein Haus.

Ein Seemann iſt mehr als irgend Jemand fortdaurend an

enge Geſellſchaft gewöhnt. In einem kleinen Raum mit einer bedeutenden Zahl Menſchen eingeſchloſſen und von ihnen umgeben, mangelt es ihm keinen Augenblick an Unterredung. Dadurch, und durch die gemeinſchaftlichen Bedürfniſſe und Gefahren erzeugen ſich feſte Freundſchaften und die engſten Familien-Verbündniſſe. Hiernach denke man ſich Selkirk plötzlich ohne allen Umgang, ohne alle Unterhaltung, ja ohne alle menſchliche Hülfe, durch den weiten Ocean vom feſten Lande, und auf mehrere tauſend Meilen von dem Vaterlande getrennt! Die wenigen Lebensmittel waren ſchnell verzehrt, ſein Pulver bald verbraucht, ſein jetziger Aufenthalt, die Inſel, ihm völlig unbekannt, alles um ihn her war ſtumm; nur etwa das Gezwitſcher der Vögel, der Laut einer von ihm gejagten Ziege, und endlich das Rieſeln des Bachs oder das Schlagen der Wellen bewieſen ihm noch das Leben der Natur.

Dieſe Melancholie überwältigte den Verlaſſenen, und nun erwachte lebhafter als je zuvor bei ihm die troſtreiche Erinnerung an eine Vorſicht.

O! es gewährt ſchon eine Scene von höchſter Feier und ernſter Rührung, wenn eine kleine Menſchenzahl auf dem unbedeutenden Holze, dem Schiffe, um ſich den ungemeſſenen Horizont, ohne einen feſten Gegenſtand, unter ſich die grauenvolle Tiefe des Oceans, über ſich die vaſte Decke des Himmels, daher ſchwimmt, und im Vertrauen auf eine weiſe, mächtige Führung, am ſtillen Abend in dieſer unermeßlichen Einöde ihre Stimme um Schutz und Hülfe vertrauenvoll im lauten Geſange emporſchickt. Wie viel tiefer erſchüttert kniete wohl hier der einzelne, von allen verlaſſene Menſch, zum Gebet und zum religiöſen Geſange! Täglich ſtärkte ſich Selkirk durch das Abſingen der Pſalmen in ſeiner größern Wohnung.

Denn, durch Religion erheitert, ſchwand ihm endlich jene Schwermuth, und er ſetzte getroſt ſeine Arbeiten fort. Er bauete ein zweites Häuschen, das ihm zur Küche dienen ſollte, um darin das Ziegenfleiſch und die Fiſche zu braten. Da die Kleider durch die Zeit und die Jagd bald abgenutzt wurden, ſo verfertigte er ſich ein Gewand von Ziegenfellen. Ein Nagel diente ihm hierbei zur Nadel, und den Zwirn erſetzten dünne, aus den Fellen geſchnittene Riemen. Aus der wenigen Leinewand, die man ihm zurückgelaſſen hatte, verfertigte er Hemden; zum Zwirn dienten ihm hierbei Fäden, welche er aus ſeinen alten Strümpfen zog. Da ihm auch ſein einziges Meſſer völlig unbrauchbar geworden war, ſo brachte er aus den Stücken einiger eiſernen Ringe, die er am Ufer vorfand, neue Meſſer zu Stande.

Indeß war nun auch das Pulver verbraucht; er mußte auf eine andere Art denken, ſich der Ziegen zu bemächtigen. Seine Jugend und das tägliche Umherſtreifen gaben ihm Stärke und

Geſchwindigkeit, um ſie lebendig zu fangen. Durch ſtete Uebung entgiengen ihm dieſe Thiere nicht mehr weder in den Waldungen, noch ſelbſt auf den Anhöhen und Felſen. Seine Geſchwindigkeit ſtieg ſo hoch, daß, als der Cap. Rogers eines Tages mit ihm in Begleitung einiger Windhunde, die ſich am Bord befanden, auf die Ziegenjagd gieng, ſo ließ Selkirk dieſe und alle die beſten Läufer der Schiffsmannſchaft hinter ſich zurück, und ergriff die Ziegen im Laufe. Hierbei erhielten ſeine Füße eine kaum glaubliche Härte. Die Schuhe waren längſt abgeriſſen; allein das ſcharfeckigſte Geſtein ertrug ſeine nackte Sohle unverletzt. Freilich erkaufte er die Fertigkeit eines Läufers theuer. So ward er einſt beim Verfolgen der Ziegen von ſeiner Hitze fortgeriſſen, und ſtürzte von einem hohen Felſen herab. Er war dem Thiere nur gefolgt, denn dieſes fand er, da er aus ſeiner Sinnloſigkeit von dem Sturze wieder erwachte, todt unter ſich.

Ein neues Nahrungsmittel bot ſich ihm in den Rüben dar, welche Dampiers Mannſchaft hier zuvor ausgeſäet hatte; auch lieferte das Meer eine Menge Fiſche, und auf einer ſehr ſteilen Anhöhe entdeckte er eine Art eßbarer Pflaumen. Stets fehlte ihm aber Salz, ſowohl für die Fiſche, als für das Fleiſch der Ziegen, und ſo ungenießbar beides Anfangs ungeſalzen ſchien, ſo gewöhnte ſich ſein Gaum bald zu den unſchmackhaften Speiſen. Der hier vorgefundene Pimento-Pfeffer erleichterte ihm die Verdauung.

Feuer zum Braten und Kochen hatte er, bald nachdem ihm ſein Pulver mangelte, vermittelſt des Aneinanderreibens zweier Stücke jenes Pfefferholzes anzumachen gelernt. Auf die Weiſe fing ſeine Lage an bequemer zu werden, als er eine Menge Geſellſchafter erhielt, die ſie ihm von neuem verbitterten. Die von den Schiffen auf die Inſel gekommenen Ratten hatten ſich außerordentlich vermehrt. Durch den Geruch von Selkirks Küche angelockt, fielen ſie ihm äußerſt läſtig, ſie zernagten ſeine Kleider, ja ſelbſt des Nachts ſeine Füße. Glücklich genug hatten die Spanier gleichfalls einige Katzen hier zurück gelaſſen. Selkirk machte ſich dieſe durch das ihnen hingeworfene Ziegenfleiſch zu Freunden. Sie befreieten ihn von jenen, und er brachte bei dieſen, wie auch bei einigen jungen Ziegen, die Zähmung ſo weit, daß er ſie tanzen lehrte.

So hatte ſich Selkirk faſt über alle die wichtigſten Schwierigkeiten dieſer traurigen Exiſtenz hinweg zu ſetzen gewußt, und ſein Leben floß monoton, aber ruhig dahin, als er eines Tages abermals ein Schiff entdeckte. Zwar hatte er ſchon vorlängſt andere erblickt, und ſich ihnen genähert; allein es waren Spaniſche, und da einige der Mannſchaft ihn gewahr wurden, ſo machten ſie bis in die Waldung Jagd auf ihn. Sicher hätten ſie ihn getödtet, nur dadurch, daß er ſchnell einen Baum be-

ſtieg, ward er gerettet; ſie erſchoſſen viele Ziegen um ihn her, ohne ihn zu entdecken. Kaum bemerkte er jetzt (am 1. Febr. 1709) die engliſche Flagge, ſo zündete er am Abend ein großes Feuer an, und dies ward von dem Capt. Rogers beachtet; eine deshalb ans Land geſchickte Schaluppe brachte ihn am folgenden Morgen an das Schiff. Aber wie erſtaunte man, einen Menſchen in Ziegenfellen, mit nackten Füßen vor ſich zu ſehen, der dabei faſt gänzlich den Gebrauch der Sprache verloren hatte. Der Capitain bemerkte nämlich mit Verwunderung, daß Selkirk nur die letzten Sylben der Worte vorbrachte, ſo daß es unglaublich ſchwer hielt, ihn zu verſtehen. Faſt eben ſo ſehr fiel es auf, daß, nachdem er von neuem anfing künſtlicher zubereitete Speiſen und unſere geiſtige Getränke zu genießen, er bald darauf an körperlicher Kraft und an Heiterkeit der Seele beträchtlich verlor.

Selkirk legt freilich ein unverwerfliches Zeugniß ab für die treffliche Organiſation des menſchlichen Körpers, aber noch weit mehr für den hohen Werth des geſelligen Lebens.

Hatte doch dieſer völlig iſolirte Menſch das herbeſte Ungemach, die größten Schwierigkeiten des Lebens zu überwältigen, und er überwältigte ſie. Würde er ſie aber wohl ſo glücklich überwunden haben, wären ihm nicht ſo viele nothwendige Bedürfniſſe, Erzeugniſſe der höher kultivirten Geſellſchaft von dem Schiffe zurückgeblieben? würde er ſie ſo ſchnell überwunden haben, wenn ihm nicht die durch ſeine geſammte Erziehung erworbenen Fertigkeiten und Kenntniſſe die Hand in jener Einöde ſo häufig geboten hätten? Dies alles verdankte er der Societät. Die Stärke, die Zähigkeit, die Biegſamkeit des Körpers konnten ihm freilich jene erſtaunliche Muskelkraft und Agilität zum Laufen, die Härte der Fußſohle, jeden Widerſtand zu ertragen, erwerben, ſie konnten ihm die Ausdauer im Hunger und die Fähigkeit mittheilen, widrige, geſchmackloſe, faſt rohe Speiſen ſelbſt ohne das uns ſo nothwendig gewordene Gewürz, ohne das Salz, zu verdauen. Allein dies alles hätte ihm auf die Dauer höchſtens ein, ſelbſt dem Thiere nur kümmerliches, oft gefahrvolles Leben gefriſtet. Es gab ihm weder ein Obdach, noch eine nöthige Kleidung; vielweniger brachte es einige Abwechſelung oder Behaglichkeit in dieſes traurige Daſeyn.

Selbſt wenn Stradling, um den Schuldigen noch grauſamer zu behandeln, ihn ohne alle Werkzeuge und andere Bequemlichkeiten des Lebens auf der Inſel zurückgelaſſen hätte, dennoch konnte er ihn ja nicht derjenigen Fertigkeiten und Kenntniſſe berauben, die ihm ſeine frühere Bildung erworben hatte. Schon allein hierdurch mußte er ſtets unendlich über den Pecherais oder Neuholländer hinausragen, und, ſeiner Vereinzelung zum Trotze, ſich das Leben ungleich bequemer machen.

Stets bleibt aber dies Verlernen der Mutterſprache beſonders deshalb äußerſt merkwürdig, weil Selkirk nicht nur täglich ſich im Leſen übte, ſondern, ſeinem eigenen Geſtändniß zufolge, täglich Pſalmen abſang. Der Menſch muß in irgend einer Sprache denken; gewöhnlich entwickelt er ſeine Ideen in der Mutterſprache. Jedem durchdachten Vorhaben, jeder Reihe von Ideen mangelt daher nur zur wirklichen Sprache der artikulirte Ton. Selkirk, oder vielleicht ein jeder anderer iſolirte Menſch, kann daher leicht eben durch dieſe gänzliche Vereinzelung ſich angewöhnen, nach und nach die Worte auf eine oder die andere Weiſe modificirt auszuſprechen, eben weil er nur ſich allein ſprechen hört. Selkirk ſprach, vielleicht der Kurze wegen, nur noch die letzten Sylben aus, und es mangelte nun durch dieſes Alleinſeyn gänzlich an Berichtigung. Die Sprache ſelbſt konnte er indeß nicht ganz und gar verlernen, wohl aber nicht nur die Ausſprache, ſondern auch ſehr viele Worte, welche die ihm gelaſſenen Bücher nicht enthielten, und wiederum Worte von Dingen oder mit ihnen verwandte Ideen, welche ihm entweder in ſeiner Einöde gar nicht oder nur höchſt ſelten vorkamen.

Hiernach ſcheint es mir alſo nicht erweislich, daß, wie v. Paw behauptet, ſelbſt ein Leibnitz, völlig von aller Societät abgeſchnitten, die Sprache ſelbſt verlernen, oder gar völlig blödſinnig bis zu dem Thiere herabſinken würde; wenigſtens ſcheint dies kaum möglich, ſo lange ihm einige Uebung in der Sprache, nämlich in der Sprache im objektiven Sinne, übrig bliebe, obgleich bei ihm endlich vielleicht die Sprache ſubjektive, nämlich die Mittheilung durch den artikulirten Laut verlöſchen, oder von ihm wohl ſo modificirt vorgetragen werden könnte, daß er jedem Andern dadurch unverſtändlich bliebe. Auch ſcheint es nicht, daß einem ſo iſolirten Menſchen ganz und gar, wie Paw gleichfalls annimmt, keine Zeit zum Denken übrig ſeyn ſollte. Man darf vielmehr behaupten, daß, nachdem die erſten Hauptſchwierigkeiten der Einrichtung ſeiner Oekonomie überſtanden wären, ihm alsdann kein unbeträchtlicher Theil des Tages völlig zu Gebote ſtehen müſſe. Selkirk fühlte ſich ja nur anfänglich ſehr unglücklich, nur als er noch wegen ſeines Unterhalts, Obdachs und wegen ſeiner Bedeckung in Beſorgniß ſtand; denn nachmals blieb ihm hinreichende Muße, Ziegen und Katzen zum Tanzen abzurichten; er ſparte alſo einen Theil des Tages ſowohl zu ſeiner Erbauung, als zu ſeinem Vergnügen.

Doch vielleicht ſchon zu viel über dieſen Gegenſtand. Selkirk kehrte dann mit dem Capit. Rogers nach England zurück. Die Merkwürdigkeit ſeiner Geſchichte ward in London bald bekannt. Er gerieth in die Hände eines gewiſſen Daniel Defoe, der da verſprach, ihm, durch eine von ihm aufgeſtutzte

Erzählung, einen bedeutenden Gewinn in die Hände zu ſpielen. Selkirk theilte dieſem Defoe alle Umſtände, ſelbſt die kleinſten ſeines Lebens treulich mit. Defoe kleidete nun dieſe Geſchichte in das Gewand des nachmals ſo ſehr geleſenen und ſo häufig kopirten Robinſon Cruſoe ein, und gewann allerdings hierdurch ein beträchtliches Geld; allein den wahren Gegenſtand dieſes Romans, den argloſen Selkirk entſchädigte er, höchſt widerrechtlich, nur ſehr ſpärlich für ſeine merkwürdigen und leidenvollen Abentheuer. Freilich hatte Selkirk bereits früher einen größern Lohn dafür erhalten. Wäre er nämlich von dem Cap. Stradling, ſeinem Geſuche zufolge, nicht auf Juan Fernandez zurück gelaſſen worden, dann kam er mit dieſem harten Manne und der übrigen Schiffs-Equipage um; denn das Schiff ging bald darauf in einem Sturme verloren.

Wir kehren nach dieſer Abſchweifung zu den Inſeln von Chile zurück.

Im Süden von den Fernandez-Inſeln zeigt ſich außer einigen unbedeutenden Inſeln, der berühmte Archipel von Chiloe, und der ſüdlichere von Chonos. Eigentlich läuft dieſe ganze, dem Lande ſo nahe gelegene Inſelreihe faſt bis zur Straße von Magellan hinab. Denn die zwiſchen dieſen wirklichen Inſeln gelegene Halbinſel de Tres Montes hängt nur mit einer ſo unbedeutenden Landenge mit dem Lande zuſammen, daß man offenbar auch ihr den allgemeinen Stoß oder Druck der Wellen, der da Feuerland und die übrigen Inſeln längs der Küſte bis gegen den 40ſten Grad ſüdl. Breite vom Continente trennte, deutlich anſieht.

Wie ſehr hat es die Erdkunde nicht zu beklagen, daß van Cover durch den Zuſtand ſeiner Schiffe verhindert ward, dieſen, faſt gänzlich unbeſtimmten, Theil der Küſten von Südweſt-Amerika genau aufzunehmen. Sicher hätte dieſer ſeltene Seemann uns ein würdiges Gegenbild geliefert zu der von ihm faſt unnachahmlich dargeſtellten Küſte von Nordweſt-Amerika.

Der Archipel von Chiloe und Chonos, man darf nämlich beide zuſammenziehen, ſoll mehr als 82 Inſeln enthalten. Sie fangen an unter 41° 20′ und laufen bis über den 46ſten Breitengrad fort.

Die bedeutendſte, wovon der erſte Archipel benannt wird, Chiloe, hält in der Länge einige dreißig deutſche Meilen, bei abwechſelnder Breite von 10 bis gegen 4 Meilen. Sie iſt mit 78 Ortſchaften beſetzt. Der Hafen Chacao iſt der Sitz des Statthalters; die Stadt Caſtro aber der übrigen Regierung und des geſammten Handels für dieſen Archipel. Jährlich ſollen 4 bis 5 Schiffe hier ankommen.

Zur Zeit der Entdeckung durch Garcia de Mendoza (1558) ſollen ſich mehr als 70000 Einwohner innerhalb dieſes Archipels befunden haben.

Dieſe Inſeln, unter welchen ſich, einigen Karten zufolge, auch ein Vulkan befindet, haben mit dem feſten Lande die mehreſten Produkte gemein; auch reden die Urbewohner die Chileſiſche Sprache. Wir gehen nun zu dieſen Original-Bewohnern von Chile über.

Der Menſch.

a) Der Eingeborne.

Auch dieſer Theil der ſüdlichen Neuen Welt war, wie die übrigen, bei der Ankunft der Europäer reicher an Menſchen, aber auch hier, wie bei den meiſten der übrigen dortigen Länder, waren ſie in kleinere Stämme vertheilt. Man kennt jetzt zwar den Namen nach wohl mehr als 20, ja 30 verſchiedene Völkerſchaften; allein ſie ſind ſo in einander geſchmolzen, daß ſie ſich nunmehr wohl auf 5 bis 6 Hauptſtämme zurück bringen laſſen.

Wie nahe ſie aber mit einander verwandt ſind, beweiſet die Sprache. Dieſe iſt bei ihnen faſt durchgängig dieſelbe, oder wenigſtens verſtehen ſie ſich untereinander. Die bedeutendſten Völkerſchaften, welche noch jetzt als unter ſich verſchieden angeſehen werden, führen die Namen Chilliquanes, Pehuenches, Puelches, Huilliches, Cunches und Araucos. Die letztern, von allen wohl die wichtigſten, ſind dem Falkner zufolge gleichfalls unter dem Namen der Moluſchen bekannt.

Dieſe Original-Nationen von Chile ſind indeß unter einander ſelbſt, in Rückſicht der Geſtalt und der Geſichtsfarbe, nicht unbedeutend verſchieden. „Nichts ſcheint mir ſo lächerlich, ſagt Molina, als die Meinung einiger der neuern Schriftſteller, als ob alle Amerikaner ſich einander gleich ſähen. Man unterſcheidet eben ſo leicht den Peruaner von dem Chileſen, als den Italiener von dem Deutſchen. Ich habe Bewohner von Cujo, von Paraguay und von der Magellans-Straße geſehen, und ich verſichere, daß ihre Phyſiognomien ſehr deutlich von einander abwichen.“

Bei den Chileſen ſind beſonders die Bewohner der Ebenen von den Bergbewohnern verſchieden. Die erſten haben die Größe und Statur der Europäer, ſind dabei ſtark gebauet und wohl proportionirt. Sie ſind röthlichbraun, von Kupferfarbe, jedoch heller als die übrigen Amerikaner. Letzteres iſt beſonders der Fall bei den Baroanes, einem kleinen Stamme der Arauker, der im Inneren der Länder der übrigen Arauker wohnt, gegen den 39ſten Grad der ſüdl. Breite. Kopf und Geſicht der Chileſen ſind rund, die Stirn klein, die Naſe etwas eingedrückt, die

Augen zwar klein aber lebhaft, Bruſt und Schultern ſind breit, dagegen Hände und Füße verhältnißmäßig klein. Sie ſind nur deshalb ganz ohne Bart, weil auch ſie, gleich mehreren amerikaniſchen Völkern, den ſchon von Natur dünnen Bart, mit kleinen Zangen ausreißen. Indeſſen gibt es auch hiervon Ausnahmen. Man ſieht einzelne Indianer mit eben ſo ſtarken Bärten, als die der Spanier. Van Cover ſagt von ihnen gleichfalls als Augenzeuge: „Es ſind Menſchen von mittlerer Statur, ſtark und wohl gebaut, von regelmäßigen Zügen; ſie waren den nordweſtlichen Amerikanern nicht unähnlich.“

Dieſe Nachrichten beziehen ſich aber hauptſächlich auf die Arauker. Sie verdienen als eine der ſtärkſten, und von den Spaniern mit Recht gefürchtete, daher ihnen am meiſten bekannte Völkerſchaft, die meiſte Aufmerkſamkeit.

Sie ſelbſt nennen ſich Moluchen, von dem Worte Molun, Krieg, und Che, welches Volk oder Menſch bedeutet. Sie finden ſich über das ganze Land, auf der oſt- und weſtlichen Seite der Cordilleren von Chile, von den Grenzen von Peru bis gegen die Magellans-Straße hin verbreitet, und theilen ſich in die verſchiedenen Stämme der Picunchen, der Pehuenchen und Huillichen. Der letzte Stamm wohnt beſonders zwiſchen dem Fluſſe Bueno (40° 20′) und dem Archipel von Chiloe.

Die eigentliche Völkerſchaft der Arauker hat in Norden den Biobio zur Grenze, in Weſten das Meer, in Mittag den Fluß Valdivia, und in Morgen die Patagonen. Ihre Tapferkeit und ihre Freiheitsliebe, wodurch ſie ſich ſeit ihrer Entdeckung in ſo vielen Kriegen gegen die Spanier ausgezeichnet haben, ſind ſogar von den Spaniern Alonſo von Ercilla und Alvarez von Toledo in den Gedichten, Araukana betitelt, beſungen worden. Denn nichts ſchätzt dieſe Nation höher als Freiheitsliebe, Klugheit, Muth, Kriegsliſt und Standhaftigkeit. Sie ſind dabei edelmüthig, gaſtfrei, und halten ihre Verträge.

Dagegen zeigen ſie ſich rachſüchtig, und ergeben ſich, durch europäiſche Getränke, wie alle Wilde, noch mehr verleitet, häufig der Trunkenheit.

Dieſer übertriebene Hang zu ihrer Chica, beſonders aber zu unſern geiſtigen Getränken, iſt auch bei ihnen eine Hauptquelle der Volksverminderung. Oft verſetzen ſie Weiber und Kinder bei den Spaniern für Brandtewein, und begehen in der Trunkenheit Mord und Todtſchlag.

Eine zweite Urſache der Abnahme dieſer Völker ſind dann die Kinderblattern, welche ihnen ebenfalls die Europäer zuführten. Bei der ſtarken Conſtitution dieſer Indier richten ſie bei ihnen weit fürchterlichere Verheerungen an, als bei den Europäern, oder ſelbſt bei den Negern.

Sie fliehen alle diejenigen, welche mit dieſer Peſt befallen werden; ſelbſt ihre nächſten Anverwandten laſſen ſie ſodann oft

mals in den Wüſteneien auf das jammervolleſte umkommen. (Falkner.)

Sie leben zwar in Polygamie; allein mehr aus Eigennutz und Prunk, als aus übermäßigem Geſchlechtstriebe. Auch ſind ſie im übrigen nicht ausſchweifend, erlauben ſich auch nie unehrbare Ausdrücke.

Die Sprache der Arauker, die chileſiſche, iſt eine der angenehmſten, zugleich iſt ſie ſehr wortreich und bequem. Da ſie zugleich keine unregelmäßige Verba enthält, ſo laſſen ſich ihre Regeln auf wenigen Seiten faſſen. Merkwürdig iſt's, daß ſie einen Dualem haben, wie die Griechen. Durch Verbindung mit verſchiedenen Partikeln und andern Worten kann ein Zeitwort, eine Wurzel von tauſend andern Zeitwörtern werden. Z. B. Pran heißt vergeblich; La, nicht; Clo, zuſammen, Pe, vielleicht; Pa, kommen; Val, können. Hierdurch entſtehen mit dem Zeitworte Elun, ich gebe, folgende Zeitwörter: Elupran, ich gebe vergeblich; Elupen, ich gebe vielleicht; Eluclan, ich gebe zugleich mit einem andern; Elupan, ich komme zu geben; Eluval, ich kann geben. (Vidaure.)

In Anſehung der Religion der Arauker ſind die beiden neueſten Nachrichten über dieſes Volk mit einander nicht völlig gleichſtimmig. Vidaure behauptet, ſie erkenneten ein höchſtes Weſen, bei ihnen die Seele des Himmels (Guena pillan) genannt. Von dieſem ſeyen dann alle übrigen Gottheiten abhängig, der gute Geiſt (Meulen) und der böſe Geiſt (Huecub) nebſt verſchiedenen andern untergeordneten. Falkner hingegen, der doch bei einigen Stämmen von ihnen mehrere Jahre hindurch Miſſionär war, gedenkt jener oberſten Gottheit nicht. Beiden Nachrichten zufolge, glauben ſie indeß ein Leben nach dem Tode, opfern auch nur den böſen Gottheiten, um ſie dadurch ſich günſtig zu machen. Sie nehmen an, daß die Seelen der Verſtorbenen, welche ſie Pillan nennen, in gute und böſe getheilt werden; zu den letztern rechnen ſie alle Seelen der Spanier. Dieſe beiden Arten ſo ſehr verſchiedener Seelen ſind mit einander in daurender Fehde und Krieg; ſie glauben dieſe Gefechte in den Stürmen und im Donnerwetter deutlich zu vernehmen.

Sie haben gleichfalls ihre Zauberer, welche ſie bei Krankheiten zu Hülfe rufen, und dieſe Betrüger ſtehen bei ihnen in großem Anſehen. Allein ihr Handwerk wird ihnen oftmals gefährlich. Wenn nämlich ein Kranker von Anſehen nicht wieder aufkommt, ſo werden ſie von den Verwandten als verantwortlich angeſehen und hingerichtet. Als einſtens die Kinderblattern unter den Moluchen ſo große Verheerungen anrichteten, daß ſelbſt ihr Cazike ſein Leben verlor, ſo befahl deſſen Nachfolger, alle Zauberer zu tödten. Sonderbar genug müſſen die männlichen Zauberer (denn es gibt auch weibliche Zauberer,

Hexen) ſich weiblich kleiden. Sie werden ſchon in früher Jugend zu dieſem Handwerk auserleſen; aber ſolche Menſchen, die mit der fallenden Sucht behaftet ſind, ſieht man als von der Natur ſelbſt beſtimmte Zauberer an; ſo geben denn auch hier, wie bei uns, Verzuckungen, Convulſionen und ähnliche Krankheiten zu Betrügereien Anlaß.

Merkwürdig bleibt es ſtets, daß auch dieſem Volke eine Sage von einer allgemeinen Sündfluth, oder doch von einer ſehr großen Waſſerfluth übrig geblieben iſt.

Da Chile, wie wir ſahen, gleichfalls eine Menge Vulkane beſitzt, und oftmals von Erdbeben heimgeſucht wird, ſo flüchten ſich die Arauker ſodann auf die Gebirge, welche drei Spitzen haben, ſie nennen ſie Teuten; denn dieſe allein, glauben ſie, ſeyen bei der großen Fluth verſchont geblieben.

Jener Glauben an Unſterblichkeit hat bei ihnen die ſonderbaren Begräbniß-Ceremonien hervorgebracht, da ſie den Todten für ſeine kunftige Exiſtenz mit verſchiedenen Speiſen, ſtarken Getränken und Hausrath, um das Grab geſtellt, verſorgen. Die Ceremonien ſelbſt werden von Vidaure und Falkner verſchieden angegeben. Wahrſcheinlich reden ſie auch von verſchiedenen Volksſtämmen. Nach erſterem werden die Todten in wirklichen Särgen begraben; nach letzterm hingegen verbrennt man die Eingeweide. Beide kommen aber darin überein, daß die Leichname zuvor von Weibern ſkeletirt, und dann die Knochen unter die Erde gebracht werden. Falkner redet von Gewölben, worin ſie die zuſammengefügten Gebeine aufbewahren. Die Trauer bezeugen ſie durch Anſchwärzen des Leibes und durch ſchwarze Kleidung.

Ebenfalls weichen jene Erdbeſchreiber in Rückſicht der Regierungsverfaſſung der Arauker von einander ab. Dem Vidaure zufolge, welcher, wie dies aus van Cover erhellt, am zuverläſſigſten ſcheint, iſt das ganze Gebiet der Nation in vier gleiche Theile oder Provinzen getheilt. Jede wird von einem Toqui (oberſten Befehlshaber) regiert; das Zeichen dieſer oberſten Würde iſt ein Beil von ſchwarzem Marmor. Dieſem Könige ſind dann die Regenten der einzelnen Provinzen untergeordnet. Ein ſolches geringeres Oberhaupt heißt Ulmen; es trägt zum Zeichen ſeines Amtes einen Stock mit einem ſilbernen Knopfe. Von dieſen Aemtern, welche erblich ſind, bleiben die Weiber ausgeſchloſſen; ſie fallen auf den Erſtgebornen; ſtirbt der Stamm aus, ſo wählen die Unterthanen ein neues Geſchlecht. Falkner redet nur von einem einzigen Oberhaupt oder Caziken. In wichtigen Fällen, welche die ganze Nation angehen, geſchieht ein allgemeiner Aufruf des Volks; jeder hat ſodann das Recht ſeine Meinung vorzutragen. Dieſe Verſammlung heißt Aucacojau, der Rath der Arauker, oder auch Butha-cojau, der große Rath.

Ihre Geſetze und Strafen ſind zum Theil höchſt ſonderbar. Der Ehebruch wird mit dem Tode beſtraft, ſo wie auch der Diebſtahl. Dagegen weder der Vatermord, noch das Erſchlagen der eigenen Ehefrau. In den beiden letzten Fällen, ſagen ſie, vergöſſe man ja nur ſein eigenes Blut.

Zum Kriege erwählet jener große Rath einen eigenen oberſten Anführer, einen Diktator. Gewöhnlich iſt dies einer der vier Toqui's, doch wenden Kriegskenntniſſe und Tapferkeit die Wahl oftmals auf einen Geringern. Dieſer General en Chef empfängt für dieſe Zeit das marmorne Beil, und ſelbſt jeder Toqui muß ihm ſodann Gehorſam leiſten. Jedes Landesoberhaupt liefert ihm eine der Größe ſeines Landes oder Diſtrikts angemeſſene Anzahl Krieger. Der Diktator läßt den Krieg dadurch anſagen, daß er einen reitenden Boten mit Briefen (Quippu, wahrſcheinlich einerlei mit den Quipos der Peruaner) umher ſendet; ſie beſtehen aus kleinen, rothen Stricken. Die Farbe bezeichnet Krieg, und die Knoten beſtimmen die Zeit und den Ort der Zuſammenkunft.

Vormals kannten dieſe Völker nur Bogen und Pfeil, Keulen und, beſonders die ſüdlichen Völker, den Laqui, die Kugelſchleuder. Jetzt hat ſowohl die Reiterei als das Fußvolk Schießgewehr. Ihre Kriegs-Inſtrumente ſind Trommeln und Pfeifen, und ihr Kriegsanzug beſteht aus einem Waffenrock und Helmhaube von ſtarken Ochſenfellen, oft mit ſchönen Federn geziert.

Sie haben eine ziemlich reguläre Anordnung ſowohl bei ihren Kriegszügen als beim Treffen ſelbſt. Der Oberfeldherr kommandirt gewöhnlich den rechten Flügel, und der Toqui-Lieutenant den linken; die Reiterei deckt die Flügel; die Infanterie iſt im Centro, die Völker ſelbſt ſind in kleine Abtheilungen mit ihren Officieren, wie bei uns, getheilt.

Auch ſind die Arauker bald nach ihrer Entdeckung den Spaniern furchtbar geweſen, und mit jedem Jahrzehend noch mehr geworden. Es ſind nicht mehr, ſagt la Perouſe, die alten Amerikaner, welche vor den Waffen der Europäer zitterten. Die Einführung unſerer Pferde und unſeres Hornviehes hat ſie in wahre Araber verwandelt. Hundert Meilen zum Ueberfall ihrer Feinde zu machen, iſt ihnen eine Kleinigkeit, und das Fleiſch ihrer Heerden gibt ihnen nicht nur Nahrung, ſondern auch Schilder und Caſkets *).

Van Cover ward benachrichtigt, daß die Stämme dieſer großen Völkerſchaft, welche ſüdlich des Fluſſes Biobio, innerhalb der Provinz Conception wohnen, noch in unſern neueſten Zeiten (1792) über 10000 ſtarke und tapfere Krieger ſtellen.

---

*) Man ſehe, was hierüber von den Abiponern im vorhergehenden Bändchen geſagt iſt.

Nur durch das vorſichtige, feſte und anhaltend kluge Benehmen des Don Ambroſio Higgins, General-Gouverneurs von Chile, kam endlich Ruhe mit den Spaniern, und mit den übrigen indiſchen Nationen, unter die kühnen, kriegeriſchen Arauker. Ja, dieſer ſeltne Mann, von Geburt ein Irländer, der wegen der Religion in ſpaniſche Dienſte getreten war, hatte ſogar, während er der Stelle eines Gouverneurs von Concep-tion vorſtand, dieſen wilden Völkern den Geiſt des ruhigen Fleißes einzuflößen gewußt. Ihre verſchiedenen Stämme ſuchten ſich einander im Anbauen der Ländereien und in der Viehzucht zu übertreffen. Kaum hatte aber Don Higgins, um die höhere Würde eines General-Gouverneurs zu übernehmen, Conception verlaſſen, ſo ſiegte von neuem der wilde Hang, und die Kriege begannen von neuem. Der General-Gouverneur erſann aber nun einen ſo vorzüglichen Plan, wodurch alle vier Utammapus (van Cover ſchreibt Butalmapus) beſänftigt wurden. Man lernt aus der Rede, welche dieſer vorzügliche Mann in dem Lager von Negrete an die vier Toqui's der Moluchen hielt, daß dieſe Nationen ihre Traktate, in Rückſicht Spaniens, treu befolgt haben, und daß die Spanier ſich dagegen anheiſchig machten, ſie bei jeder billigen Angelegenheit in Schutz zu nehmen; denn die Arauker werden häufig von den an ſie grenzenden Tehueltes, oder Patagonen, bekriegt.

Auch bei den Araukern hat ſich noch die widrige Gewohnheit der Opferung eines Kriegsgefangenen erhalten. Nach vielen ſonderbaren Ceremonien wird er mit einem Schlage mit der Kolbe hingerichtet, ihm dann ſogleich das Herz ausgeriſſen, und ein jeder der Anführer ſauget davon das Blut. Die gemeinen Krieger löſen indeß die Arme und Beine ab, machen aus den Knochen derſelben militairiſche Flöten, und ſtecken den Kopf auf eine Lanze, um welche ſie unter beſtändigem Schimpfen auf die Feinde, ihre Kriegstänze halten. Auf den Rumpf ſetzen ſie den Kopf eines weißen Widders, wenn der Gefangene ein Indier, hingegen den Kopf eines ſchwarzen Widders, wenn es ein Spanier war; dies achten ſie für die höchſte Beſchimpfung. Zuletzt beräuchert der Toqui die vier Weltgegenden mit Tabak, und murmelt tauſend Flüche gegen die Feinde.

Der Friede wird ebenfalls mit vielen Ceremonien geſchloſſen. Der Toqui hält dabei eine feierliche und ſehr gut geordnete Rede, die wie bei den Orientalern mit vielen Parabeln geſchmückt iſt. Ein guter Redner wird ſehr hoch geſchätzt; Vidaure kann uns von dieſen Reden nicht genug rühmen. Wirklich ſcheint es ſich ſowohl aus ihrer Sprache, als aus ihrer Regierung und Kriegsordnung zu ergeben, daß dieſe Völker keines unbedeutenden Grades der Kultur fähig wären, und dies beſtätigt gleichfalls die Rede des D. Higgins.

Das häusliche Leben und die Kleidung der Arauker ſind

ſehr einfach. Die Wohnungen der Arauker beſtehen aus hölzernen Hütten, die mit Stroh gedeckt ſind, keine Abtheilungen noch Fenſter haben, und nur durch eine Thür von Ochſenfell geſchloſſen werden. In dieſen Hütten iſt die Zahl der einzelnen Feuer der Anzahl der Frauen des Hausherrn gleich; jede kocht ihm ein beſonderes Gericht. Statt der Betten werden nur Schafpelze hingebreitet, und das übrige Hausgeräth beſteht in ein Paar Bänken und einem einfachen Tiſch. Die Teller ſind von Holz oder Thon; die Becher von Horn; ſtatt der Löffel bedient man ſich einer Muſchel. Die Vornehmen, Ulmenes, haben bei Bewirthung der Fremden Silbergeräth.

Die Gerichte ſelbſt beſtehen aus geröſtetem und gemahlenem Korn, gekochten Hülſenfrüchten, ſeltner in Fiſch- oder Fleiſchſpeiſen. Bei ihren Kriegszügen leben ſie indeß von dem dort ſo häufigen Hornvieh, ja auf weiten Expeditionen ſollen ſie zuweilen ihren Pferden die Ader öffnen, um das Blut zu trinken. (Perouſe.)

Etwa einmal im Jahre, zur Zeit der Erndte, geben ſie große Gaſtmähler, oft von 300 Perſonen, und hierbei wird der Chika und das europäiſche Getränk nur zu wenig geſchont. Auch bei dieſen Völkern iſt die Gaſtfreiheit ſehr groß; der Fremde kann ſich nach Gefallen bei ihnen unentgeldlich aufhalten.

Für die Erhaltung ihrer Feldfrüchte tragen ſie eine höchſt ſonderbare außerordentliche Fürſorge. Um dieſe gegen die Mäuſe zu ſchützen, fangen ſie eine große Menge Feldmäuſe ein, und ſtecken ſie zuſammen in einen Sack. Dieſer wird, wohl zugebunden, auf eine Wieſe getragen, und nun ſtellen ſie ſich in zwei Reihen gegen einander über; die Fürſten (Ulmenes) zwiſchen beiden Reihen. Ihr Geſicht iſt mit einer Maske bedeckt, ihr Rücken aber mit einer Kuhhaut, woran viele klappernde Hölzer befeſtigt ſind. Nun fangen die beiden Reihen an ſich zu bewegen, die eine gegen Oſten, die andere gegen Weſten, und hierbei ſchimpfen ſie einander auf das bitterſte. Sind ſie hierdurch hinlänglich aufgebracht, ſo entfernen ſich die Ulmenes, und dann greifen ſie ſich thätlich an. Sie zerſchlagen ſich hierbei mit Stöcken bis aufs Blut. Endlich treten die Ulmenes hinzu und machen Frieden. Hierauf ſchlagen ſie die eingefangenen Mäuſe mit Prügeln todt. Sie glauben hierdurch ihre Feldfrüchte von dem Huecub (dem böſen Geiſte) zu befreien; denn dieſem ſchreiben ſie die Mäuſe und das Ungeziefer zu.

Die Kleidung iſt ſelbſt bei dem andern Geſchlechte einfach. Der Mann trägt über dem Hemde den Poncho, eine Art Mantel, der bis an die Waden reicht und wie ein Levitenrock, nur in der Mitte eine Oeffnung hat, wodurch man ihn über den Kopf wirft. Die Lieblingsfarbe iſt die blaue; doch gibt es auch geſtreifte und geblümte Ponchos. Dieſes Kleidungsſtück macht einen beträchtlichen Handlungsartikel aus, weil der Poncho

auch von den Bauern in Peru, Chile und Paraguay getragen wird.

Die Ulmenes unterſcheiden ſich in Anſehung ihrer Tracht nur dadurch, daß dies Kleid von beſſerem Zeuge iſt. Doch tragen ſie Hüte mit Federbüſchen, ſchwere ſilberne Sporen, ihre Stäbe haben ſilberne Knöpfe, und ihre Steigbügel ſind von Meſſing. Dabei gehen ſie, wie die Uebrigen, barfuß.

Die Weiberkleidung beſteht in einem langen wollenen Unterkleide ohne Aermel, das um die Mitte des Leibes feſt gebunden wird. Hierüber hängt ein kleiner wollener Mantel, vorn durch ein breites ſilbernes Schloß befeſtigt. Nur ihr Kopfputz iſt ausgeſucht. Das lange Haar wird in ſechs Zöpfe geflochten, und um den Kopf tragen ſie Steine, Liancos genannt, die dem Smaragd ähnlich ſind. Man kennt das Vaterland dieſer Steinart nicht. Die Ohrgehänge beſtehen aus ſilbernen viereckigen Platten; die Finger ſind mit Ringen geziert; Hals und Arme mit vielfarbigen Glaskugeln. (Vidaure)

Uebrigens iſt auch hier das andere Geſchlecht mit allen häuslichen Verrichtungen belaſtet. Der Mann hält alles, den Krieg und höchſtens die Jagd ausgenommen, unter ſeiner Würde. Sogar das Feld beſtellt die Frau. Beide Geſchlechter baden ſich viel. Selbſt wenn die Frau kaum geboren hat, ſo badet ſie ſich mit ihrem neugebornen Kinde in kaltem Waſſer. Die Kinder werden ſich nachmals faſt ſelbſt überlaſſen.

Ihre müßige Zeit bringen ſie hin theils mit Kriegsſpielen, da ſie z. B. einen Kreis ausmachen und einen in ihre Mitte geſtellten Knaben einander zu rauben ſuchen; oder ſie führen Tänze auf, bald mit, bald ohne Geſang. Die Muſik iſt nicht ganz unharmoniſch; die Weiber tanzen abgeſondert von den Männern; bei ſolchen Zuſammenkünften werden freilich die geiſtigen Getränke nicht vergeſſen, ſelbſt das ſchöne Geſchlecht entgeht dann oftmals dem Rauſche nicht.

Dies wird hinreichend ſeyn zur Kenntniß der Indianer von Chile. Mehrere der benachbarten Völker, welche gleichfalls zu Zeiten dieſe Gegenden beſuchen, kommen weiterhin bei Patagonien vor.

b) Der Fremde, der in Chile Angeſiedelte.

So wie ſich der Europäer in dem an edlen Metallen reichen Chile anbauete, war hier die Einführung der Neger eine Folge der Anſiedlung. Daher denn in Chile, wie in Peru und Braſilien, Spanier, Neger, Creolen und Meſtizen, nämlich aus Negern und Weißen, oder Eingebornen entſprungene Menſchen.

Die Herren gehen den Dienern, daher noch mehr den Sklaven vor. Spanien fand hier einen weit bedeutenderen Wider-

ſtand bei der Eroberung von Chile, als bei der von Peru. Die Natur, das kältere Klima des tiefern Südens, bildete eine kühnere, ſtärkere Race von Gegnern. Der Europäer mußte daher, nachdem er durch die Obermacht ſeiner Waffen endlich jene Naturmenſchen zum Theil überwältigt hatte, ſogleich auf einige feſte Punkte, auf Feſtungen, denken, ſich gegen den ungebrochenen Freiheitsdrang der Chileſiſchen rohen kraftvollen Völker zu ſchützen. Man hatte es gewagt, die Stadt St. Jago in den Ebenen von Mapocho zu erbauen. Allein man fand bald nachher, daß beſonders die Seite gegen die ſüdlichern Arauker, dadurch nicht gedeckt ward. Deshalb errichteten die Spanier drei Forts oder Schanzen: Puren, Tucabel und Arauco. Mehrmals wurden auch dieſe von jenen tapfern Wilden geſtürmt und geſchleiſt; indeß gewannen die Spanier dennoch nach und nach feſten Fuß, und wie ſchon oben erwähnt iſt, zuletzt durch die tapfern und weiſen Anordnungen des D. Higgins, einen ziemlich ruhigen Zuſtand.

Da die Eroberung von Chile, der Ausſprache nach eigentlich Tſchile, von Peru aus geſchah, ſo haben es die Spanier hiervon abhängig gelaſſen, und zugleich in 14 Provinzen getheilt. Dieſe werden von einem General-Gouverneur regiert, der ſeinen Sitz in St. Jago hat. Ueberdies gehören noch hierzu die Inſeln Fernandez, die des Archipels, und drittens das öſtliche Chile, oder Cujo; letzteres verdient noch eine beſondere Anzeige.

Uebrigens kann man auch die kirchliche Eintheilung annehmen, nach welcher das Ganze in zwei große Theile zerfällt: in den von St. Jago, und in den von Conception.

Der Statthalter und General-Gouverneur hat ſowohl im Civil als Militair die oberſte Gewalt; auf ihn folgt ein Intendant, deren einer in St. Jago, der andere in der Stadt Conception ſeinen Sitz hat. Als Van Cover Chile beſuchte, war die Intendantſchaft von St. Jago mit der General-Gouverneurs-Stelle vereinigt. Daher betrug dieſe letztere jährlich 30, die von Conception nur 10 tauſend Thaler. Gerichtliche Sachen werden durch den Statthalter und durch die Audienza Reale, worin unter der Direktion des Statthalters vier königliche Räthe ſitzen, entſchieden; dann kann man an den hohen Rath von Indien appelliren. Ueberdies hat jeder Ort ſeinen Magiſtrat.

Die Städte und Ortſchaften, welche von den Spaniern erbauet ſind, haben faſt durchgängig breite Gaſſen, die ſich in rechten Winkeln nach den vier Weltgegenden durchſchneiden. Sie beſtehen aus Backſteinen, oft nur aus Lehm, ſind aber nur eine Etage hoch, wegen der Erdbeben.

Von ſehr bedeutenden Städten oder vielmehr Ortſchaften, gibt es nur fünfe: Coquimbo, am Fluſſe gleiches Namens

(29° 49′ ſüdl. Br. 304° 32′ L. von Paris); Valparaiſo (32° 2′36″ ſüdl. Br., Van Cover gibt für den Hafen 33° 58′ an, 304° 11′ 45″ L.); die Hauptſtadt St. Jago (33° 31′ ſüdl. Br., 305° 40′ L.); Conception (36° 42′ 21″ ſüdl. Br., 303° 23′ 30″ L.), und Valdivia, am Fluſſe gleiches Namens, (39° 58′ ſüdl. Br., 302° 2′ L.)

Die beiden erſten Orte ſind als Häfen ſehr berühmt. Coquimbo hat zwei Häfen, die beſonders von Peru aus beſucht werden. Es wird indeß von Valparaiſo, in Anſehung des Handels, weit übertroffen. Auch iſt die Bevölkerung von Valparaiſo wegen des milden Klimas und der Nähe der Hauptſtadt ſehr bedeutend. Die Feſtungswerke liegen auf Hügeln unweit der geräumigen Bay; ſie waren aber ſelbſt in den Zeiten, da Spanien zuletzt mit Frankreich im Kriege begriffen war (1795), nur in ſchlechtem Zuſtande. Die Stadt (eigentlich nur ein großer Flecken) hat nebſt der nahen Ortſchaft Almandrez 6 Kirchen. Von dieſem wichtigſten Hafen geht dennoch kein gerader Weg zur Hauptſtadt, außer einem Fußſteige. D. Higgins hat aber von Almandrez aus eine gute Chauſſée bis nach St. Jago mit vieler Arbeit zu Stande gebracht. Dieſes ſchätzbare Werk erleichterte den Verkehr und den Handel der Hauptſtadt außerordentlich. Van Cover bereiſete dieſe neue Heerſtraße, und er gibt uns bei dieſer Gelegenheit einige Nachricht von dem Zuſtande des Binnenlandes, ſo wie von der Hauptſtadt ſelbſt. Nachdem die Schwierigkeiten des Hinanklimmens der Hügel überſtanden waren, und die Reiſenden nun in dieſem Klima ein ſchönes Land zu erblicken hofften, lag vor ihnen eine große, wüſte Ebene, ohne Schatten und faſt ohne Grün; ja, außer bei einzelnen kleinen, langſam fortſchleichenden Bächen, war kaum einige Vegetation bemerkbar. Auf dieſer öden Landſchaft ſah man wenige elende Häuſer aus Koth zuſammengeklebt, und von dürftigen Einwohnern belebt. Das Inwendige dieſer ſchlechten Hütten, die kaum durch ein gehöriges Dach geſchützt waren, entſprach völlig dem Aeußern. Kaum daß ſie die armſeligſten Nothwendigkeiten des Lebens enthielten. Ein ſchmutziger Tiſch, ein Stuhl, in der einen Ecke ein elendes Bett, aber fünf bis ſechs Kreuze, war der ganze Inhalt. Dennoch ſah man hier noch andere religiöſe Zierathen; auch entzogen ſich die dürftigen Beſitzer nicht das Vergnügen Matté oder Paraguay-Thee zu trinken, und was über alles befremdete, ſelbſt der nothwendigſte Hausrath war bei ihnen von dichtem Silber. Dabei lag aber rund um die Hütte das ſchönſte Land, ohne die mindeſte Spur eines Anbaues oder eines Gartens. Indolenz und Aberglaube hatten hier ihren Sitz aufgeſchlagen, Unreinlichkeit und Elend waren ihr Gefolge.

Auf dieſe Weiſe ging die Wanderung zur Hauptſtadt des Königreichs fort. Jeden Abend nahm eine große Scheure, von

thonigter Erde zuſammen geklebt, und oftmals von außen weiß angeſtrichen, die Engländer auf. Die Landleute zeigten ſich äußerſt gutartig, aber auch von höchſter Indolenz und Schmuz. Indeß war die Jugend, beſonders die Bäuerinnen nichts weniger als häßlich; nur ward ihr lebhafter Teint von der übermäßigen weißen und rothen Schminke verdorben. Die Nächte waren unausſtehlich; denn obgleich der Boden der Scheure zuvor reingefegt ward, ſo fielen dennoch unzählbare Schaaren Wanzen, Flöhe und anderes Ungeziefer über die Wanderer her, und verſcheuchten ſelbſt den kürzeſten Schlaf auf den für ſie hingeſtreckten Schafpelzen, denn Betten traf man nirgend. Nur erſt, als ſie ſich der Hauptſtadt ſehr nahe befanden, zeigten ſich einige Spuren einer beſſern Kultur, z. B. Weingärten mit kleinen weißen Gartenhäuſern geziert. Von der Höhe eines eben ſo beträchtlichen Gebirges, Prao genannt, gewährte das ſchöne Thal, worin St. Jago lag, und die dahinter bis gegen die Wolken gethürmten Andes eine höchſt maleriſche Scene. Aber ſelbſt die Hauptſtadt machte keine Ausnahme in Rückſicht jener den Fremden unausſtehlichen Unreinlichkeit. Die geräumigſten, beſten Zimmer im Pallaſte des Statthalters waren mit Schmuz wie belegt; und da man zu ihrer Reinigung einen Beſen verlangte, erhielt man zur Antwort: „dergleichen ſey in St. Jago nicht bekannt;“ man mußte den Boden beſprengen und dann die Lage Unrath mit einer Schaufel losarbeiten.

St. Jago iſt übrigens eine ſehr anſehnliche Stadt. Van Cover ſchätzt ihren Umfang auf dreiviertel einer deutſchen Meile. Die Straßen kreuzen ſich zwar unter rechten Winkeln, ſind aber enge, doch hat der ſchmale Weg für die Fußgänger breite Steine. Der Fluß Mapocho verſieht die Stadt reichlich mit Waſſer, durch kleine Zweige deſſelben laſſen ſich alle Gärten hinter den Häuſern bewäſſern; allein ſeine Ueberſchwemmungen richteten bis zum Jahre 1792 große Verwüſtungen an. Da drang denn endlich D. Higgins mit ſeinem ſchätzbaren Plane zu einem Steindamm oder Einfaſſung gegen den Fluß, nach vielen Schwierigkeiten durch. Dieſes treffliche Werk iſt von außerordentlicher Stärke; der Grund geht 14 Fuß unter und eben ſo viel Fuß über den gewöhnlichen Spiegel des Waſſers, und für die Fußgänger läuft eine Erhöhung fort, die ſie gleichfalls beſtändig ſichert. Zu Anfange dieſes Werks, das über ¼ engl. Meile lang iſt, befindet ſich ein Obelisk mit einer ſpaniſchen Inſchrift, die den Urheber verewigt. Außer dem großen Marktplatz mit einer Fontaine, den Palläſten der Audienza, des Biſchofs und denen des Doms, der ganz von weißen Quaderſteinen erbauet iſt, ward St. Jago neuerlich verſchönert durch das neue Gebäude für die General-Caſſe oder den Schatz (Cassa de Moneda), und das treffliche Gebäude der neuen Münze, in dem Styl von Sommerſet houſe in London, nur

nicht von eben dem Umfang. Jährlich wird hier etwa eine Million Species vermünzet. Ferner ſind vor Kurzem errichtet: ein neues Gebäude für die allgemeinen Gefängniſſe, und mehrere andere Privathäuſer im beſten Geſchmack. Die Bevölkerung von St. Jago beſtand (1795) in 35,500 Köpfen; Vidaure gibt 46,000 an.

Nach der Hauptſtadt iſt dann Conception unſtreitig der wichtigſte Ort des ganzen Königreichs. Die Bay iſt eine der bequemſten. Das Meer fand Perouſe hier ruhig, faſt ohne alle Strömung; der Ankerplatz unweit des Dorfs Talcaguana ſchützt auch im Winter die Schiffe gegen den Nordoſtwind, und in der Mündung liegt die fruchtbare und reizende Inſel Quiquirina.

Nach zwiefachem Umſturz der Stadt durch die Erdbeben von 1730 und 1751, wählte man eine Ebene, unweit eines zwei Meilen weit entfernten Hügels, zur Erbauung der neuen Stadt la Mocha, am nördlichen Ufer des Biobio. Perouſe gibt ihr 10, Vidaure hingegen 13,000 Einwohner. Hier iſt der Sitz des Meſtre de Campo, der zweiten Militär-Perſon des ganzen Königreichs. Der Boden und die Luft iſt vortrefflich; man findet hundertjährige Greiſe.

Valdivia iſt die ſüdlichſte unter den bedeutenden Ortſchaften von Chile; ſie wird als der Schlüſſel des Reichs von Süden her angeſehen. Daher ſetzt die Krone ſtets einen erfahrnen Militair zum Gouverneur, und läßt ſich die Vertheidigungskoſten von 36,000 Piaſter jährlich gefallen. Auch wird dieſe deſto nothwendiger, da ſie mitten in dem Lande jener kühnen Arauker gelegen iſt. Pedro Valdivia, durch das Gold dieſer Gegend gereizt, ſtiftete ſie 1551, und die Stadt ward aus eben dieſem Grunde bald volkreich; daneben ſandte man viele Verbrecher aus Spanien dahin. Valdivia lag ſtets mit den Indianern in hartem Kampfe, und machte oftmals reiche Beute; er ward aber, da er die gefangenen Indianer in den Bergwerken zu arbeiten zwang, von ihnen tödtlich gehaßt. Im Jahre 1599 überfiel ihn daher der Toqui, Paillamochu, plötzlich, verheerte die Stadt, machte die Beſatzung von 800 Mann theils nieder, theils zu Gefangenen, und goß dem Valdivia ſelbſt geſchmolzenes Gold in den Hals, mit den Worten: „Sättige dich nun an dem, wornach du ſo gierig wareſt.“

In dieſen Orten hatten vornehmlich die Jeſuiten vormals, ſowohl höhere als geringere, Lehranſtalten und dazu gehörende Gebäude; auch ſind die Städte nur zu reichlich mit Kirchen und Klöſtern für beiderlei Geſchlecht verſehen, und das Innere der Kirchen enthält vielen koſtbaren Schmuck.

Die Lebensart der höheren Stände, ſo wie die Trachten der dortigen Spanier haben uns neuerlich zwei gleichberühmte Seemänner genauer kennen gelehrt, van Cover und la Perouſe. Beide wurden auf die ausgezeichnetſte Weiſe von eben

jenem General-Gouverneur D. Higgins aufgenommen. Der Franzoſe war gerade 10 Jahre früher da, als der Engländer. Dennoch ſtimmen ihre Darſtellungen ſehr gut mit einander überein, obgleich la Perouſe nur in Conception blieb, jener hingegen die Hauptſtadt ſelbſt beſuchte.

Die Spanier in Chile zeigten ſich, dieſen Nachrichten zufolge, ſehr gaſtfrei, gutgeſinnt und höflich. Es iſt dabei merkwürdig, daß man hier weder das Steife des Mutterlandes, noch die dort ſo leicht gefährliche Eiferſucht findet. Van Covers Nachricht von einer großen Aſſemblee und Ball wird dies alles deutlicher beſtätigen.

Als die engliſchen Officiere in das Geſellſchaftszimmer traten, fanden ſie auf der einen Seite des Zimmers die Damen auf Kiſſen, gegenüber hingegen die Herren auf Stühlen ſitzen. Die Engländer wurden aber ſofort zu den Damen geführt. Die eine ſpielte das Piano forte, die übrigen hingegen Violinen, Flöten und Harfen. Alles ward auf das beſte executirt, und ſetzte die Fremden in nicht geringe Bewunderung.

Hierauf ward der Ball eröffnet; und auch hierbei hatten die Damen bei weitem den Vorzug. Schade nur, daß die hieſigen Tänze ſo gänzlich von den engliſchen verſchieden waren, ſo daß kein Engländer es wagte, daran Theil zu nehmen. Es ſcheint, als ob die Franzoſen hierin haben dreiſter ſeyn dürfen.

Das Frauenzimmer war ſchön; zwar brünett von Teint, aber mit ſehr lebhaften Augen, dabei äußerſt angenehm und zuvorkommend. Das Auffallendſte war ihr Anzug, ein runder Fiſchbeinrock von ſehr großem Umfang und einer Menge Falten; dabei ſo kurz, daß er kaum bis zur Wade hinabtrat, alſo der Faldelin von Peru *), oft von ſchwerem Gold- oder Silberſtoff. Oberwärts des Faldelins trugen ſie ein Corſet von reichem Zeuge. Unterwärts trat aber ein ſehr feines Hemde hervor, welches mit goldenen Borten eingefaßt war, ſo wie dies ebenfalls der Fall war bei den ſich zeigenden Quäſten der Strumpfbänder.

Die Strümpfe waren roth, blau und weißgeſtreift; die Schuhe aber ſo kurz, daß die Zehen nothwendig nur zuſammengebogen darinnen Platz haben; der Fuß ſchien dadurch faſt völlig rund; die Schnallen ſind von Gold, oftmals mit Brillanten beſetzt; einige bedienten ſich indeß nur der Bandſchleifen.

Ihr Kopfputz iſt ſehr ſtudirt. Das ungepuderte dunkle Haar fließt in vielen Flechten, lang geflochten, längs dem Rücken hinab; bei Einigen ſind ſie wieder in die Höhe geſchlagen, und vermittelſt einer mit Brillanten beſetzten Schnalle am Kopfe feſt geheftet.

Ueber der Stirne ſind Blumen und brillantener Kopfputz

*) Man ſehe das vorige Bändchen.

angebracht; den koſtbaren Ohrgehängen von Diamanten und Perlen fügen ſie noch Büſchel von ſchwarzer Seide hinzu, welche gleichfalls mit Perlen beſetzt ſind.

Sie tragen über dem Corſet von Goldſtoff noch zwei Mantillen; die eine von Mouſſelin, die andere, oberſte, von feiner, farbiger Wolle. Iſt es kalt, ſo hüllen ſie in letztere den Kopf; im Zimmer legen ſie ſie ſodann auf den Schoos, und treiben mit dem beſtändigen Zuſammenfalten und Hin- und Herlegen dieſer Tücher ein höchſt graziöſes Spiel. Nichts iſt aber bei dieſem wirklich ſchönen Frauenzimmer mehr zu bedauern, als daß ſie ihren Teint durch das Schminken ſo früh verderben, und zugleich ſo wenig auf die Reinlichkeit ihrer Zähne achten.

Die Kleidung des männlichen Geſchlechts kommt im Ganzen ziemlich mit der unſrigen überein, doch tragen ſie gleichfalls den Poncho (Ponscho); und hiervon ſind einige von ſo theuerm Zeuge, daß ſie bis auf 200 Peſos, dagegen die für das Volk oft nur 4 bis 5 Peſos koſten. Selbſt bei den Bauern iſt der Poncho das gewöhnliche Oberkleid. Sonſt gehen ſie nur in einer kurzen rothen oder blauen Jacke, weiten Hoſen, die dennoch um die Knie gewöhnlich mit goldenen oder ſilbernen Borten beſetzt ſind. Beim Reiten, und ſelbſt die kürzeſten Wege werden von ihnen zu Pferde gemacht, tragen ſie Kamaſchen, haben aber nur ſo kleine Steigbügel, daß kaum die große Zehe darin Platz hat. Gewöhnlich führen ſie ein großes Seil hinten auf dem Pferde, um damit das dort wilde Hornvieh einzufangen *). Sie ſind nämlich ſo treffliche Reiter, daß bereits die Bauerknaben von 9 bis 10 Jahren Wettrennen zu Pferde anſtellen. Dieſe Uebungen machen ſie ſtark und kühn, und hierin zeichnen ſich die Meſtizen, von ſpaniſchen Vätern und indianiſchen Müttern, ganz vorzüglich aus. Freilich haben die dortigen Pferde hieran großen Antheil, denn ſie ſind, beſonders in einigen Provinzen, z. B. Conception, eben ſo leicht als ſchnell und muthig.

Die chileſiſchen Bauern ſind eben daher zum Kriege ſehr brauchbar. Man hat ſie zu dem Ende auch in Compagnien getheilt, die beſonderen Commiſſairen untergeben ſind, ſo daß ſie im Fall der Noth dem Lande zum Schutz dienen können.

Zu dem Aufwande der Reichen gehören dann auch ihre Equipagen. Sie werden gewöhnlich von Maulthieren gezogen, und von Negern mit ſilbernen Halsbändern in der Livree begleitet.

Man beſchuldiget das hieſige Frauenzimmer der Galanterie. Van Cover, der mit großer Mäßigung und Beſcheidenheit urtheilt, geſteht ſelbſt, daß man verſchiedenes in dem Betragen der hieſigen Damen in England nicht würde gebilliget

---

*) Man ſ. das vorige Bändchen.

haben. Perouſe ſpricht etwas beſtimmter und dreiſter. „Das Volk, ſagt er, iſt ſehr diebiſch, und das Frauenzimmer zu ſehr gefällig (les femmes y sont extrêmement complaisantes). Es iſt eine ausgeartete Menſchenrace, mit Indianern gemiſcht; allein die Leute vom erſten Range, die wahren Spanier, ſind ſehr höflich und zuvorkommend.“

Nirgends fand er aber hier den Geiſt der Libertinage deutlicher ausgeſprochen, als bei den Mönchen. „Der Grad ihrer Unverſchämtheit, ſagt er, läßt ſich kaum ausdrücken. Ich habe einige von ihnen noch bis um Mitternacht auf dem Ball geſehen, und ſie wußten unſern jungen Leuten über gewiſſe Häuſer den beſten Unterricht zu geben, welche gerade Niemand weniger kennen ſollte, als ein Geiſtlicher.“

Dieſer Geiſt iſt dann beſonders in die geringere Volksklaſſe gedrungen, denn in dem Flecken Talcaguana fanden die franzöſiſchen Matroſen das andere Geſchlecht völlig eben ſo ausſchweifend, als auf Otaheite; allein die Franzoſen waren dabei glücklicher als dort, denn die geſammte Mannſchaft bedurfte nach der Abfahrt von Chile des Schiffsmedicus gar nicht.

Die Creolen dieſes Landes ſollen der Farbe und Bildung nach den nördlichen Spaniern des Mutterlandes ſehr ähnlich ſeyn. Von Charakter bezeichnet ſie Vidaure beherzt, edel, gaſtfrei; und wirklich ſtimmte hiermit die liberale Aufnahme jener berühmten Reiſenden überein. Sie zeigen Talente für Wiſſenſchaften und Künſte; mehrere unter ihnen haben ſich darin ausgezeichnet. Die Biſchöfe von Conception und von St. Jago gaben hiervon beiden Weltumſeglern redende Beweiſe. Beſonders ſollen die Creolen gute Poeten ſeyn; denn daß die Dichtkunſt dort beliebt iſt, zeigte ſich bei einem großen Mahle, welches den Franzoſen zu Ehren in Conception gegeben ward. Hier traten zwiſchen jedesmaligem Gange oder Service von Gerichten, Franciscaner auf; ſie beſangen als Improviſatoren die glückliche Harmonie, welche damals (1786) zwiſchen den beiden Nationen, den Spaniern und Franzoſen, herrſchte. Schade, daß dies ſchöne Land noch keine Buchdruckereien beſitzt; denn im Ganzen iſt es zur höheren Kultur gut vorbereitet; nicht nur die Creolen, ſondern die Neger, ja ſelbſt ein großer Theil der Indier ſprechen ſogar auf dem Lande ſpaniſch.

Spaniens Monarchen darf man auch nicht beſchuldigen, als vernachläßige die Regierung gänzlich dieſe Colonie. Man hat hierfür keinen redendern Beweis, als den nur abgekürzten Auszug, welchen uns Van Cover aus den ſpaniſchen Edikten, die hieſigen Angelegenheiten betreffend, liefert. „Zwar wird darin eingeſtanden, daß ſie von den Indiern den Zehnten erhebt, allein dieſe Gelder ſollen mit der größten Gewiſſenhaftigkeit, von Seiten der Kronbeamten, hauptſächlich zum Beſten der dortigen Religionsanſtalten und Salarien der Kirchendiener

verwendet werden. Ferner wird den Gouverneurs der Provinzen und den Intendanten darin vorgeſchrieben, das Betragen, die Sitten und Gewohnheiten der ihnen untergebenen Völker genau zu ſtudiren; den Fleißigen aufzumuntern, den Trägen anzuſpornen. Indeß ſolle dies zu keinem Vorwand dienen, um nur aus unbeſcheidener Neugier ſich in das häusliche Leben von jedem Individuum einzudrängen, und ihre Ruhe zu ſtören."

„Ferner wurde hierin der dortigen Regierung anbefohlen, alles Mögliche zur Verbeſſerung der Exiſtenz und des Wohlſtandes der Völker beizutragen. Zu dieſer Abſicht ſollen die Intendanten die geſchickteſten Ingenieur-Officiere als Landmeſſer beauftragen, topographiſche Karten von jeder Provinz aufzunehmen, und hierin nicht blos die Grenzen, ſondern beſonders die Gebirge, Waldungen, Flüſſe, Seen und Teiche genau anzuzeigen. Ferner ſollen ſie ſich mit der Natur des Erdreichs bekannt machen, ſo wie mit den Produkten der drei Naturreiche, und daraus referiren, was für eine Art von Anbau für dieſe oder jene Gegend am paſſendſten ſey; wie und was für Kanäle zu ziehen; wie die Flüſſe ſchiffbar zu machen und untereinander, oder auch mit dem Meere ſelbſt, zu vereinigen ſtehen; was für Heerſtraßen man neu anlegen oder abkürzen müſſe; welche Häfen man beſonders in Stand zu ſetzen habe, kurz, was für Mittel zu ergreifen ſeyen, um den Anbau, die Induſtrie und den Handel zu befördern. Wiederum ſollen die Intendanten gehalten ſeyn, ſich beſonders des Volks kräftig anzunehmen, die Vagabunden zu öffentlichen Arbeiten anzuhalten, oder ſie zum Land- oder Seedienſt zu enrolliren, dem Thätigen und Induſtriöſen hingegen beſtmöglichſt unter die Arme zu greifen."

Wer ſieht nicht hier den beſten Willen des Monarchen? Aber wie viel Hinderniſſe müſſen dieſem noch entgegen ſtehen, wenn man den wirklichen Zuſtand dieſes trefflichen Landes damit zuſammenhält! Das ganze ungeheure Land zwiſchen St. Jago und Buenos-Ayres, eine Strecke, die die Poſt zu Pferde nur in 20 Tagen beendigt, iſt, von dem Fuße der Cordilleren an gerechnet, bis zur Hauptſtadt von Paraguay, nichts weiter, als eine völlig nackte, wüſte Ebene, ohne irgend einen Baum von einiger Bedeutung, ja faſt ganz ohne Spuren einer Vegetation! Und dies unter dem ſchönſten Himmel. Freilich liegt dies Land größtentheils außerhalb der Grenze von Chile; allein auch von dem eigentlichen Chile entwirft Perouſe im Ganzen ein ſehr vortheilhaftes Bild.

„Es gibt, ſagt er, auf der Erde kein fruchtbareres Land, als die große Provinz Conception in Chile. Das Getreide trägt hier ſechzigfältig; der Weinſtock iſt eben ſo einträglich; die Felder ſind mit unzählbaren Heerden bedeckt, und ſie vermehren ſich ohne große Sorgfalt bis ins Unglaubliche. Es iſt hierzu

weiter nichts nothwendig, als daß jeder Proprietär ſehr große Einhegungen oder Hürden abſchlägt, und darin die Maulthiere, Pferde, Ochſen und Schafe weiden läßt. Der Preis eines Ochſen iſt etwa 8 Piaſter, der eines Hammels ¾, dennoch gibts keine Abnahme. Man tödtet die Thiere nur um des Talgs und der Häute willen; beide Artikel gehen dann nach Lima. Höchſtens räuchert man etwas Ochſenfleiſch für die Schiffs-Equipagen der kleinen Fahrzeuge des Südmeers."

„Keine gefährliche Krankheit iſt dieſem Lande beſonders eigen, nur eine einzige kommt häufig vor, und dieſe habe ich nicht nöthig zu nennen; wer ſich davor hütet, erreicht hier ein ſehr hohes Alter; ich habe hier mehrere Greiſe von hundert Jahren getroffen. Dieſer großen Vortheile ungeachtet iſt dieſe Colonie ſehr weit von dem hohen Grade des Wohlſtandes und der Bevölkerung entfernt, den man bei ihr mit Recht erwarten könnte. Die Regierung ſteht hier in ſtetem Widerſpruche mit dem Klima. Das Verbot der Handelsausfuhr wird von ihr ſehr ſtrenge in Ausübung gebracht. Dieſes Königreich, deſſen Erzeugniſſe halb Europa ernähren könnten, deſſen Wolle für die Manufakturen von England und von Frankreich hinreichte, hat faſt gar keinen Handel!"

Und dennoch iſt dieſes Bild noch unendlich mangelhaft. Um den vollen Werth der ſchwelgeriſchen Natur von Chile richtiger zu ſchätzen, erinnere man ſich nur jener reichen Gold- und Silberminen, ſo wie der übrigen vorzüglichen Mineralen; der vielartigen trefflichen Färbeſtoffe des Pflanzenreichs, des trefflichen Bau- und Zimmerholzes; der unerſchöpflichen Fiſchereien, kurz, des unüberſehbaren Reichthums, wovon wir zuvor das Wichtigſte durchgegangen ſind, dann wird Perouſens Erſtaunen über den Mangel von Chile's Handel noch weit auffallender.

So ganz und gar ohne Handel iſt Chile indeß, ſelbſt bei aller Bedrückung, dennoch nicht. Vidaure rechnet nicht mit Perouſen nur 4 bis 5 von Lima hier eingehende Schiffe, ſondern einige 20; dies ſcheinen ſeine ſpeciellen Angaben auch zu bewähren. Denn ſie laden von Chile aus 224tauſend Fanegas Getreide (zu 160 Pfund); 8000 Aroben Wein (zu 32 Maaß); 5000 Fäſſer Fett; 1000 Centner Rauchfleiſch; 48000 Centner Talg, außer 50000 Korduan Häuten, 30000 Centner Kupfer, vielen Mandeln, Hülſenfrüchten, Alaun, Harz, Medicinal-Kräutern, Ponchos, 10000 Bretern und großem Bauholz aus dem Archipel von Chiloe. Auch führen die Chileſen einigen Handel mit Spanien ſelbſt; für Gold, Silber, Kupfer, Vigogne-Wolle erhandeln ſie von dort Tücher, Glaswaaren, Baumwolle, Zucker, ja ſogar Honig und verarbeitetes Silber.

Nach Paraguay ſenden ſie 247000 Aroben Wein und 33000 Aroben Branntwein. Wie viel Trauriges läßt letzteres nicht

ahnen, denn offenbar werden hierdurch die harmloſen Indier vergiftet.

Um die Nachrichten von Chile minder unvollſtändig zu laſſen, mag hier zuletzt der Provinz Cujo einige Erwähnung geſchehen. Es iſt dies derjenige Theil, der bei einigen Erdbeſchreibern unter dem Namen von Oſtchili vorkommt; zwiſchen den 30ſten und 36ſten Breiten-Graden; die meiſten erwähnen ſeiner gar nicht. Dieſe Provinz wird in Weſten durch die Andes von Chile getrennt, liegt an den Pampas oder den Wüſten von Paraguay, grenzt in Norden an Tucuman und in Süden an Patagonien. Vidaure ſchätzt Cujo 111 Meilen lang und faſt eben ſo breit. Die Witterung iſt hier ſehr von der im übrigen Chile verſchieden. Die Winter ſind ſehr kalt, aber ohne Regen. Die öſtlichen Ebenen leiden durch ſo heftige und ſchnell übergehende Wetter, daß daher kein Baum ſein Wachsthum erreichen kann.

Innerhalb der hieſigen hohen Andes finden ſich ſehr viel Gänge von edlen und andern Metallen und Mineralen, allein ſie werden noch nicht bearbeitet.

Cujo unterſcheidet ſich auch beſonders durch ſeine beträchtlichen Seen, wovon das weſtliche Chile nur zwei von einiger Bedeutung beſitzt. Dies iſt nämlich der See von Laquen, oder wie er von der nahe gelegenen Stadt und Vulkan genannt wird, Villa Rica; aus ihm entſteht der Fluß Tolten, Molina gibt von Villa Rica ihm 18 Meilen Umfang, und ſodann der viel ſüdlichere, etwas größere Nagelhuapi, der den Fluß gleiches Namens ins Nordmeer ſchickt. Die neueren Karten erwähnen des erſtern gar nicht, und nur Vidaure und Falkner zeigten den letztern deutlich, nebſt dem daraus durch Patagonien laufenden Fluß. Cujo hat dagegen außer mehreren andern den berühmten See von 50 Meilen, Guanacalhe, der dann einen bedeutenden Nebenarm zeigt, und mehr als einen Fluß für das Nordmeer durch Patagonien hinabſendet. Ueberdies wird das Land von einigen Flüſſen bewäſſert, die auf den Andes ihren Urſprung nehmen, z. B. von dem St. Juan, dem Mendoxa und Tumujan u. a.

Auch in ſeinen Produkten hat Cujo einige Merkwürdigkeiten vor dem übrigen Chile voraus. So gedenkt Vidaure eines Baums, der dem Aeußern nach zu urtheilen zu den Palmen gehört, auch eine Frucht trägt, die der der Cocospalme ähnlich ſieht, und dennoch keine Nuß, ſondern runde, dichte, nicht genießbare Saamenkörner enthält. Der Stamm des Baumes, ſagt er, iſt ſchwärzlich, und geht leicht ab; hierauf folgen ſechs Häute, wovon einige wie Leinwand und ſo dick wie Segeltuch ſind. Wahrſcheinlich redet er von der Rinde des Baums; denn die darauf folgenden, heißt es (alſo wohl die unter dieſer liegenden), ſind feiner und feiner, endlich wie Kammertuch an-

zufühlen. Auch führt er eine beſondere Schmarotzerpflanze an, unter dem Namen der Luftblume, weil ſie ſelbſt von ihrem Stamme oder Ranken losgeriſſen, und an einen Nagel gehangen, noch fortblühet und mehrere Tage unverwelkt bleibt; am Stengel ſelbſt aber zwei ganzer Monate hindurch. Sie gleicht der Geſtalt nach einer weißen Lilie, hat auch denſelben Wohlgeruch.

Unter den Vögeln, die im Uebrigen ziemlich mit denen vom weſtlichen Chile übereinkommen, zeigt ſich hier ein Rebhuhn mit dem ſchönſten Federbuſch; ferner der Abannil oder der Maurer. Er hat die Größe einer Droſſel, bauet oder mauert vielmehr, wie unſere Schwalbe, ſein Neſt aus Koth an die Stämme der Bäume. Hierzu knetet das Weibchen förmlich dünne Halme und Haare unter die naſſe Erde, formt daraus kleine Kugeln und führt dieſe in dem Schnabel und den Klauen mit Hülfe des Männchens zum Neſte. Die erſte Lage bildet eine ſphäriſche Baſis; hierauf werden von ihnen kleine Kieſel gepflaſtert, und das Ganze mit einer Mauer umzogen, worin eine Thür, wahrſcheinlich nur eine Oeffnung, bleibt. Vidaure ſpricht ſogar von einem zweiten Stockwerke, das hierauf gemauert nur erſt das wirkliche Neſt enthalte, das dann mit einem ſo ſtarken Gewölbe gedeckt wird, daß dadurch kein Regen dringen kann. Schade, daß kein Naturaliſt dieſen Vogel, ſo wie überhaupt die wichtigen Merkwürdigkeiten von Cujo bis jetzt ſtudirt hat; denn dieſer würde uns gleichfalls beſtimmter ſagen, was es mit einem dortigen Faſan für eine Beſchaffenheit hat, der in den Häuſern gehalten wird, um gegen die Mäuſe den Dienſt der Katzen zu verrichten. Unter den Quadrupeden kommen hier Tieger vor, welche als ſehr groß und wild beſchrieben werden; ferner viele Arten der Armadille, und wahrſcheinlich mehrere Quadrupeden, die wir, nach dem Azara, als Bewohner von Paraguay haben kennen gelernt.

Die Original-Menſchen von Cujo, die Guarpes, ſind von hoher Statur, mager und von Farbe bräunlich. Sie reden eine Sprache, die von der Chileſiſchen gänzlich verſchieden iſt. Als eine Seltenheit des Alterthums des Landes beſucht man zwiſchen den Städten Mendoza und Punta einen aufrechten Stein, den Rieſen genannt. Es iſt dies eine Säule, die 150 Fuß hoch und 12 Fuß dick iſt, und viele eingehauene Zeichen oder Buchſtaben hat, die den chineſiſchen Schriftzügen gleichen ſollen.

Die Spanier haben bis jetzt in dieſer merkwürdigen Provinz nur wenige Ortſchaften angebauet. Die Hauptſtadt iſt Mendoza, nach Vidaure unter 33° 19′ ſüdl. Br. und 308° 31′ L., neuere Karten legen ſie um einige Minuten tiefer; ſie liegt am Fuße der Andes in einer Ebene. Wegen der Nähe der großen Silbermine von Uspallara, und wegen ihres Handels, den ſie mit Wein und Früchten nach Paraguay treibt, iſt ſie

anſehnlich. Hier iſt der Sitz eines Corregidor der ganzen Provinz. Auch finden ſich dort mehrere Klöſter.

Zwei Städte, wohl nu Ortſchaften oder anſehnliche Flecken, ſind St. Juan in Norden, und Punta, auch St. Louis de Loyola genannt, weit nach Oſten, haben zwei Kirchen und Klöſter, ſind aber doch nicht von großer Bedeutung. Die letztere liegt auf dem Handelswege nach Buenos-Ayres, ſie hat nur 200 Einwohner. Die neueren Karten zeigen noch einige weiter nach Oſten hinaus liegende Orte.

Patagonien.

Nähert man ſich der Spitze des großen Dreiecks von Süd-Amerika, ſo ſchwinden allmählig jene üppigen Scenen der von Leben ſtrotzenden Natur. Kein Maranon, kein Orinoko, Negro, Madera oder Parana ergießt ſich aus der jetzt vereinzelten Reihe der Andes. Die ungeheure Bewäſſerung hört auf, und wenn in Norden von Amerika der große Cataraqui (St. Laurenz) ſelbſt noch unter dem fünfzigſten Breitengrade Leben und Thätigkeit verbreitet, ſo beſchließt dagegen die Natur im Süden durch den mächtigen Silberfluß bereits mit dem ſechs und dreißigſten Grade die Hauptquellen ihrer größten Energie.

Die einfache Kette der hohen Andes, welche das Land bis zur Magellans-Straße begleitet, ſendet nur kleine Flüſſe zum Nordmeer hinab, denn nirgend kommen ihnen, wie vormals, den Quellen höher gegen den Aequator hin, aus großen Seitenzweigen des Gebirges mehrere Bäche brüderlich zu Hülfe.

So wie aber die übermäßige Bewäſſerung aufhört, ſo wie zugleich die Schiefe des Strahls zunimmt, ſo wie endlich die zu einer bedeutenden Erhitzung nothwendige Fläche des Landes an Größe abnimmt, ſo ſchmälert ſich zugleich die Kraft der Natur.

Statt der hinter und zwiſchen den Andes, oder den Apalachen, liegenden reichen Savannen, und mit dichten Holzungen verwachſenen Lagunen von Gujana oder Südkarolina, belebt von unermeßlichen Schaaren großer und kleiner Fiſche, von Alligatoren und den Rieſenſchlangen, erzeugen die über die kälteren Flächen fortgehenden Gewäſſer des Huavanca Leuvu oder rothen und ſchwarzen Fluſſes in Patagonien nur unbelebte und unbeſchattete Moräſte, oder dünnere Haine, und die noch tiefer gegen Süden liegenden Ebenen zeigen faſt nichts als wüſte, todte Gefilde, denen nur zuweilen der Hufſchlag der coloſſalen

Tehueltes und der ängſtlich nach Nahrung umherſtreifenden Pujos, einige Spuren von Leben mittheilt.

Es iſt überhaupt ein merkwürdiges Phänomen für die allgemeine Erdkunde, daß dieſe ſüdliche Hälfte der neuen Welt um viele Grade früher, nämlich um viele Grade näher zum Aequator als die nördliche, Kälte und daher Abgeſtorbenheit der organiſchen Natur darlegt.

Fahren wir doch im Sommer bis gegen den zwei und achtzigſten Grad der Breite an Grönland, und den übrigen gegen den Nordpol liegenden Ländern hinan, ohne ſodann beträchtlich durch das Eis gehindert zu werden. Aber in Süden gelang es ſelbſt dem unermüdeten Cook nicht, ſogar im dortigen hohen Sommer weiter als bis gegen den zwei und ſiebenzigſten Grad der Breite vorzudringen.

Im Norden ſtoßen die Grönlandsfahrer ſelten in unſerm Sommer vor dem Polarkreiſe auf anſehnliche Maſſen von Treibeis, und große Eisfelder zertheilen ſich in den heißeſten Monaten ſelbſt gegen den 77ſten und 76ſten Breitengrad; ein Durchgang zwiſchen ihnen findet gewöhnlich ſtatt.

Im Süden fand ſich Cook im December und Januar, alſo um die Zeit des (ſüdlichen) längſten Tages, bereits im 62ſten Grad mit großen Eismaſſen umgeben, jenſeits des 72ſten Grades hemmten unabſehliche feſte Eisfelder die weitere Fahrt.

Das Thermometer ſtand bei Staaten-Land, alſo gegen den 55ſten Breitengrad, in dem dortigen Sommer nie höher als 5 Grad (Fahrenh.) über dem Frierpunkt. Ja ſelbſt im 54ſten Grade ſüdl. Br. fand Forſter bei Süd-Georgien mitten im Sommer das Thermometer nie höher als 2 Grad über dem Gefrierpunkt. Dagegen fand Lord Mulgrave (Capitain Phipps) bei ſeiner Reiſe gegen den Nordpol, in einer Breite von mehr als 80 Graden zu Anfange Auguſts, das Wetter ſo heiß, daß das Pech am Schiffe geſchmolzen herablief. Ein ähnliches Phänomen bezeugt Cranz von dem ſonſt kalten Grönland, und die dort geführten Branſenſchen Wetter-Beobachtungen ergeben, bereits zu Anfange des Januars, eine Wärme von 64 Grad.

Um dieſe große Verſchiedenheit, dieſe außerordentliche Kälte der ſüdlichen Hemiſphäre anſchaulicher zu machen, ſo findet ein kurzer Auszug einer Excurſion des berühmten Banks ſich wohl nirgends ſo ſehr am rechten Orte, als hier. Sie geſchah nämlich gerade in einem der Theile von Südamerika, welchen wir hier durchzugehen haben.

Bei der erſten Weltumſeglung des Capit. Cook wählte er nicht die Durchfahrt durch die Magellans-Straße, um vom Nordmeer ins Südmeer zu kommen; er gieng vielmehr durch die Straße von le Maire, zwiſchen dem Feuerlande und der Staaten-Inſel. Hier war es am 16ten Januar, mithin ein

Paar Wochen nach dem längſten Tage der ſüdlichen Erdhälfte, wo er auf Terra del Fuego in der Bay des guten Fortgangs (Bay of good success) unter 54° 45′ landete, um Waſſer und Holz einzunehmen. Sir J. Banks, Dr. Solander, der Aſtronom Green, der Schiffs-Chirurgus Monkhouſe, der Zeichner Buchan und einige von Banks Bedienten, worunter zwei Neger waren, giengen ans Land, um eine bis jezt unbeſuchte Welt, ihre Bewohner und übrige Erzeugniſſe in etwas kennen zu lernen. Sie hatten nur eine Tagreiſe daran zu wenden, und hofften Abends zu den Schiffen zurückzukehren; allein wie theuer mußten ſie dieſes gute Vorhaben erkaufen! Einen Hügel, den ſie von weitem ſahen, zu erreichen, drangen ſie in das davor liegende, von keinem Botaniker bis jezt beſuchte Holz, eine Menge neuer Alpenpflanzen zu entdecken. Die vor der Anhöhe gelegene Fläche hatte ſie hintergangen; ſie war ein großer Sumpf mit Buſchwerk überwachſen, und daher ſchwer zu durchwaden. Indeß arbeiteten ſie raſch ihren Weg vorwärts, als auf einmal mit einem kalten Winde eine große Menge Schnee auf ſie herabfiel. Zwar erreichten Banks und Solander den Hügel glücklich, allein die übrigen waren noch in dem Sumpfe, und der Zeichner Buchan bekam unglücklicherweiſe convulſiviſche Zufälle. Die Kälte nahm nun ſtets zu, und gegen Abend war ſie ſo groß, daß Verſchiedene der Geſellſchaft anfingen, davon benommen zu werden. Dr. Solander, der mehrmals bei dem Uebergange des Kettengebirges, welches Schweden von Norwegen trennt, die Wirkung der heftigſten Kälte gefühlt hatte, rief ihnen zu: „Wer ſich niederſezt, ſchläft ein, und wer einſchläft, erwacht nie wieder!"

Seiner eigenen Warnung ungeachtet, vermochte es der Schwede bald darauf ſelbſt nicht mehr weiter zu gehen. So mächtig befiel ihn die Müdigkeit und die Benommenheit, daß er niederſaß, und ſofort in einen erſtarrenden Schlaf verfiel. Sir Joſeph war faſt der einzige, der die übrigen, gleichfalls auf dem Punkt niederzuſinken, durch Rufen, Warnen und Drohen aufrecht erhielt. Indeß gelang es dennoch zulezt, den Doktor wieder zu erwecken, und ihn gleichſam gewaltſam mit fortzuſchleppen. Er hatte faſt gänzlich den Gebrauch ſeiner Glieder verloren, und es war merkwürdig, daß ſich hierbei die Muſkeln ſo ſehr zuſammen gezogen hatten, daß ihm die Schuhe von ſelbſt von den Füßen fielen. Man hatte mit vieler Mühe endlich ein Feuer angemacht; hierher wurde nun allmählig die ganze Geſellſchaft zum Theil mit Gewalt zuſammen getrieben, bis auf ein Paar unglückliche Bediente, welche gleichfalls der Erſtarrungsſchlaf ergriffen hatte. Nur ſchlafen und ſterben, hatte Richmond, ein Neger, bereits zu Anfange ſeines Schlafs erklärt; da es unmöglich war ihn fortzuſchaffen, ſo mußte man ihn und einen ſeiner gleichfalls erſtarrten Landsleute dem Schickſal

überlaſſen, nachdem man ſie zuvor mit Baumzweigen auf das ſorgfältigſte bedeckt hatte. Jetzt war es hoch Mitternacht, der Schnee fiel in großen Flocken, und ſo denke man ſich die kleine Geſellſchaft in einem völlig unbekannten Lande, weit von den Schiffen, alſo von aller Hülfe entfernt, mitten in tiefer Dunkelheit, von Kälte ſtarrend, kaum vermögend an einem dürftigen, mühſam unterhaltenen Feuer das Leben zu friſten. Man ſuchte ſich durch den einzigen auf den Nothfall mitgenommenen Rum in etwas zu ſtärken; allein die einzige Bouteille Rum war verſchwunden; der Matroſe, der den beiden erſtarrten Negern zu Hülfe geſandt war, hatte ſie entwendet. Jetzt hielt man ſich mehr als zuvor überzeugt, daß die Verirrten ein Opfer der Kälte werden würden, als man plötzlich das Rufen des Matroſen vernahm. Er war aber auch von den Dreien der Einzige, der ſich am Leben erhalten hatte. Die beiden übrigen fand man bei Tagesanbruch unwiederbringlich verloren; die Kälte hatte ſie getödtet. Jetzt fing der Tag an zu grauen; es ſchneiete ſtark, weit umher ſah man nichts als weiße, öde Gefilde. Nur erſt gegen 10 Uhr Vormittags zertheilte die Sonne das Schneegewölk; nun dachte die Geſellſchaft lebhaft an die Rückkehr zu den Schiffen. Allein ſie waren von der Kälte und von der Anſtrengung bei dieſem Abentheuer ſo ſehr von Kräften gekommen, daß ſie bei der gänzlichen Erſchöpfung es nicht wagen durften, dieſe Reiſe anzutreten, ohne zuvor wenigſtens auf irgend eine Art ihren quälenden Hunger in etwas zu befriedigen.

Von Lebensmitteln war ihnen ſchon vor der Nacht nichts mehr übrig, denn ſie hatten nur auf eine Sommer-Excurſion von 10 bis 12 Stunden gerechnet. In dieſer Noth nahmen ſie ihre Zuflucht zu dem einzigen wohl nur in ſolcher Lage genießbaren Nahrungsmittel. Beim Eindringen in die Waldung am vorigen Tage hatten ſie einen Raubvogel, einen Geier, geſchoſſen. Die Geſellſchaft beſtand jetzt noch aus 10 Perſonen; dem Vogel zog man demnach die Haut ab, er ward ſodann in 10 Stücke zerlegt, und ein jeder richtete ſich nun den ihm von dem Geier zu Theil gewordenen Biſſen nach ſeiner Willkühr am Feuer zu. Hierdurch in etwas geſtärkt, traten ſie den Rückweg an: ſie gelangten nach einem Marſch von 3 Stunden an die Küſte. Wie froh ward ihnen, da ſie ſich zufällig weit näher bei den Schiffen befanden, als ſie geglaubt hatten! Und, ſagt Cook, auch wir alle hatten keinen geringen Theil an der Freude, ſie wieder zu ſehen, denn jeder von uns ſchwebte in großer Furcht für ihr Leben.

Dieſe treue Darſtellung eines Sommertages in der ſüdlichen Breite von 55 Graden (alſo etwa in der Breite von Copenhagen), dient wohl ſtatt vieler andern Beweiſe für die Furchtbarkeit des dortigen Klimas.

Unſtreitig iſt der Mangel an einer hinreichenden Maſſe Landes die Haupturſache dieſer gegen die nördliche Erdhälfte unverhältnißmäßig größern Kälte. Zwar verweilt die Sonne, zufolge der Geſetze des Laufs der Erde, 8 Tage länger in den nördlichen Zeichen; allein wenn auch hierdurch die nördliche Hemiſphäre um etwas länger erwärmt wird, und die ſüdliche alſo zugleich um 8 Tage länger die Wärme entbehret, ſo iſt dies dennoch viel zu unbedeutend, als daß es blos dadurch zu erklären ſtände, wie im Sommer das ſüdlichſte Patagonien, ferner Feuerland, Staaten- und Sandwichsland ſtets mit Schnee bedeckt erſcheinen, und dieſe Küſten jederzeit das Bild der Erſtorbenheit an ſich tragen.

Dies reiche im Allgemeinen hin für das hieſige Klima. Indeß verdient noch ein hierher gehörendes Phänomen erwähnt zu werden, welches uns nur erſt die Beobachtungen der letztern Zeiten bekannt gemacht haben. Dies iſt das Südlicht. Es zeigt ſich ſo brillant und farbenreich, als unſer Nordlicht. Molina nennt, als eins der älteſten und merkwürdigſten in Chile, alſo in der ſüdlichen Hemiſphäre beobachteten Südlichter, das vom Jahre 1640. Man ſah es damals vom Februar bis zum April. Im 18ten Jahrhundert, bis 1766, führt er nur vier Südlichter an; allein, ſagt er, weiter in Süden, z. B. im Archipel von Chiloe, kommen ſie häufiger vor. R. Forſter beobachtete auf ſeiner Weltumſeglung 1773, zwiſchen den 58ſten und 60ſten Graden der Breite, in den letztern Tagen des Februars kurz hinter einander fünf verſchiedene Südlichter, und bald darauf zwei andere im März.

Die Küſten dieſes traurigen Landes ſind, von Rio de la Plata an, in Oſten ziemlich gerade begrenzt, und ohne davon getrennte Inſeln; nur einige neuere Karten zeigen gegen 42½ Grad ſüdl. Breite eine haakenförmig hervorgehende Landenge, die Halbinſel St. Joſeph. Jenſeits des 50ſten Grades fangen hingegen in Oſten die Spuren vormaliger Cataſtrophen an. Hier zeigen ſich die erſten nahen Inſeln, die berühmten Falklands-Inſeln, oder Malouinen; worauf dann bald nachher eine beträchtlichere Zertrümmerung beſtätiget wird, durch die Magellans-Straße, durch das in ſich zertheilte Feuerland, und durch die ganz in Süden gelegenen kleinern Splittern, Staatenland und weiterhin noch unbedeutendere Inſeln Ramirez, Barneveld, l'Hermite (hier Cap Horn) und andere. Auch iſt am ſüdweſtlichen Theile von Patagonien, etwa gegen den 52ſten Breitengrad, noch ein Vulkan vorhanden, der den Namen Volcan de los Gigantes führt; wahrſcheinlich wegen der Sage einer dortigen Rieſen-Nation.

So wie man gegen Weſten zum Südmeere, oder dem großen Ocean vorrückt, nehmen dann die Spuren jener Cataſtrophen des Continents bedeutend zu. Vom nordweſtlichen

Feuerlande an liegt Inſel an Inſel, und dies geht zum Archipel von Toledo, und von dort weiter hinauf bis über den Archipel von Chiloe fort.

In Anſehung des Binnenlandes iſt bereits vorhin verſchiedenes, die dortigen Flüſſe betreffend, angezeigt. Wirkliche Seitenzweige der ſüdlichen Alpen zeigen ſich aber nirgend; nur wellenförmig gebildete Flachen, durch Thäler, einzelne kurze Bergketten, die ſich bald im Lande ſelbſt verlieren, Hugel und Sümpfe unterbrochen, werden von kleinen Flüſſen durchſchnitten.

Nördlich des Rio Colorado, oder Moya, oder Huaranca de Leuvo liegt auch eine Sandwüſte, Hueca Mapu (Teufels Land), welche die Indianer bei ihren Reiſen zum Meere ſorgfältig meiden. Auch ſind unweit dieſer Gegenden mehrere Salzſeen, ſo wie überhaupt viele dieſer Flächen reich ſind an natürlichem Salpeter. Beträchtlich weiter nach Suden, zwiſchen dem 46ſten und 47ſten Grade ſetzen einige Neuere den kleinen See Cotaguape, und laſſen daraus den Fluß Gallego hervorgehen; Falkoner konnte ſich deſſen nicht verſichern, doch ſprachen die Eingebornen von einem Fluſſe in dieſen Gegenden. Der Gallego, der ſich etwa unter dem 52ſten Grade ins atlantiſche Meer ergöſſe, wäre der letzte über der Magellans-Straße.

Es mangelt mithin dem Lande nicht gänzlich an Abwechſelung und Fruchtbarkeit. Die Thäler gewähren dem wilden Hornvieh gute Viehweiden, auch kommen hier Guanaken vor. Falkoner nennt ſogar hier noch den Tapir, der freilich für die hieſigen Sümpfe ſich eher ſchickt, als die Llamas; allein die räuberiſchen großen Katzenarten, ſagt er, gehen nicht ſo weit nach Süden hinab, indeß fand Byron dennoch bei Port Deſiré, (47° 50′) einen großen Tieger, vielleicht den Puma. Dagegen zeigen ſich bis zur Magellans-Straße Haſen und Füchſe verſchiedener Art. Vidaure nennt einen der letztern Culpea, und gibt ihm eine größere Statur, als dem gemeinen Fuchs. Wahrſcheinlich iſt dies Thier der wilde Hund oder der kleine Wolf der Falklands-Inſeln *). Auch findet ſich hier eine Art Muffetten, oder Stinkthiere, vielleicht Büffons Zorill. Die Patagonier nennen es Yaguana, und tragen das Fell als Kleidungsſtück.

Für die Ornithologie ſind hier mehrere Arten Landvögel, unter ihnen auch der Condor; Byron gibt eine gute Beſchreibung davon; mit ausgeſpannten Flügeln maß der Vogel 12 Fuß. Ferner Adler, Geier, Eulen, Habichte und Tauben, Entenarten, Faſane und Rebhühner.

Auch mangelt es nicht an kleinen Waldungen; denn die größern hören bereits jenſeits der beiden Flüſſe Deſaguadero auf.

---

*) M. ſehe weiter unten.

Eins der wichtigſten Vegetabilien dieſer dürftigen Gegenden iſt, außer den antiſcorbutiſchen Kräutern, der dortige Zimmtbaum. Der Schiffskapitain Wilhelm Winter, welcher im Jahre 1578 mit dem berühmten Drake um die Welt gieng, ward durch Sturm von dem Admiral in der Magellans-Straße getrennt. Er ſah ſich gezwungen nach England zurück zu kehren, und brachte von dorther dieſe Rinde zurück nach Europa. Der Baum heißt in Chile Boighe (Boighe cinnamomifera oliva fructu, Feuillé), und wird von den Araukern als ein heiliger Baum angeſehen. Er wächst in dem wärmeren Chile bis zu der Höhe von 50 Fuß, und ſein Holz wird da zum Bauen gebraucht; im eigentlichen Magellans-Lande, oder Patagonien, erreicht er aber nur 20 Fuß. Linné rechnet ihn zu den Gewächſen mit 12 Staubfäden in einer Zwitterblume (Dodecand. Monogyn.); allein Andere behaupten, der Boighe ſeye eine Dyrmis, und zwar die, welche Commerſon Dyrmis punctata nennt. Sloane ſetzt den Baum der wahren Winterrinde, alſo den auf Patagonien, unter die Pereclymenen, und von dieſem müſſe eigentlich die weiße Rinde (Canella alba) kommen, welche ſich als Handelsprodukt einigermaßen dem orientaliſchen Zimmt nähert. Die Blume iſt weiß und wohlriechend; die Blätter kommen mit den Lorbeerblättern überein. Die Kraft der Rinde iſt magenſtärkend und ſchleimzertheilend, auch dient ſie gegen den Scorbut. Sie wird in ähnlichen, röhrenmäßigen Stücken, wie der wahre Zimmt, zu uns gebracht. Sind es auch zwei ganz verſchiedene Bäume, welche uns ſolche Rinde liefern, und iſt auch der eine davon in Weſtindien zu Hauſe, ſo gehört dennoch der andere offenbar nach Patagonien; denn einer der größten Botaniker, Sir Joſ. Banks fand ſie auf Terra del Fuego. Er ſagt ausdrücklich, die Natur habe das Feuerland mit der Winteranea aromatica reichlich verſehen; der Baum ſey nicht zu verkennen wegen ſeiner breiten Blätter, die den Lorbeerblättern ähnlich und dabei von einem lichten Grün ſeyen. Die Rinde ſtreife ſich leicht vermittelſt eines Holzes oder Knochens ab, und man könne ſich ihrer auch als eines Küchengewürzes bedienen. Ebenfalls fand er hier kleine Waldungen von der ſüdlichen Birke (Betula antarctica), die dennoch 30 bis 40 Fuß hoch wird.

Unter dem verſchiedenen Nadelholze dieſer Gegenden führt Falkoner eine vorzügliche Tanne an, welche man beſonders in den Gebirgen der Huilliches, einer zu den Patagoniern gehörenden Nation, unweit der Andes findet. Sie hat das Eigenthümliche, daß ſie von Natur mit geraden Linien vom Gipfel bis gegen die Wurzel hin bezeichnet, oder gleichſam abgetheilt iſt. Um den Baum in ſtarke Breter zu verwandeln, ſoll man ſtatt der Säge nur Keile bedürfen. Werden dieſe längs des Baums, jenen Linien gemäß, eingetrieben, ſo

ſoll man ſtarke und ſelbſt glättere Breter erhalten, als dies vermittelſt einer Säge geſchehen kann. Sowohl von dieſer Tannenart, als von andern hieſigen Fichten geht eine beträchtliche Menge in breiten Flößen auf den Flüſſen Nahueltuapi und Sanquel zu dem Hauptfluſſe, dem großen Sauces der Spanier (dem ſchwarzen Fluß Cuſu Leuen), zur Bay St. Mathias, als Schiffsbauholz hinab.

Dies wäre etwa im Allgemeinen das Bild jenes großen Continents von mehr als 8000 Quadratmeilen, welches von Chiloe aus nach Süden die neue Welt beendigt. Man ſieht ſchon, daß es mit den nördlich liegenden Ländern nicht wetteifern könne, und man begreift, wie einem dort angelegten Etabliſſement, oder einer dort zu errichtenden Colonie weit größere Schwierigkeiten entgegen ſtehen, als denen in Braſilien oder in Chile. So hätte der ſpaniſche Hof es auch leicht zuvor ſehen können, was in dieſem Lande eine Colonie für Schickſale haben müſſe, zu einer Zeit, wo weder Paraguay noch Chile ſchon ſo weit gediehen waren, um durch ihre Nähe Hülfe zu erwarten. Dennoch wagte es Philipp II. auf den betrügeriſchen Bericht, welcher ihm von Pedro Sarmiento über dieſe Länder abgeſtattet war, an der Magellans-Straße eine Colonie anzulegen.

Der König ſandte dieſen romanesken Seemann im Jahre 1581 dorthin, mit einer Flotte von 2[illegible] Segeln, unter der Führung des Admiral de Valdes, nebſt 3500 Menſchen, und 500 Walloniſcher Truppen. Sarmiento hatte vorgegeben, man könne zu der neuen Colonie ſolche Orte wählen, woſelbſt die Breite der Magellans-Straße ſo geringe ſey, daß man den Durchgang durch Kanonen hemmen könnte. Sarmiento ward zum Gouverneur dieſer magellaniſchen Kolonie erklärt. Er errichtete auch wirklich ein Paar Ortſchaften in der Straße, und nannte die Stadt, die er dort unter 53° 10′ erbauete und mit 400 Menſchen, mit Batterien und Kanonen verſah, Philippeville. Allein dieſem großen Vorhaben widerſprach gänzlich die hülfloſe Lage und beſonders das Klima. Keine der Kornarten und Früchte, welche ſie hier ausgeſäet hatten, gedeihete. Die Coloniſten kamen faſt alle vor Hunger um. Als der engliſche Weltumſegler Cavendiſh 6 Jahre nachher dort landete, fand er in der leeren Forteresſe die Cadaver der meiſten Spanier noch in ihrer Monturung; nur ein Paar Menſchen, worunter beſonders Herrera war, hatten ſich mit genauer Noth erhalten. Cavendiſh führte einige dieſer Unglücklichen nach Europa zurück, und nannte dieſen ehemaligen Pflanzort Port Famine.

Freilich wäre es eine ganz andere Frage, ob heut zu Tage, bei dem großen Anwachs benachbarter, für Spanien befreundeter Kolonien, bei der ungeheuern Menge des im Binnen-

lande herumirrenden Schlachtviehs, und bei den erſtaunlichen Fortſchritten unſerer Nautik, nicht eine do t errichtete Colonie eben ſo leicht gedeihen mußte, als ſie fur eine große Seemacht, wegen der Fiſchereien und als Station zum Sudmeere, von Wichrigkeit werden konnte. Falkoner glaubt, und wie es ſcheint, nicht ohne Urſache, daß die Bay ohne Grund (Bay sans fond) an der Mündung des ſchwarzen Fluſſes (zweiten Deſaguadero) für die nach der Sudſee gehenden Schiffe große Vorzüge für Buenos Ayres haben würde. Dennoch leugneten dies die ſpaniſchen Commiſſarien, welche 1746 die Küſte in ſolcher Abſicht unterſuchen mußten; ſie ſprachen der ganzen Küſte von Gallego an, nordwärts, wegen des unfruchtbaren Bodens, faſt alle Anlage und Bequemlichkeit zu einem Etabliſſement ab. Dennoch haben zwei andere große Handelsnationen es in neuern Zeiten verſucht, wo nicht an der Küſte ſelbſt, doch auf den neben ihr gelegenen Inſeln etwas Aehnliches zu unternehmen.

Dies führt uns überhaupt zu den zahlreichen Inſeln des ſüdlichſten Amerika, und von Norden an gerechnet, zuerſt zu den Malouinen oder Falklands-Inſeln. Dieſe Inſeln ſind zwiſchen 51° und 52° 30′ ſüdl. Br., und 61° 30′ und 65° 30′ weſtl. Länge von Paris gelegen. Neben ihnen in Nordweſten finden ſich drei kleine unbedeutende Inſeln; ſie wurden von dem Holländer Sebald de Weert 1599 entdeckt, und heißen nach ihm die Sebaldinen. Die Falklands-Inſeln (ſo nannte ſie der Commodore Byron), welche dagegen aus zwei großen Inſeln beſtehen, die da beſonders in Nordweſten und in Süden eine Menge kleiner Inſelchen um ſich haben, verdankt die Geographie ganz entſchieden dem Engländer Sir R Hawkins. Der Weltumſegler Bougainville iſt offenbar partheiiſch, wenn er bald beim Americus Vespucci ſchon Spuren von den Falklands-Inſeln finden will, bald ſie aber ſogar auf die Rechnung eines Franzoſen, Beauchesne-Gouin, zu ſetzen ſucht, oder letzterm wenigſtens mit Hawkins gleiche Rechte zuzuſchreiben ſcheint, da dieſer 1700 die kleinen, unweit der großen Malouinen gelegenen Inſelchen mit ſeinem Namen Beauchesne benannte. Hawkins hatte ja bereits 1593 die größte der Inſeln entdeckt, und der Königin Eliſabeth zu Ehren ihr den Namen Hawkins Maidenland gegeben.

Sie wurden in unſern Zeiten beſonders bekannt durch den berühmten Bougainville. Dieſer that der Krone Frankreich im Jahre 1763 den Vorſchlag, dort in Rückſicht ihrer bequemen Lage für die Schifffahrt ins Südmeer, und für die Entdeckungen in Auſtralien, ein Etabliſſement auf ſeine eigene Koſten anzulegen. Mit Billigung des Königs unternahm er die Ausführung, und traf dort ein im Februar 1764. Sie

ſchienen ihm ein trauriges, ödes, ſumpfiges Land, ohne Holzung, und nur mit hohem Graſe und Binſen bedeckt. Mit gleichen, ja noch dunklern Farben ſchildert ſie auch der Cap. M'Bride. Denn die Engländer hatten faſt in eben dieſen Jahren, aufgefordert von dem erſten Lord der Admiralität, Egmont, ein Etabliſſement auf der weſtlichen Inſel errichtet. M'Bride ſagt, als er nach dem Commodore Byron, der im Jahre 1764 den in Beſitz genommenen Hafen Egmont benannte, zwei Jahre darauf dort ankam: „Wir ſahen eine Maſſe zerſtückelter Inſeln, die nichts als Sumpf, nebſt nacktem Gebirge enthielten, und fortwährend, ſelbſt mitten im Sommer, von harten Stürmen geſchlagen wurden. Die vielen weit hervorgehenden Landſpitzen, die tiefen Einſchnitte, welche das Meer aller Orten, beſonders in Nordweſten, hervorgebracht hat, bilden indeſſen hin und wieder treffliche Häfen.“

Weiterhin ſchien ſich Bougainville dennoch etwas mit ſeiner neuen Inſel auszuſöhnen. Aber die Franzoſen erſtaunten nicht wenig, als ſie eine unermeßliche Anzahl Seevögel vorfanden, die ſich von ihnen todtſchlagen, ja ungeſcheut mit Händen greifen ließen; ein Zutrauen, das ſie bald Urſache hatten zu bereuen; die gutartigen Thiere kannten den großen Mörder aller Ruhe und des daraus entſpringenden Glücks, den Menſchen, nicht! Indeß behielt Frankreich dieſe Inſeln nicht lange. Nach beendigtem Kriege mit England, da Frankreich für ſeine Schiffe, die aus der Südſee von Oſtindien kamen, oder von Europa dorthin giengen, nicht mehr nöthig hatte, beſorgt zu ſeyn, und da Spanien ſchon längſt dieſes Etabliſſement als einen Eingriff in ſeine dortigen Rechte anzuſehen glaubte, ſo übergaben die Franzoſen mit Accord der Rückzahlung aller auf die Colonie gewandten Koſten, die Malouinen an Spanien. Bougainville ſelbſt führte am 1ſten April 1767 dieſen Auftrag aus. Als aber die Spanier ihre neuen Koloniſten hierher führten, beklagten ſie bitter die dafür von der Krone bezahlten Unkoſten (600,000 Livr.), denn auch ſie fanden ein ſo trauriges Land, daß ſelbſt der Chef der Colonie, der Obriſt Catani, ſein Amt gerne mit dem unterſten Bedienten in Buenos Ayres würde vertauſcht haben.

Indeſſen macht Pernetty dennoch keine ſo gänzlich unvortheilhafte Beſchreibung von dieſen Inſeln, und zeigt durch ſeine umſtändlichen Nachrichten von den dortigen Produkten, daß allerdings einige der Aufmerkſamkeit der Naturaliſten wohl werth ſind.

Begreiflich kommen hier alle die großen Robbenarten und Wallfiſche vor, deren bereits bei Chiloe Erwähnung geſchehen iſt. Auch fing man eine kleine Art Hechte ganz ohne Schuppen und bis auf den Knochen völlig durchſichtig.

Von Fiſchen des ſüßen Waſſers, denn die Malouinen haben mehrere kleine Flüſſe und Bäche, kommt hier ein grüner Fiſch vor, von der Größe einer Forelle, aber gänzlich ohne Schuppen.

Unter den Vögeln zeichnen ſich beſonders die Fettgänſe oder Pinguine (Aptenodytes, Forſter), dieſe ſonderbaren Mittelgeſchöpfe zwiſchen Fiſch und Vogel, hier ſowohl durch die Mehrheit der Arten, als die Zahlloſigkeit ihrer Individuen, aus. Rechnet man die von Pernetty, Bougainville, Molina und Forſter für dieſe Südländer angegebenen zuſammen, ſo gehören ihnen von allen Arten der 12 bekannten Pinguinen ſicher mehr als die Hälfte. In ſo erſtaunlicher Menge fand man ſie hier, daß, als Bougainville das hohe Gras, worin ſich gleichfalls die Seelöwen und Robben oft verbergen, auf einer kleinen Inſel anzündete, man über 200 dadurch getödtete Pinguine antraf. Daher ward denn dieſe, die zuvor die Pinguins-Inſel hieß, Isle brulée genannt. Die größte Art dieſer Thiere (Aptenod. patagonica) hat ein ſchönes, bedeutendes Anſehen. Sie ſind, aufrechtſtehend, völlig 3 Fuß hoch, haben einen langen ſtarken Schnabel, oben auf ſind ſie von einem dunkeln Blau, der Unterleib von glänzendem Weiß. Ein Palatin oder Halskragen von ſchönem Gelb läuft vom Kopfe herab bis zum Unterleibe, und der lange Hals, die ſchlankere Geſtalt, als bei den übrigen Pinguinen, geben ihm eine Art von Pracht und vornehmen Weſen. Dieſes Thier lebt mehr in der Einſamkeit; es läßt ſich leicht zähmen und unterſcheidet bald ſeine Wärter, fraß dabei ſowohl Brod, als Fiſche und Fleiſch. Uebrigens haben dieſe Vögel etwas Drolliges in ihrem Anſehen und Betragen. Der ſonderbar aufrechtſtehende Körper, die ledernen Lappen, welche ſtatt der Flügel an den Seiten herabhangen, der watſcheligte Gang, alles dies zuſammen macht ein groteskes Ganze. Dabei wohnen verſchiedene Arten von ihnen in Erdhöhlen, wie die Füchſe in ihren Bauen, oder auch unter den Seeblumen, wie die Robben. Nähert man ſich ihnen, ſo fliehen ſie in ihre Höhlen oder Baue, und wackeln mit dem Kopfe von einer Seite zur andern; dies hat, dem Pernetty zufolge, völlig das Anſehen der Mocquerie, als ſagten ſie zu ihrem Verfolger:

Ah, le beau Monsieur que voilà!

Die kleinſte Art (Aptenod. chrysocome) zeichnet ſich nicht blos durch einen gelben Federbuſch aus, den ſie erzürnt in die Höhe richtet, ſondern auch durch ihren ſonderbaren hüpfenden Gang; man nannte ſie daher dort Pinguin sauteur, den Springer. Die Matroſen fanden das Fleiſch dieſer Vögel eßbar.

Von fliegenden Seevögeln, faſt aller Gattung, wimmelt es auf den Malouinen. Sie niſten zum Theil in den Erdhöhlen

und in den Felſen, und mehrere Arten ſind eben ſo genießbar, als ihre Eier. Auch einige Landvögel kommen hier vor, beſonders eine Art Droſſeln, welche den Menſchen ſo wenig ſcheuten, daß man ſie mit Stöcken bei Dutzenden todtſchlug. Die Franzoſen fanden, daß der eingeſalzene Magen der Pinguine eine genießbare Koſt ſey.

Nur ein einziges Quadruped traf man auf dieſen Inſeln an, eine Art von Fuchs. Bougainville nennt es den Wolfs-Fuchs (Loup renard), weil er ſich einen Bau gräbt wie der Fuchs, und ihm auch durch den ſtark behaarten Schwanz ähnlich iſt. Er hat die Größe eines gewöhnlichen Hundes, auch iſt ſeine Stimme ein ſchwaches Bellen, ſo daß Pernetty ihn daher den wilden Hund nennt. Die franzöſiſchen Marine-Officiere wurden von dieſem Thiere angefallen.

Es ſcheint ziemlich gewiß, daß dieſer Wolfs-Fuchs das Thier ſey, welches Molina in Chile vorfand, und es unter dem Namen Culpea beſchreibt (Canis Culpaeus cauda recta elongata apice concolore laevi). Auch er nennt es einen wilden Hund, von brauner Farbe, der den Fuchs an Größe übertrifft, wie ein Hund bellt, nur mit ſchwächerer Stimme, und ſich wie der Fuchs einen Bau gräbt. Nicht nur hierin ſtimmt der Culpea alſo mit dem wilden Hunde der Malouinen überein, ſondern auch darin, daß er ſich dem Menſchen nähert, aber ſtets zu ſeinem eigenen Schaden, denn er wird eben daher oftmals von den Jägern geſchoſſen. Commodore Byrons Leute tödteten eben daher auf den Falklands-Inſeln in kurzer Zeit fünfe davon. Er beſchreibt ſie als von der Größe eines mittelmäßigen Bullenbeißers (Mastif), dabei aber außerordentlich ſchnell und gefräßig; die Mündung ihrer Höhlen war mit Seehunds- und Pinguinen-Fellen umgeben. Wenn aber der Wolfs-Fuchs der Malouinen von außerordentlicher Magerkeit war, ſo läßt ſich dies wohl aus der Dürftigkeit des Landes, alſo der Nahrung, erklären, die ihm in dem höher liegenden fruchtbareren Continente zu Theil werden mag.

Die Malouinen ſind reichlich mit Muſcheln und Seeſchnecken verſehen, dagegen findet man auf dem Lande keine Schlangen noch giftige Inſekten irgend einer Art.

Die Flora iſt hier zwar dürftig; indeß zeigen ſich dennoch einige bedeutende Merkwürdigkeiten. Darin nimmt wohl eine Pflanze den erſten Platz ein, welche gleichſam die Bilonerin der Oberfläche des dortigen Landes ſelbſt iſt. Dieſe Oberfläche iſt nämlich mit einer unglaublichen Menge kleiner Erdhügel, kleiner grüner Erhabenheiten bedeckt. Sie beſtehen aber jede aus einer einzelnen Pflanze, die einen kahlen Stengel treibt, von etwa 1 Fuß Höhe. Hierauf liegt ein weiter concentriſcher Trichter ganz kleiner, dreyzackiger, hellgrüner,

Blätter,* ſo dicht auf einander geſchichtet, daß man ſie nur mit Sorgfalt von einander trennen kann, und daher das Anſehen hat von einer einzigen nabelförmig eingebogenen Fläche, worauf kleine Blättchen eingegraben ſind. Das Ganze iſt einer flachen Artiſchocke, oder, wohl noch genauer, einer großen Hauswurz (Sedum) ähnlich, hat aber eine ſolche Feſtigkeit, daß es, ohne zu zerbrechen, eine bedeutende Laſt trägt, und ſich nur mit großer Gewalt zerreißen läßt. Bougainville ſagt ausdrücklich, er habe ſich auf dieſes ſonderbare, bis dahin unbekannte Gewächs mit eben ſo großer Sicherheit hinſetzen können, als auf einen Stein. Der Durchmeſſer eines Pflanzentrichters beträgt oft 6, ja nach Pernetty, ſogar bis 10 Fuß; die Blumen ſind nur klein und grau, ſo wie auch die Saamenkapſeln; der Saame ſelbſt gleicht den Aniskörnern.

Dieſe Pflanze wird aber dadurch noch merkwürdiger, daß ſie ein Gummi, oder vielmehr ein Harz, ausſchwitzt. Aus dem Herzen und aus den zerriſſenen Rändern, beſonders aber aus dem zerſchnittenen Stamm treten Tropfen einer gelblichen gummöſen Materie hervor, die der Milch der Wolfsmilch (Tithymalus) gleichet, und ſich zwiſchen den Fingern wie ein Leim ziehet. Pernetty nannte daher die Pflanze Firniß-Pflanze, (Plante au vernis). Auch die Wurzel gibt dieſe zähe Materie, die aber ein Harz iſt, da ſie ſich im Waſſer gar nicht, ja ſelbſt im Weingeiſt nicht gänzlich auflöst, ſondern einen ſchwammigen Bodenſatz zurück läßt. Verbrannt riecht das Harz wie Gummi ammoniac, hat auch eben den Geſchmack, und das verbrannte Reſiduum hatte eben den Geruch. Dieſen nahm ſelbſt nach mehreren Tagen das Waſchen nicht hinweg. Dennoch verlor ſich dieſes zähe Harz von ſelbſt an der Luft bei der losgeriſſenen Pflanze, beſonders wenn Regen darauf fiel. Einige Matroſen bedienten ſich dieſes Harzes zur Heilung kleiner Wunden mit dem beſten Erfolg.

Noch nützlicher ſind aber hier zwei Pflanzen als ſchätzbare antiſcorbutiſche Mittel. Die erſte iſt groß, gehört aber dennoch zu den fortrankenden Pflanzen; die Blätter ſitzen paarweiſe an einem ſehr kurzen Stiel, und haben einige Aehnlichkeit mit den Blättern der ſo eben beſchriebenen Harzpflanze. Sie ſind, ſo wie auch der Stengel, von der Dicke einer Schreibfeder, gelblich grün. Der Saame iſt, wie bei den Diſteln, an weißen Federn oder Flocken büſchelweiſe befeſtigt. Dieſe Pflanze liefert einen gährenden Trank, oder ein Bier, das dem Geſchmack nach, dem Getränk von den Knoſpen der weißen Tanne von Canada gleichkommt, und eben ſo vorzügliche Wirkung gegen den Scharbock leiſtet. Auch in Bädern gebraucht, that es Bougainvilles kranker Mannſchaft ſehr gute Dienſte.

Eine zweite neue Pflanze von ähnlichem Nutzen beſchreibt Pernetty als an der Erde fortrankend. Sie kommt ſowohl hierin, als in der Form der Blätter, mit dem Thymian oder Quendel (Thymus, Serpillum) überein. Als Thee benutzt, gab ſie ein angenehmes aromatiſches, dem Scorbut widerſtehendes Getränk.

Ueberdies fanden ſich drei verſchiedene Arten von Heidekraut (Erica), wovon die eine eine hochrothe Beere von angenehmem Geſchmack liefert. Sellerie und verſchiedene andere antiſcorbutiſche Kräuter hat die gütige Natur dieſem traurigen Lande eben ſo wenig, als den nördlichen kalten Gegenden verſagt.

Bougainville macht über die hieſige Flora noch einige ſchätzbare Bemerkungen. Es gibt hier, ſagt er, zwar mehrere Arten von Blumen, aber alle ſind ſie ohne Geruch. Ferner war folgendes Phänomen ſonderbar. Die von den Franzoſen und nachmals von den Spaniern bewohnte Inſel, alſo die öſtlichſte der beiden Malouinen, iſt durch eine kleine Gebirgskette von Oſten nach Weſten getheilt. An der öſtlichen Seite, worauf das ſpaniſche Etabliſſement Soledad angelegt iſt, wuchs jene harzige Pflanze, und war reichlich mit dem Harze verſehen; jenſeits des Gebirges ſah man zwar ein ihr ähnliches Gewächs, allein ohne Harz; es trug in der guten Jahrszeit ſchöne gelbe Blumen.

Gehen wir von den Malouinen weiter nach Süden hinab, ſo zeigt ſich uns eine noch traurigere Inſel, oder richtiger geſagt, Inſelgruppe; nämlich das Feuerland.

Dieſes große ſüdlichſte Bruchſtück der neuen Welt erhielt nicht, wie man vermuthen könnte, ſeinen Namen von der noch lebenden Anzeige vormaliger Zertrümmerung, von dem darauf ſich befindenden Vulkan, ſondern von den Feuern der Wilden, welche Magellan (1520) bei der erſten Weltumſegelung und Entdeckung ſeiner Straße darauf erblickte. Schon damals beurtheilte dieſer große Mann die Bildung dieſes Landes richtig; dem Geräuſche der Strömungen und dem Gange der hieſigen Ebbe und Fluth zufolge, hielt er es für eine Maſſe mehrerer Inſeln, oder wenigſtens ſehr tief vom Meere zerſchnittenen Landes. Alle nach ihm kommenden Seemänner, z. B. van Noort (1600) ſtimmten hierin mit ihm ein, und letzterer ließ ſich ſelbſt nicht durch die hohen Gebirge, wodurch das Land das Anſehen eines Continents erhält, täuſchen. Auch geben es noch jetzt die Nachrichten und Karten als ein in mehrere Inſeln zerſchnittenes großes Eiland an. Selbſt die neueren Unterſuchungen der Spanier von 1765 und 1766, beſchreiben es ſo, und ſetzen hinzu, daß die weſtlichen Inſeln klein, und wie die Malouinen voller Sümpfe und Moräſte ſind.

Dieſer weſtlichſte Theil bildet dann mit dem Staaten-lande, die, durch ihren ſo unverdient unglücklichen Entdecker, berühmte Straße le Maire. Sie iſt bemerkbar durch ein hohes Gebirge, beim Cook der Zuckerhut (Sugar loaf) genannt, iſt im Sommer nicht ohne Grün und gutes Waſſer und ſichre Häfen, allein die Spitzen der Hügel ſelbſt ſind doch durchaus nackt.

Parkinſon kommt völlig mit Anſon in ſeiner Beſchreibung überein. „Die Natur, ſagt er, zeigt ſich hier furchtbar. Zu beiden Seiten, ſowohl auf Feuer- als auf Staatenland erblickt man nichts als wilde, ſchreckliche Felſen mit Schnee bedeckt, die man nicht ohne Schauder betrachtet."

Hingegen zeigen ſich gegen Süden, und überhaupt im Innern des öſtlichen Landes, wenn es von Magellans-Straße geſehen wird, hohe, ſtets beeiſete Gebirge. Unter ihnen ward der Vulkan des Mittellandes von mehreren Seemännern deutlich bemerkt. Clements Bericht darüber beſtätigt daſſelbe; Frezier und der ihnen nachfolgende Brignon ſah am Tage deutlich Rauch davon aufſteigen.

Feuerland erſtreckt ſich von 52° 38′ bis über den 55ſten Grad ſüdl. Br., und von 66° 15′ bis gegen den 75ſten Grad weſtl. Länge von London, von wo eine Reihe kleinerer Inſeln anhebt, die die Magellans-Straße gänzlich ausbilden.

Ganz in Süden der neuen Welt verdienen hier wenigſtens die kleinen Inſeln, welche der holländiſche Admiral l'Hermite entdeckte, und die ſeinen Namen führen, genannt zu werden. Hierauf iſt nämlich das Cap Horn gelegen, der berühmteſte Grenzort von ganz Amerika in Süden, unter 55° 42′ ſüdl. Br. Auf eine höchſt unpartheiiſche Weiſe hat Fleurieu vor kurzem bewieſen, daß dem engliſchen Weltumſegler Drake die Ehre zukomme, dieſen äußerſten Punkt der neuen Welt zuerſt entdeckt zu haben. Er iſt berühmt, denn der Weg um dieſes Cap ins Südmeer wird jetzt von vielen Seefahrern den übrigen vorgezogen. Freilich ſind D. Ramirez Inſeln noch ſüdlicher gelegen, allein es ſind nur unbedeutende Punkte, und daneben unbeſucht.

Eben ſo überflüſſig ſcheint es zu unſerer Abſicht, der großen Anzahl kleiner Inſeln zu erwähnen, welche gegen die Mündung der Magellans-Straße in das Südmeer Terra del Fuego beendigen.

Genug alſo von dem dürftigen Lande Patagonien, vielleicht gewähren ſeine Bewohner ein größeres Intereſſe. Seit Jahrhunderten waren dieſe Menſchen ein deſto wichtigerer Gegenſtand der Neugierde, je fabelhaftere Nachrichten uns die Reiſenden von ihnen gaben. Gewohnt in den traurigen Eisländern des Nordens, Grönland und Lappland, eine ihnen ähn-

liche, dabei kleine, ja zwergartige Menſchenrace vorzufinden, ſchien dem erſten Anblick nach hier in dem kalten Suden die Natur ſich eben ſo entgegenſtehend, als die beiden Pole ſelbſt. Die erſten Weltumſegler, beſonders einige Spanier und Holländer, z. B. Sarmiento, Argenſola, Janſſen, laſſen uns dort Geſchöpfe ſehen von 9, ja 12 Fuß Höhe, dabei koloſſaliſch gebauet, kurz, wahre Rieſen. Andere Reiſende erwähnen indeß nur gewöhnliche, ja zum Theil kleine Menſchen.

Nur unſern neuern Weltumſeglern verdanken wir die Auflöſung dieſes Knotens, die Wahrheit. Es wird ſich nach kurzer aber richtiger Darſtellung der von ihnen bemerkten Nationen ſogleich zeigen, daß die Natur über den ganzen Erdball ſich ſtets getreu bleibt.

Das große Gebiet, welches wir ſo eben unter dem Namen Patagonien durchgegangen ſind, wird von mehreren Volksſtämmen und ſelbſt von verſchiedenen Menſchenracen bewohnt. Einige von ihnen haben wir bereits bei Chile, und ſelbſt vormals bei Paraguay kennen lernen. Denn die Abiponer, noch mehr aber die Moluchen oder Arauken, durchwandern ſchon zu Zeiten jene große Wüſten, die Pampas, welche bereits an das nördliche Patagonien gränzen. Dieſer Völker dürfen wir daher nicht weiter erwähnen. Auch ſtimmen die Puelches und Cunches ſowohl in der Sprache, als auch größtentheils in ihren Sitten mit jenen Araukern (Moluchen) überein. Zwar hat uns Falkoner die umſtändlichſte Nachricht von dieſen und den hier folgenden Nationen gegeben, dennoch herrſcht darin viel Unbeſtimmtes. Von dieſen Moluchen weichen ſchon die ſüdlichen, die Huillichen durch ihre Mundart ſehr von den übrigen ab; ſie reden nämlich ein Gemiſch der Chileſiſchen und der Tehuelhets-Sprache. Daneben ſind ſie zugleich ſehr anſehnliche, ſtarke Menſchen; ſie erſtrecken ſich von Valdivia an gerechnet bis gegen die Magellans-Straße.

Die Nationen, welche uns aber hier mit noch größerm Rechte intereſſiren, ſind die Tehuelhets; dieſe kennt man in Europa vorzugsweiſe unter dem Namen der Patagonen. *) Die Spanier nennen ſie Serranos, Bergbewohner. Dieſe Tehuelhets zerfallen in mehrere Stämme, z. B. in die Leuruches, oder das Fußvolk, und Callile-Het, das Bergvolk. Letztere theilen ſich abermals in die Culi lau-Cunnys,

---

*) Dieſer Name rührt ſchon von dem erſten Weltumſegler Magelhaens her. Er ward dazu veranlaßt durch die Schuhe oder Pantoffeln, welche Einige dieſer großen Nation trugen, und wozu ſie die Pfoten der Thiere unbereitet benutzt hatten, da Pata im Spaniſchen eine Thierpfote oder Tatze heißt.

Schuau = Sunnys und Yacono = Sunnys (Sunny bedeutet Land).

Die Wohnſitze der Stämme der Tehuelhets fangen in Süden unter denen der Puelchen und gleich mit dem zweiten Deſaguadero, oder dem ſchwarzen Fluſſe, an. Sie gehen hinab bis zu der Nation der Peypus, bewohnen mithin alle die weiten, hin und wieder gebirgigen, größtentheils aber waſſerdürftigen Landſchaften zwiſchen den 40ſten und 50ſten Breitengraden, und überſchreiten oftmals bei ihrem vagabonden Leben dieſe Gränzen beträchtlich, ſowohl in Norden als in Süden. In dieſer ganzen, großen Region ſieht man keine feſt erbauete Ortſchaft. Die Tehuelhets und die ihnen angehörigen Stämme ſäen und ernten nicht; ſie leben von Guanaken, Haſen, Straußen und vom Pferdefleiſch. Dieſe Unſicherheit eines ſolchen Jägervolkes macht ſie daher ſtets umherirrend in dem kalten Klima. Das Pferd iſt ihnen ihr Alles; und wie bei den Abiponern, höchſtens ein leichtes Gezelt von Häuten oder Binſen, macht ihre temporaire Wohnung.

Dieſes ſind nun jene Patagonen, die ſo viel Aufſehens machten, deren Vaterland alſo auf keine Weiſe die Küſten der Magellans-Straße ſind, noch weit weniger aber das Feuerland, und deren wahre Geſtalt wir jetzt mit vieler Beſtimmtheit kennen.

Falkoner, welcher ſo lange unter den unabhängigen Nationen dieſer Länder Miſſionär war, leugnet geradezu alle Rieſen; aber auch er ſagt, daß viele der Tehuelhets 7 Fuß hoch ſind.

Bougainville, der am genaueſten und klarſten über ſie ſpricht, mag uns hier zum Hauptführer dienen, und die Nachrichten eines Byron, Guyot und Giraudais werden das noch etwa Fehlende hinzufügen.

„Die Patagonen, welche wir an der Bay Boucault (52° 18′ ſüdl. Br.) am 8ten December 1767 ſahen, waren von großem Wuchs; keiner von ihnen hielt unter 5 Fuß 6 Zoll (Par. Maaß), keiner aber über 5 Fuß 10 Zoll. Die Mannſchaft des Schiffs l'Etoile hatte in der vorhergehenden Reiſe (im Juny 1766) eben dieſelben geſehen; einer der Matroſen erkannte ſie wieder. Es iſt eigentlich ihr ungeheuer breitſchultriger Bau (énorme quarrure), die Größe ihres Kopfs und die Dicke ihrer Glieder, wodurch ſie uns rieſenmäßig vorkommen. Sie ſind ſtark und wohlgenährt, von ſtraffen Muſkeln und feſtem Fleiſche; es iſt der Menſch, der ganz der Natur überlaſſen, und durch ſaftvolle Nahrung genährt, das völlige Wachsthum erreicht hat, deſſen unſer Geſchlecht fähig iſt. Ihre Figur iſt weder hart noch unangenehm, einige zei-

gen ſelbſt etwas Artiges; ihr Geſicht iſt rund, aber ein wenig platt; die Augen ſind lebhaft; die Zähne außerordentlich weiß; in Paris würde man ſie nur zu breit finden. Sie trugen ihr langes ſchwarzes Haar oben auf dem Wirbel wieder feſt geheftet. Einige hatten lange, aber nur dünnhaarigte Schnurrbärte. Ihre Farbe iſt, ſo wie bei den übrigen Amerikanern, kupferbraun, erzfarb (bronzée).“

Die Richtigkeit der Bougainvilleſchen Beſchreibung wird nun durch mehrere der gültigſten Reiſenden beſtätigt, ſowohl von ſeinen Landsleuten, als von Engländern.

Duclos Guyot fand ihre Statur eben ſo hoch, und die größten Mützen der Matroſen waren für ihre Köpfe viel zu klein.

Hr. de la Giraudais ſtimmt hierin mit ihm überein, er bemerkt ebenfalls den ſehr breitſchultrigen Bau, gibt ihnen aber zugleich einen großen Mund, eine flache Naſe und breite Backen.

Dem Commodore Byron kamen ſie noch gigantiſcher vor. Sein Lieutenant Cummings, ein Mann von 6 Fuß 2 Zoll (engliſch) erſtaunte, als er ſich unter den Rieſen wie ein Zwerg vorkam, denn, ſetzt er hinzu, „dieſe Leute darf man viel eher Rieſen als nur große Menſchen nennen; bei uns würde nämlich ein Mann von 6 Fuß 2 Zoll, der dabei, dieſer Größe gemäß, ſehr breitſchultrig und muſkulös wäre, als ein ungewöhnliches, rieſenmäßiges Individuum angeſehen werden.“

Dieſe Menſchen zeigten ſofort ihre Nahrung ſelbſt an. Bougainville fand ganze Viertel von Guanaken an ihren Pferden herabhangen, ja er ſah, wie ſie das Fleiſch roh genoſſen. Auch führt bereits Magellan es als eine Merkwürdigkeit an, daß einer dieſer Patagonen die Ratzen gefreſſen hätte, welche die Matroſen auf dem Schiffe fingen. Indeß aßen ſie dennoch Brod und andere Speiſen, welche die Europäer ihnen anboten. Vielen waren aber die geiſtigen Getränke zuwider. Auch ſah Guyots Mannſchaft die Patagonen Fiſche, Krebſe und Seemuſcheln fangen.

Vergleicht man die gültigſten Beweiſe über dieſe vagabonde Nation, ſo waren zwar die meiſten zu Pferde, daneben fanden ſich aber gleichfalls Fußgänger, ſonſt völlig jenen ähnlich; die Weiber reiten in gleicher Stellung mit den Männern.

Die Frauen waren, Byrons und Giraudais Berichten zufolge, den Männern an Statur, nach Verhältniß ihres Geſchlechts, gleich, nur hatten ſie eine minder dunkle Leibesfarbe. Letzteres beſtätigt auch Falkoner.

Der Anzug der Männer beſteht in einem um den Körper

geworfenen Mantel, von Guanaken, Chinchen (Viverra mephitis), Yaguanos oder Otterfellen, vermittelſt eines Gürtels um den Leib gebunden. Auch tragen ſie noch ein breites Leder um die Mitte des Leibes, doch bedeckten ſich die Frauen an deſſen Statt mit einer längeren Schürze. Sonſt ſind ſie des rauhen Klimas ungeachtet, faſt nackt. Reaumürs Thermometer zeigte nämlich hier mitten im Sommer nur äußerſt ſelten 10 Grad über den Gefrierpunkt.

Die Füße bedecken ſie mit einer Art Halbſtiefeln aus Pferde-Leder, welche hinten offen ſtehen; ein ſpitzes Holz an jedem Hacken dient als Sporn. Es war bewundernswerth, dieſe Koloſſen auf kleinen Pferden über Steine und Felſen, ohne die mindeſte Furcht, im Gallop hinweg jagen zu ſehen. Ebenfalls haben ſie eine Menge Hunde, und dieſe ſind bei ihren Pferden die treueſten Wächter.

Auch dieſe Menſchen lieben den Putz. Sie ziehen nicht nur um die Augen zwei Kreiſe, den einen weiß, den andern ſchwarz oder roth, ſondern ſie bemalen überdies zuweilen das Geſicht, ja den Körper ſelbſt mit einzelnen, farbigen Linien. Bei einigen Patagonen fanden ſich kupferne, zwei Zoll breite Ringe unter dem Knie; andere hatten ähnliche Zierathen von Glaskorallen. Bei den Weibern herrſchte die Gewohnheit, ſich die Haare der Augenbraunen auszureißen oder ſie anzuſchwärzen; das Haupthaar trugen ſie ins Geſicht gekämmt. Byron traf bei ihnen, außer jenen Glaskorallen, auch bei einer der Frauen Armbänder von gelbem Metall, vielleicht blaſſem Golde, woraus ſich ſchließen ließ, daß ſie mit den Spaniern oder andern Europäern in Verbindung ſtanden.

Die Beſitzerin dieſer Bracelette und einiger Reihen auf Haaren gezogener blauen Glaskorallen, war zugleich von einer erſtaunlichen Größe, und dabei im Geſichte auf eine furchtbare Weiſe bemalt. Vielleicht war ſie eine Fürſtin? Denn wenn gleich einige Reiſende, z. B. Bougainville, keine Oberhäupter oder Anführer unter ihnen bemerkt zu haben glauben, ſo redet dennoch Falkoner ausdrücklich und umſtändlich von ihren Caziken; und Byron ſowohl als Giraudais fanden wirklich unter ihnen Männer, die ſich vor allen übrigen auszeichneten. Giraudais traf einen ihrer Stämme, oder vielmehr eine Familie, welche aus 26 Männern und 40 Frauen beſtand. Den Chef nannte man Pacha-chui, und ſeine Würde erkannte man durch ſeinen Anzug. Er trug, außer den oben angeführten Kleidungsſtücken, eine Mütze, die aus der Haut eines Vogels verfertiget war, woran noch die Federn hoch emporragten.

Der Charakter dieſes groß gebaueten Volks wird von einigen Reiſenden theils als gut, theils als böſe geſchildert, je

nachdem die Aufnahme derſelben, die oftmals ſehr von Nebenumſtänden abhängt, gut oder ſchlecht ausfiel. Dem Commodore Byron kam ein alter Mann von bewundernswürdiger Größe ganz allein entgegen, nachdem zuvor der Haufe von einigen 100 Patagonen, welche in der Nähe waren, ruhig in einiger Diſtanz ſtehen geblieben. Sie hatten zuvor mit einander laut gerufen (nach Bougainville, Guyot und Andern kam das Wort Chavva ſehr häufig dabei vor); ſie bezeugten großes Wohlgefallen an den Glaskorallen, welche er unter ſie vertheilte. Auf ein gegebenes Zeichen ſetzten ſie ſich ſodann ruhig nieder, und nun ſangen mehrere Alte in einer feierlichen Melodie einige unverſtandene Worte ab. Byron umzog den ganzen Haufen mit einer großen Rolle von grünem ſeidenen Bande, ſo weit ſie nur reichte, und theilte jedem Patagonen, der das Band mit der Hand hielt, ein Stück mit der Scheere zu. Hierbei verhielten ſie ſich alle ruhig, und ſchienen ſehr vergnügt. Auch Bougainville ward von ihnen zutraulich und gutmüthig aufgenommen, ja ſie ſuchten ſich ihm ſelbſt gefällig zu beweiſen. Als Commerçon, der berühmte Naturaliſt, Kräuter ſuchte, waren die Patagonen freiwillig dazu behülflich. Und bei dieſer Gelegenheit, bemerkt Bougainville, fand man, daß ſie einige Kenntniß der Arzneikunde haben; denn einer derſelben, der ein krankes Auge hatte, machte den Chevalier de Bouchage darauf aufmerkſam, und deutete durch Zeichen an, er möge ihm eins der Kräuter zu deſſen Heilung auswählen.

Andern Reiſenden boten ſie als Gegengeſchenke ihre Kleider, ja ſogar ihre Waffen, an; auch erhandelte man von ihnen Pferde. Es iſt daher wohl die Schuld Andrer, beſonders einiger der früheren Weltumſegler, wenn ſie mit dieſen Menſchen in blutigen Streit geriethen. Indeß ſagt dennoch Duclos-Guyot, ſie hätten ihm liſtig, verwegen geſchienen; ſie wären eher geneigt zu nehmen, als zu geben.

Ebenfalls finden ſich Verſchiedenheiten in den Nachrichten über ihre übrigen moraliſchen Eigenſchaften. So rühmen Einige die Sittſamkeit und Treue ihrer Weiber, da Andere hingegen, z. B. la Giraudais, behaupten, ſie hätten ſie ihnen ſelbſt dargeboten.

Ihre Kinder lieben ſie zärtlich, laſſen ſie aber daher völlig ohne Zucht aufwachſen. Auch äußerten ſie auf den Schiffen von Duclos-Guyot einen entſchiedenen Hang zum Stehlen der Aexte, andres Eiſengeräths und von Eßwaaren. Alle Klagen hierüber bei dem Anführer, dem Caziken Pacha-chui, waren vergebens.

Auch Falkoner geſteht, daß die Patagonen oder Tehuelhets unter allen Nationen des Erdbodens, ſo drückt er ſich

aus, die unruhigſten und entſchiedenſten Räuber wären. „Weder ein außerordentlich hohes Alter und Blindheit, noch eine andere Schwächlichkeit hält ſie von ihrem Hange zum Umherſchweifen zurück. — Sie ſind übrigens höflich, verbindlich und von guter Art, aber ſehr unbeſtändig und binden ſich nicht ſo genau an ihr Verſprechen. Sie ſind herzhaft, kriegeriſch und haben keine Furcht vor dem Tode, daher ſind ſie ſowohl den Moluchen, als ſelbſt den Spaniern furchtbar.“

Die Hauptwaffen der Patagonen beſtehen in den bereits erwähnten Kugelſchleudern *) oder Laqui, nämlich zwei runde Steine durch ſtarke Riemen verbunden und netzmäßig davon eingefaßt. Bougainville ſowohl, als de la Giraudais ſahen keine andere bei ihnen; letzterer ſagt, ſie tödteten damit bis auf 400 Schritt. Sie zerſchmettern hiermit die Hirnſchale der Feinde, und ſelbſt die Cavallerie der Spanier fürchtet dieſe Laquis ſehr. Die zur Jagd gebrauchten Laquis haben längere Riemen und kleinere Steine.

Indeß bedienen ſie ſich, ſo wie die Moluchen und die höher hinauf wohnenden Abiponer, der Lanzen, des Bogens und der Keulen; Falkoner ſagt ſogar von den Tehuelhets und Huilliches, ſie vergifteten zuweilen die Spitzen der Pfeile; die damit Verwundeten ſollen zwei bis drei Monate lang allmählig abzehren, und endlich völlig einem Skelett ähnlich ſterben.

Ihre Todten beweinen ſie feierlich. Sie malen ſich ſodann nur ſchwarz, und die Frauen ritzen ſich den Buſen und das Geſicht blutig. Sie trocknen die Gebeine ihrer Todten und verwahren ſie in eigenen weit entfernten Begräbniſſen und Zelten, die deshalb errichtet ſind. Auf die Todtenhügel ſtellen ſie die Waffen der Verſtorbenen, und um ſie her die Skelette ihrer Pferde. Die wüſte Ebene längs der Küſte, von dem Camaronen-Fluſſe an, bis etwa zum 52ſten Breitengrade, iſt mit ſolchen Begräbniſſen der Patagonen ganz beſetzt.

Bei dieſen Trauer-Ceremonien zeigen ſich Spuren ihres Glaubens an ein anderes Leben. Als Duclos nämlich ſie zu befragen ſuchte, wohin der Verſtorbene gekommen ſey, zeigten ſie mit den Händen zum Himmel hinauf. Andere Zeugniſſe einer Art von Religion oder doch Kultus geben außer jenem feierlichen Geſang beim Empfang der Fremden folgende Bemerkungen des Duclos. Der Franzoſe ſuchte den Pachachui über ſeine Religion zu befragen, beſonders ob er die Sonne anbete; dies verneinte er, bezeigte aber durch Aufhebung der gefaltenen Hände gen Himmel, daß er dennoch ein dort wohnendes oberes Weſen verehre. Und als man von einem an-

---

*) Man ſehe das vorige Bändchen.

dern Patagonen, der an einander hangend vor ſich murmelte, die Urſache hiervon zu wiſſen ſuchte, ſo gab er ebenfalls durch Aufhebung der Hände zum Himmel zu verſtehen, er bete.

Dies wird hinreichen, ſowohl diejenigen Völker des Binnenlandes von Patagonien zu kennen, welche dort gewiſſe Landſchaften zu ihrem beſtändigen Aufenthalt gewählt haben, als auch diejenigen, die da, einigen Stämmen der Tatarn ähnlich, ununterbrochen umherirren.

Nur die Bewohner der ſüdlichſten Länder von Amerika, die Gränzvölker dieſes Continents, ſind uns noch übrig. Auch ſie beſtehen nur aus rohen, unciviliſirten Menſchen, oder wie wir ſie zu nennen pflegen, aus Wilden; denn bis jetzt iſt in dieſem grauſen Klima von keinem Anbau irgend eines kultivirten Menſchen weiter die Rede.

Zwar hat ſich bei den Spaniern in Süd-Amerika die Sage einer alten ſpaniſchen Colonie im Binnenlande von Patagonien hin und wieder erhalten, und eben deswegen iſt es billig, hier der ſogenannten Ceſareer zu gedenken.

Der Biſchof von Placentia, Guttieres de Carjaval, hatte nämlich 1539, mit Erlaubniß Kaiſer Carls des 5ten, vier Schiffe ausgerüſtet, um durch die Magellans-Straße zu den Molukkiſchen Inſeln zu gelangen; Alfonzo di Camarga war Befehlshaber der Expedition. Ein Sturm ergriff die Flotte beim Eingang in die Straße, den 20ſten Januar 1540; das Hauptſchiff ward an der Küſte zerſchmettert, jedoch rettete ſich die Equipage am Ufer. Die übrigen Schiffe wurden durch ſtarken Weſtwind abgehalten, dieſe Unglücklichen, welche ihnen jammernd die Arme entgegenſtreckten, wieder einzunehmen. Unter den 250 ſo verlaſſenen Menſchen fanden ſich 18 bis 20 Weiber, und einige Geiſtliche. Dieſe Zurückgebliebenen ſollen, der Sage nach, eine Colonie im Innern von Patagonien unter 43 bis 44 Graden ſüdl. Breite, errichtet haben, welche man die Colonie der Ceſareer nennt.

Dies iſt der Bericht des berühmten Naturaliſten Feuille; allein kein anderer Reiſebeſchreiber erwähnt einer ſolchen Colonie. Feuille erzählt davon ganz ernſthaft: Dieſe Ceſareer hätten allen übrigen Europäern den Zugang zu ihrem Lande verſagt. Dies ſey ihnen aber durch die Lage deſſelben ſehr leicht geworden, indem dies Land von der Weſtſeite durch einen reißenden Strom jedermann den Eingang verböte. Man habe jenſeits des Fluſſes deutlich ſowohl fremde Menſchen geſehen, als auch weiße, zum Trocknen ausgebreitete Leinwand; ja man habe Glocken läuten hören. Ein den Ceſareern angehöriger Indianer habe ſich von einem Miſſionär erbitten laſſen, ihn nebſt ſeinem Bedienten über den Fluß zu führen. Er habe auch Wort gehalten, habe ſelbſt den Miſſionär am andern

Ufer verborgen, um ihn zu Nachts in die Stadt zu führen. Allein ſtatt deſſen habe er den Miſſionär ermordet, und nur mit genauer Noth ſey deſſen Bedienter, der Erzähler dieſer Geſchichte, entkommen.

Bedenkt man aber, daß, wenn eine Summe von einigen hundert Europäern beiderlei Geſchlechts ſich fortgepflanzt hätten, dieſe bald eine bedeutende Menſchenzahl hervorbrächten, dort Städte errichteten und ſich in einen regelmäßigen Staat ausbildeten; ſo ſcheint es unglaublich, bei der Nähe von den Miſſionsanſtalten von Paraguay und von Cujo, bei dem ſtarken Umherſtreifen und Durchſuchen dieſer Gegenden, durch die berittenen Abiponer, Moluchen und Patagonen, daß ein ſo merkwürdiges Phänomen, nämlich eine ziemlich zahlreiche Colonie von Weißen, lange habe verborgen und unbeſucht bleiben können. Die Nichtexiſtenz dieſer Colonie wird noch mehr dadurch beſtätiget, daß alle übrigen Reiſenden davon ſchweigen, vorzüglich aber durch Falkoners Aeußerungen darüber. Er lebte in dortigen Gegenden lange als Miſſionär, und bemühete ſich über dieſe ſonderbare Colonie die genaueſten Nachrichten einzuziehen. Hiernach behauptet er, daß die ganze Sache auf einem Mißverſtehen der Indianer beruhe. Wenn nämlich dieſe von einer Colonie von weißen Leuten ſprechen, ſo verſtehen ſie hierunter entweder Paraguay, Chile oder die Binnenländer Braſiliens; während daß hingegen der Europäer bei dieſen Völkern, die da weniger im Stande ſind, ſich beſtimmt über ſolche geographiſche Gegenſtände verſtändlich zu machen, ſtets Mißverſtändniſſen ausgeſetzt bleibt, beſonders da er ſelten völlig Herr ihrer Sprache iſt.

Die Ceſareer als Abſtamm von jenen Schiffbrüchigen ſind alſo entweder längſt umgekommen, oder ſie haben ſich vielleicht in eine der Miſſionen der tiefen Binnenländer verloren.

Jetzt beſchließen wir die neueren Nachrichten über Amerika mit den Bewohnern ſeiner ſüdlichſten Gränzen, nämlich mit denen der Küſten von Magellans Lande und den Bewohnern von Feuerland.

Da dieſe Länder nur durch ſehr ſchmale Arme des Meers getrennt ſind, ſo wird es begreiflich, wie am Meere gelegene Nationen, je nach ihrer Willkühr, ſich bald an den Enden des Continents, bald auf jener großen Inſel zeigen.

Erinnert man ſich der zuvor gegebenen treuen Darſtellung dieſer Länder, wo kaum ein Quadruped lebt, wo nur Seelöwen, Robben, thranigte Seevögel oder Muſcheln und Seeſchnecken eine dürftige oder doch ekle Nahrung gewähren, wo der kahle Felſen keinen Monat hindurch unbeſchneiet bleibt, ſo wird man wohl ſchwerlich hier große, rüſtige, geſcheute Menſchen erwarten.

Froſtig, dürftig und traurig, wie die übrige Natur, iſt hier auch der Menſch, ſo ſchildern ihn auch alle gültige Reiſende. Schon Caudiſch nannte ſie (1528) Menſchen von etwa 6 Spannen Höhe. Geſtehen ihnen nun gleich Bougainville, Cook und Wallis eine größere Statur zu, dennoch beſchreiben ſie ſie einmüthig als elende Geſchöpfe. Bougainville gab denen, die er auf der Nordſeite von Terra del Fuego, der Küſte von Magellans Land, zwiſchen Cap Forward und Cap François gegenüber, den Namen Pecherais; denn dies war ihr einziges Wort, was ſie von ſich hören ließen. Es iſt, ſagt Cook, eine kleine häßliche, halbverhungerte Menſchenrace. Forſters Nachrichten, als die vollſtändigſten von dieſem Volke, verdienen hier vor andern benutzt zu werden. „Statt daß alle andere Nationen der Südſee, ſagt er, gewöhnlich mit einem lauten Jauchzen oder frohen Zuruf uns entgegen kamen, beobachteten dieſe ſelbſt noch dicht am Schiffe, wo wir wenigſtens eine Anrede erwarteten, ein tiefes Stillſchweigen; ſie gaben keinen andern Laut von ſich als: Peſcheräh! Als man nach vielem Zuwinken einige von ihnen ans Schiff brachte, ließen ſie nicht das geringſte Zeichen von Freude blicken, ſchienen auch ganz ohne Neugierde zu ſeyn. Sie waren von kurzer Statur, keiner über 5 Fuß, 6 Zoll (engliſch Maaß) hoch; hatten dicke, große Köpfe, breite Geſichter, ſehr platte Naſen, und die Backenknochen unter den Augen ſtark hervortretend. Die Augen ſelbſt waren von brauner Farbe, aber klein und matt, das Haar ſchwarz, völlig gerade, mit Thran eingeſchmiert, hing wild und zottig um den Kopf. Anſtatt des Barts ſtanden einige einzelne Borſten auf dem Kinn, und von der Naſe bis in das häßliche, ſtets offne Maul, war ein beſtändig fließender Kanal vorhanden. Dieſe Züge machten zuſammen genommen, das vollſtändigſte und redendſte Bild von dem tiefen Elend, worin das unglückliche Geſchlecht dahin lebt. Schultern und Bruſt waren breit und ſtark, der Unterleib des Körpers aber ſo mager und eingeſchrumpft, daß man ſich kaum vorſtellen konnte, er gehöre zum obern. Die Beine waren dünn und krumm, und die Knie viel zu ſtark. Ihr einziges elendes Kleidungsſtück beſtand aus einem alten Seehundsfelle, welches, vermittelſt einer Schnur, um den Hals befeſtigt war. Uebrigens gingen ſie, Männer und Weiber, völlig nackend, ohne auf das, was Anſtändigkeit bei uns fordern würde, die geringſte Rückſicht zu nehmen. Ihre Leibesfarbe iſt olivenbraun mit einem kupferfarbigen Glanze, und bei manchem noch durch Streifen von rothem und weißem Ocker erhöhet. Die Begriffe von Schmuck und Zierath ſcheinen folglich älter und tiefer bei uns eingewurzelt, als die von Ehrbarkeit und Schaamhaftigkeit. Die Weiber waren beinahe

wie die Männer geſtaltet, nur etwas kleiner, weniger häßlich, und in der Kleidung nicht unterſchieden. Einige wenige hatten jedoch, außer jenem großen Seehundsfelle, noch einen kleinen Lappen, kaum einer Hand groß, als Schürze am Schooße herabhängen. Den Hals zierte ein ledernes Band mit Muſcheln beſetzt, und der Kopf war mit einer Mütze von Gänſefedern bedeckt, die gewöhnlich aufrecht ſtanden. Die völlig nackten Kinder ſaßen neben den Müttern um das in dem Canot brennende Feuer, zitterten aber beſtändig vor Kälte."

„Außer dem Worte Peſcheräh, welches ſie bald in einem klagenden, bald liebkoſenden Tone vorbrachten, ließen Einige nur blos ein Paar andere Worte hören, die aus einer Menge Mitlauter und Guttural-Buchſtaben beſtanden. Mit eben der Achtloſigkeit, mit welcher ſie ihre eigenen Kleidungsſtücke weggaben, nahmen ſie auch von uns Glas, Korallen und andere Kleinigkeiten an." Dieſer Mangel an aller Neugierde ſetzte ebenfalls Bougainvillen in Erſtaunen. Dieſe thieriſche Menſchen ſahen ſelbſt auf die Schiffe, auf dieſe Meiſterſtücke der menſchlichen Induſtrie, ohne die mindeſte Bewunderung hin. Ueberhaupt war ihr Charakter die ſeltſamſte Miſchung von Dummheit, Gleichgültigkeit und Trägheit.

Indeß ſang und tanzte (oder ſprang) doch nachmals eine andere Familie von Peſcherähs am Bord der franzöſiſchen Schiffe. Auch zeigte ſich wieder eine andere Familie etwas wortreicher. Sie machte auch einen Unterſchied unter den europäiſchen Waaren, zog den Bändern und Meſſern die Korallen beſonders vor, und rief dann Halleca! Fragte aber Cooks Mannſchaft nach Waſſer, ſo gaben ſie durch Zeichen das Trinken an, zeigten auf die Fäſſer und riefen Uhd (Oodd).

Die Nahrung der Peſcheräh s beſtand aus halb verfaultem Seehundsfleiſch; das thranigte, eckelhafte Fett genoſſen ſie am liebſten. Ferner nährten ſie ſich von Muſcheln und Seeſchnecken, die ſie vermittelſt eines Stocks von den Felſen losmachten, oder auch in kleinen Körben fiſchten. Dies war die Arbeit der Weiber, denen überhaupt alle grobe Arbeit auflag, ſelbſt das Rudern ihrer kleinen und aus Baumrinde ſchlecht gemachten Böte oder Canots.

Der einzige Beweis einiger Geſcheutheit und Induſtrie waren ihre Waffen. Sie beſtanden in Bogen und Pfeil. Erſterer, von einem dem Berberizen ähnlichen Holze, hält gegen 3 Fuß, und war ſehr nett gemacht, an den letztern war aber das Holz trefflich polirt. Die Pfeile ſind befiedert, die Spitzen aber, welche aus Kriſtall oder geſchliffenem Schiefer beſtehen, werden aus dem Beutel, worin man ſie beſonders trägt, nur zum wirklichen Gebrauch herausgenommen, und auf eine ſehr geſchickte Weiſe eingeſetzt. Bogen und Pfeil ſind indeß

eben ſo ſchwach als der Arm, der ſie gebraucht. Ihre Lanzen haben Spitzen von Fiſchknochen mit Widerhaken.

Die Dürftigkeit ließ dieſe traurigen Erdenſöhne mit allem vorlieb nehmen, was ihnen nur eßbar ſchien. Eins ihrer Kinder hatte es ſogar verſucht, ein Stück Glas, welches ihm die Franzoſen gegeben hatten, zu verſchlucken. Das unglückliche Kind ward ein Opfer ſeiner Gierigkeit, litt aber zuvor die grauſamſten Schmerzen. Bei dieſer Gelegenheit entdeckte man, daß es auch ſelbſt unter dieſem Volke Zauberer, die den Arzt ſpielen, gibt. Der Arzt oder Beſchwörer hatte zu ſeiner Ceremonie ſich das Haar bepudert und mit einer Mütze bedeckt, welche durch zwei große Federn dem Merkurs-Hut ähnlich ſah. Er ſtreckte das arme Kind auf die Erde aus, beugte ſich mit gräßlichem Geſchrei über daſſelbe hin, öffnete plötzlich die zuvor geſchloſſenen Hände, und blies dabei ſtark den Odem von ſich, als wollte er den böſen Geiſt hinwegblaſen. Der franzöſiſche Schiffsarzt wandte zwar alles an, das Kind zu retten; allein es ſtarb, und die Peſcherähs eilten mit wildem Geheule ein ſolches, ihnen gefährliches, Volk zu verlaſſen; denn ſie ſahen die Fremden, und vorzüglich den Schiffs-Chirurgus für die Urſache dieſes Unglücks an. Die Franzoſen ſchienen ſich aber hierüber einigermaßen dadurch zu tröſten, daß der Schiffsprediger dem unglücklichen Kinde auf eine verſtohlne Art die Taufe beigebracht hatte; und auf die Weiſe wäre alſo eine Seele in den Himmel gleichſam eingeſchwärzt!!

Die Peſcherähs ſcheinen zwar von einem Lande oder Inſel zum andern zu wandern, denn man trifft ſie bald an den Küſten von Magellans Lande (nicht aber im Innern von Patagonien), bald an der Oſt- bald an der Weſtſeite des Feuerlandes an; indeß haben ſie dennoch ordentliche Sitze, Ortſchaften von mehreren förmlich erbaueten Hütten oder Cabanen.

Das Dorf, welches Cook bei ſeiner erſten Reiſe in der Succeß-Bay auf dem weſtlichen Feuerlande vorfand, beſtand nur aus 14 Häuſern oder, richtiger, Hütten, von der allerroheſten Bauart. Ein Paar aufgerichtete Stangen, die ſich gegen einander beugten, etwa von der Geſtalt eines Bienenkorbes, war an der Wetterſeite mit Gras, Zweigen, Seehunds- und Guanaken-Fellen bedeckt, die Leeſeite hingegen ſtand mit einem Ausſchnitt von etwa dem achten Theil eines Cirkels als Thür offen, hier war auch der Platz für das Feuer, der Heerd, um welchen die zitternde Familie mitten im Sommer umherſaß. Möglich iſt es, daß Hodges hier einer ſolchen Familie zu ſehr geſchmeichelt hat; aber Forſter bemerkt, daß dieſe Peſcherähs, welche Cook bei ſeiner erſten Reiſe geſehen, wirklich beſſer geſtaltete und beſſer genährte Menſchen geweſen, als die, welche ſich ihnen bei deſſen zweiter Reiſe in Chriſtmaß-Sund (55° 30′

ſüdl. Br. und 70° 28′ weſtl. Länge) zeigten. Es gibt alſo auch wohl bei dieſer Nation vorzüglichere und ſchlechtere Stämme, wie bei allen übrigen Wilden. Jene Dorfſchaft enthielt 50 Menſchen. Man bemerkte bei ihnen keinen Unterſchied unter einander, oder eine Art von Oberherrſchaft. Ihre ganze Lebensart kam dem thieriſchen Zuſtande näher als bei irgend einem andern Volke, und die Weltumſegler waren froh, ihrer los zu werden, da ihr Geruch ſie ihnen ſo unausſtehlich machte.

Es treffen alſo in dieſen wilden Regionen oftmals die größten und ſtärkſten Nationen von Süd-Amerika mit den kleinſten und ſchwächſten zuſammen; denn der Pecherais geht in ſeinen Canots, und wie Falkoner von den Key-yus, den Bewohnern der äußerſten Spitze von Amerika, ſagt, auch in Flößen bald nach dem Feuerlande, bald nach Patagonien hinüber. Hier mag alſo der koloſſaliſche Tehuelhet zu Zeiten dem elenden Pecherais traulich, wenn gleich ſchmerzhaft, die Hand drücken, und in dem furchtbaren Wetter des dortigen Klima mag ſelbſt die Höhle einer antarktiſchen Dido neuen Menſchenracen das Daseyn geben.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Eberhard August Wilhelm <<von>>,

Die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen ein Lesebuch für Geographie, Völkerkunde, Produktenlehre und den Handel

Bd.: 7

Stuttgart 1820

Geo.u. 498 b-7/9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10430364-1